This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

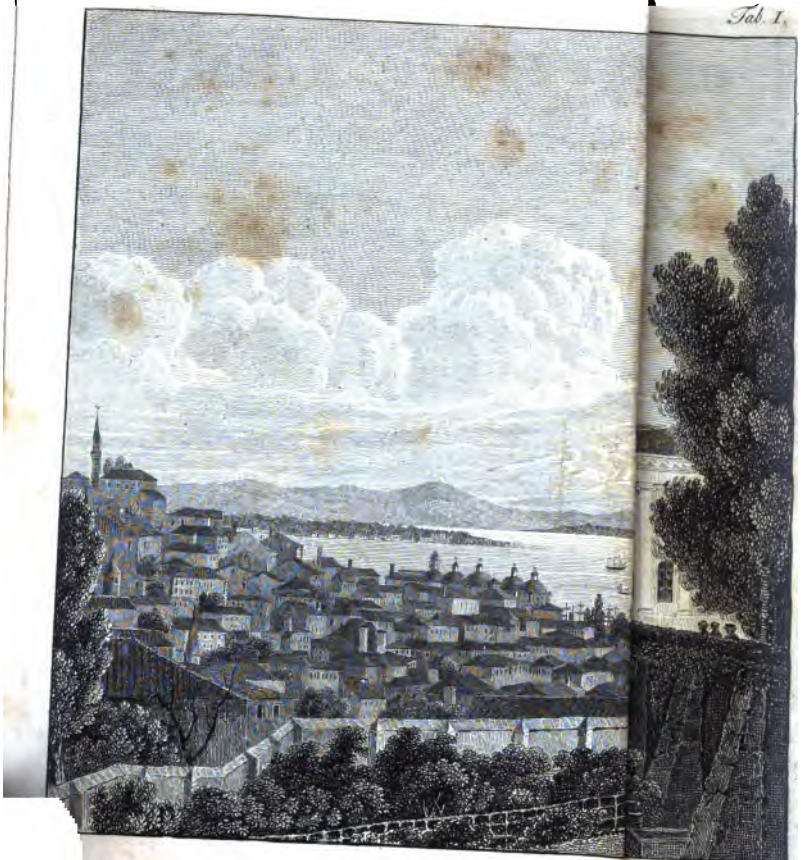
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Tab. I.



Döbler sc.

b. 1829.

31

Taschenbuch

zur Verbreitung

geographischer Kenntnisse.

Eine Übersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde.

Herausgegeben

von

Johann Gottfried Sommer,

Verfasser des Gemäldes der physischen Welt.

Siebenter Jahrgang.

Mit 7 Kupfer- und Steintafeln.

Prag.

J. G. Calve'sche Buchhandlung.

1829.

Gedruckt
bei
Johann Spurny.

Inhalt

		Seite
Einleitung:	Allgemeine Übersicht der neuesten Reisen und vornehmsten geographischen Entdeckungen	V
I.	Constantinopel	1
II.	Der Mexicanische Freistaaten-Bund	158
III.	Beechey's Reise zur Erforschung der Nordküste Afrikas, östlich von Tripolis	246
IV.	Die Gebirgs-Lappländer in Finmarken	315
V.	Hammerfest und sein Handel	359

+ L 10052

Kupfer- und Steintafeln.

Nr. I. Ansicht von Constantinopel. (Aus Choiseul-Gouffier's Reise) (Titelkupfer.)

„ II. Das Adrianopler Thor in Constantinopel. (Aus demselben Werke) zu S. 19.

„ III. Die Moschee Suleimans des Grofsen. (Aus demselben Werke) zu S. 64.

„ IV. Das Innere einer indischen Hütte in Mexico. (Aus Wards Mexico) zu S. 176.

„ V. Die Collegiatkirche zu Unserer Lieben Frauen von Guadalupe, in Mexico. (Aus demselben Werke) zu S. 234.

„ VI. Grundrifs von Apollonia, an der Nordküste Afrikas. (Aus Beecheys Reise) zu S. 306.

„ VII. Das Zelt eines Berg-Lappländers, in Finmarken. (Aus Brooke's Reise), zu S. 322.

Allgemeine Übersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen.

(Fortsetzung und Ergänzung zum vorigen Jahrgange.)

Leider sind die Hoffnungen, welche wir noch vor einem Jahre von den Bestrebungen der englischen Reisenden zur weitern Erforschung des innern Afrika hegen durften, vereitelt worden. Über den Tod des Major *Laing* und des Capitän *Clapperton* waltet kein Zweifel mehr ob, und der gänzliche Mangel an Nachrichten über Dr. *Dickson* macht es höchst wahrscheinlich, daſs auch dieser ein Opfer

seiner Wifsbegierde geworden sei. Die Nachricht von *Laings* Ermordung durch die *Fellatah's*, wie sie im vorigen Jahrgange (S. IX. und X.) erzählt wurde, woran man aber damals nach Berichten aus *Tripolis* noch zweifeln durfte, hat sich seitdem bestätigt. Ein Schreiben des französischen Consuls *Rousseau* zu Tripolis, welches *Barbié du Bocage* der Pariser Akademie der Wissenschaften mittheilte, erzählt nach Briefen des Statthalters von *Ghadames* an den Pascha von *Tripolis*, dafs der Hauswirth des Major *Laing*, nachdem die *Fellatahs* die Auslieferung desselben verlangt, ihn heimlich und unter der Schutzbegleitung mehrer vertrauten Diener aus *Timbuctu* habe flüchten lassen. Unter den Letztern aber befand sich einer, welcher von den Fellatahs erkauft war und denselben von *Laings* Flucht Nachricht gab. Er war es auch, der ihm, sobald ihn die Fellatahs eingeholt hatten, den ersten Dolchstofs versetzte. Der Statthalter in Ghadames erhielt diese Nachrichten von einem Einwohner des Ortes, welchem sie von einem Verwandten desselben, einem mauri-schen Kaufmann zu *Timbuctu*, schon im Dezember 1826 mitgetheilt worden waren. Dieser berufte sich dabei auf

das Zeugniss mehrer Einwohner daselbst, so wie aller zu der Karawane, mit welcher *Laing* nach *Timbuctu* gekommen war, gehörigen Kaufleute. Wie sich denken läfst, ist von den Papieren des Reisenden, wenn sie auch von den barbarischen *Fellatahs* nicht vernichtet worden seyn sollten, dennoch bis jetzt nichts in die Hände eines Europäers gerathen. Da die Fellatahs den Major *Laing* für einen Kundschafter gehalten haben, so ist keine Hoffnung vorhanden, dafs sie diese Papiere, selbst gegen grofse Geschenke, an Europäer ausliefern werden.

Ganz über allen Zweifel erhoben ist die Nachricht von dem Tode *Clappertons*, da sie von seinem treuen Diener, *Richard Lander*, persönlich nach England überbracht worden ist. *Clapperton* ist aber nicht, wie frühere Berichte aus *Tripolis* gemeldet hatten, unter den Streichen der Mörder, sondern am 13. April 1827 in *Sakkatu* eines natürlichen Todes und zwar an einer heftigen Ruhr, an welcher er 32 Tage lang darnieder gelegen hatte, gestorben. Er war fünf Monate in *Sakkatu* gewesen, von wo ihn sein alter Freund, der Sultan *Bello*, wegen des Krieges mit *Bornu*, nicht hatte weiter reisen lassen. Sei-

ne Wohnung war eine, dem Bruder des Sultans gehörige kreisrunde Lehmhütte, von etwa 150 Fuſs im Durchmesser. Er starb in den Armen seines Dieners *Lander*, welcher auch seine Beerdigung, in dem Dorfe *Dschangani*, 5 engl. Meilen südöstlich von Sakkatu, nach den Gebräuchen der englischen Kirche, besorgte, und auf dem Grabe ein kleines viereckiges Haus von Lehm, als Denkmahl errichtete. *Lander* erhielt darauf die Erlaubniſs, mit dem Nachlaſs seines Herrn nach Europa zurückzukehren, und begab sich, in Begleitung eines Dolmetsches aus *Bornu*, nach *Badagri* (an der Sklavenküste), auf welcher Reise er sieben Monate zubrachte, auch in Gefahr gerieth, von den Eingebornen der letztern Stadt, auf Anstiften der Portugiesen, vergiftet zu werden. Dem Häuptlinge dieses Plazzes muſste er für die Erlaubniſs, den Nachlaſs seines Herrn, worunter sich dessen sämmtliche Papiere befanden, mit einschiffen zu dürfen, den Werth von 61 Pf. St. in Waaren zum Geschenk machen. Capitän *Laing*, Befehlshaber eines brittischen Kauffahrteischiffes aus London, der sich damals an jener Küste befand, nahm Landern im Jäner 1828 an Bord und brachte ihn nach *Cape Coast*, von wo der-

selbe auf dem Schiffe *Esk* unter Capitän *Purchas*, nach England zurückkehrte und am 1. Mai desselb. J. in *Portsmouth* ans Land stieg. Wahrscheinlich wird *Clapperton's* Tagebuch nächstens im Druck erscheinen.

Auch *Lander* will eine besondere Beschreibung seiner eignen Reise herausgeben. Er kehrte von Sakkatu nicht auf demselben Wege nach der Küste zurück, den er mit seinem Herrn nach jener Stadt eingeschlagen hatte. Um zu erfahren, ob der *Niger* in den Busen von *Benin* oder in einen andern sich in denselben ergiefsenden Strom falle, reiste er siebzehn Tage in einer der vorigen ganz entgegengesetzten Richtung, mufste aber, da er von den argwöhnischen *Fellatahs* verfolgt wurde, von diesem Plane abstehen. Sein Weg nach *Badegri* führte ihn durch *Hussa, Nyffe, Hio* und einige andere Länder, welche bis jetzt noch von keinem Europäer besucht worden sind, so dafs sich von der Beschreibung dieser Reise manche wichtige Aufschlüsse erwarten lassen. Er bestätigt unter Andern die schon seit längerer Zeit bekannt gewordene Nachricht von der Art und Weise, wie *Mungo Park* auf einem im Niger befindlichen Felsenriff ums Leben gekommen ist. Auch er-

zählte er, dafs *Park's* Sohn im Jäner 1828, fünf Tagerei sen von *Accra*, im Innern des Landes gestorben und wahr scheinlich vergiftet worden sei, indem er, um die Gegend zu betrachten, einen Fetisch-Baum bestiegen und sich nich an die Warnungen des Königs gekehrt habe, der ihm davor unglückliche Folgen weissagte. Damit der Volksglaube auf recht erhalten würde, mufste er vermuthlich als ein Opfe seiner Verwegenheit fallen.

Über *Dicksons* Schicksale sind bis jetzt keine Nach richten eingegangen, und er ist daher wahrscheinlich eben falls nicht mehr am Leben.*)

Der Oberst *Denham* war, wie wir im vorigen Jahrgang S XII. meldeten, zu Ende des Jahres 1826 von England nach *Sierra Leone* und der *Goldküste* abgesegelt, um den Zustand der dortigen Ansiedlungen freier Neger zu untersuchen. Brie fe vom Monat Februar 1828 berichteten, dafs *Denham*

*) *Nouv. Ann.* 1828. Janv. p. 125, Avril, p. 123, Mai, p. 271. *Bull. univ. d. Sc. géogr.* 1827, Dec. p. 333, 1828, Mai, p. 226. *Hertha*, 1828, Mai, Geogr. Z. S. 135. *Geogr. Ephem.* XXV. Bd. 7. Heft, S. 214, 13. Heft, S. 410, 411 und 414.

sich damals in *Accra*, an der Goldküste, befunden habe und in Begriff gewesen sei, nach der neuen englischen Niederlassung auf der Insel *Fernando Po*, im Busen von *Benin*, abzureisen. Die neusten Nachrichten aber, welche die Londoner *Literary Gazette* vom Monat Juni 1828 mittheilt, sagen, dafs auch dieser verdienstvolle und thätige Mann nach einer kurzen Krankheit zu *Sierra Leone*, in einem Alter von 43 Jahren, gestorben sei.

Mit der Gründung der neuen Niederlassung zu *Fernando Po*, von welcher schon im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuches, S. XII u. f., gesprochen wurde, war bereits im November 1827 ein glücklicher Anfang gemacht worden. Die unter dem zum Befehlshaber derselben bestimmten Capitän *Owen* dahin abgesegelte Expedition ging am 27. Okt. 1827 in einer Bay der Insel vor Anker, welche den Namen *Maidstone-Bay* erhielt. Der Anblick des Landes auf dieser Seite war sehr reizend. Eine Menge Kähne mit Eingebornen näherten sich den englischen Schiffen, zeigten aber Anfangs grofses Mifstrauen gegen die Europäer und wagten nicht, an Bord zu kommen. Am andern Tage jedoch wurden sie zutraulicher und es entstand bald ein lebhafter Verkehr mit ihnen. Sie

brachten Yamswurzeln, Geflügel, Palmenwein, Angelschnüre, Schlangen- und Affenhäute, für welche Gegenstände sie am liebsten Eisengeräthschaften eintauschten. Diese Eingebornen waren von mittlerm Wuchse, aber kräftig gebaut, und hatten den Leib mit Ocher und Palmenöl bestrichen. Man fand bald, dafs sie sehr umgängliche und gute Leute waren. Sie erlaubten den Engländern ins Innere der Insel zu gehen und ihre Hütten zu besuchen. Auch hatten sie nichts dawider, dafs diese an einer dazu geeigneten Landspitze, welche den Namen *Point William* erhielt, die neue Niederlassung gründeten. Auch der Häuptling der Eingebornen betrug sich gegen die Britten sehr gut, und befahl seinen Untergebenen, diesen durchaus keine Ursache zur Unzufriedenheit zu geben. Dafs es ihm damit Ernst war, bewies ein Vorfall, der sich bald darauf ereignete. Einer von den Eingebornen hatte den Engländern ein Beil gestohlen. Capitän *Owen* befahl, dafs alle Übrigen sich sogleich vom Bord des englischen Schiffes entfernen und dafs alle Handelsverbindungen mit ihnen aufhören sollten. In Kurzem war der Dieb entdeckt. Alle seine Landsleute geriethen gegen ihn in den heftigsten Zorn, verwundeten ihn schwer, und banden ihn

an einen Baum, wo ihm ein Priester den Hals abschneiden sollte, was jedoch auf die Fürbitte der Engländer unterblieb. — Was man früher von dem gesunden Klima der Insel *Fernando Po* gesagt hat, scheint nicht so ganz richtig zu seyn. Wenigstens herrschte daselbst, als der Capitän *Owen* dort vor Anker lag, drei Monate lang das afrikanische Küstenfieber, an welchem mehre Personen starben.

Man glaubt in England, dafs diese neue Niederlassung auf *Fernando Po*, bei der Kleinheit der Insel, zwar an sich kein sonderlich werthvoller Besitz für Grofsbritannien, aber in Hinsicht ihrer Lage von grofser Wichtigkeit seyn werde, indem sie die ganze Küste des afrikanischen Festlandes, von *Benin* bis *Biafra*, also gerade die Gegenden beherrscht, wo der *Sklavenhandel* am lebhaftesten betrieben wird, der also von *Clarencetown* aus (so heifst die neuangelegte Stadt auf der Insel) leichter als bisher wird beschränkt werden können. Über die sonstigen Vortheile, welche der Besitz dieser Insel dem brittischen Handel nach dem innern Afrika gewähren dürfte, ist schon im vorigen Jahrgange (S. XIII.) gesprochen worden. Von einer wirklichen Verlegung der Colonie in *Sierra Leone* nach *Fernando Po* kann natür-

lich jetzt, wo die Niederlassung zu *Clarencetown* erst im Entstehen ist, noch keine Rede seyn.*)

In Betreff des jungen *Bousquet-Deschamps*, welcher sich im Jahr 1827 auf einer ägyptischen Fregatte in *Marseille* eingeschifft haben soll, um eine wissenschaftliche Reise nach dem Innern Afrika's zu machen, ist bis jetzt nichts weiter bekannt geworden.

Rüppel traf gegen das Ende des Jahres 1827 aus Ägypten wieder in seiner Vaterstadt *Frankfurt am Main* ein, bereitete sich aber zu einer neuen afrikanischen Reise vor, welche dieses Mal die nähere Untersuchung *Abyssiniens*, besonders derjenigen Theile dieses Landes, die von Europäern noch nicht bereist worden, zum Gegenstande haben soll. Der Senat von Frankfurt hat beschlossen, ihm zur Bestreitung der Kosten dieser Reise einen jährlichen Beitrag von 1000 fl. für einen Zeitraum von 7 bis 8 Jahren anzuweisen, und ihm dadurch nicht nur einen Beweis der Aner-

---

*) *Nouv. Ann.* 1828, Avril, p. 40 und ff., Mai, p. 169 und ff. — *Bull. univ.* etc. 1828, Mai, p. 120. — *Hertha*, 1828, Mai, Geogr. Zeit. S. 138.

kennung seiner bisherigen Verdienste um die Wissenschaften zu geben, sondern ihn auch in den Stand zu setzen, bei seinen fernern Unternehmungen zur Erweiterung der Länder- und Völkerkunde mit dem gröſstmöglichen Nachdrucke zu Werke zu gehen.

An der *Ostküste Afrika's*, bei *Natal*, hatte im Jahr 1824 der englische Schiffslieutenant *Farewell* eine aus Kaufleuten vom Vorgebirge der guten Hoffnung bestehende Privat-Niederlassung gegründet, wozu die Aussicht auf einen vortheilhaften Elfenbein-Handel die Veranlassung gewesen war. Ein Hr. *Nourse* hatte das Jahr vorher die Bemerkung gemacht, dafs die Zähne des Flufspferdes, welche die Eingebornen der Küste von *Lagoa* und die Portugiesen sehr gering schätzen, ein viel besseres und um die Hälfte theurer im Preise anzubringendes Elfenbein geben, als die Elfenbein-Zähne. Um nun die Gewinnung dieses Artikels an Ort und Stelle betreiben zu können, entschlossen sich an 30 Personen vom Cap, worunter aufser *Farewell* und einigen andern Engländern, auch 2 oder 3 Hottentotten und mehre Holländer waren, die erwähnte Niederlassung zu *Natal* anzulegen. Es gelang ihnen, sich die Gunst des dorti-

gen Königs der *Zulos*, Namens *Tschaka*, zu erwerben und von ihm im August 1824 einen 30 bis 40 Meilen längs der Küste und bis 100 Meilen ins Innere des Landes sich ausdehnenden Landstrich zu kaufen, welchen sie mit Glaswaaren, Kupfer und Leinwand bezahlten. Da das Schiff, welches nach dem Cap zurücksegelte, auf seiner Fahrt verbrannte, so hörte man fast ein ganzes Jahr lang nichts von dem Gedeihen der neuen Niederlassung, bis im Mai 1825 der Lieutenant *Hawes* mit dem *York* hier anlegte. Alle Ansiedler befanden sich wohl; der Ort war bereits zu mehren Häusern angewachsen, mit einer Mauer umgeben und sollte auch durch Geschütz eine Vertheidigung erhalten. Der fruchtbare Boden brachte besonders Getraide und Küchengewächse in Überfluſs hervor; auch fehlte es nicht an Wildpret und Hausthieren, wohl aber vor der Hand noch, da das Getraide erst angebaut war, an Mehl und Brod. Mit den Eingebornen, vorzüglich mit dem Könige *Tschaka*, lebte man im besten Vernehmen. Die Bevölkerung bestand schon aus 250 Seelen, wozu noch 100 Soldaten des *Tschaka* kamen, die derselbe als Schutzwache hergegeben hatte. Das Gebiet der Niederlassung wird von drei Flüssen durch-

schnitten, deren keiner aber schiffbar ist. Der Hafen ist für Schiffe, die nicht über 9 Fuſs tief gehen, sehr bequem. Im September 1825 erhielt die Colonie einen zweiten Besuch von dem, damals mit der Aufnahme der dortigen Küste beschäftigten Capitän *Owen*.*) Nach den Berichten eines Officiers vom Bord seines Schiffes fehlte es dem Stifter und Oberhaupt der Niederlassung noch an Mitteln, seinem Handel eine gewisse Ausdehnung zu geben; doch hatte er bereits 4 Tonnen (8000 Pfund) Elfenbein gesammelt, das meistens aus den südlichen Bezirken und ihm der weiten Entfernung wegen ziemlich hoch zu stehen gekommen war. Die Kriege, in welchen verschiedene benachbarte Eingeborne begriffen waren, hatten ihn bis jetzt verhindert, eine unmittelbare Verbindung mit dem Cap zu eröffnen. Indessen hatte ihm der König *Tschaka* versprochen, gegen die Kaffern der Grämze ins Feld zu ziehen und sie alle, bis auf den letzten Mann zu vertilgen. **)

*) Man sehe den Jahrgang 1827, S. XX. und 1828, S. XIII. Es ist derselbe *Owen*, welcher im Nov. 1827 die oben beschriebene Niederlassung auf *Fernando Po* gründete.

**) *Nouv. Ann.* 1828, Mai, 258.

Nächst *Afrika*, über dessen Inneres wir im verflossenen Jahre vergebens neue Aufklärungen erwartet haben, war der *Nordpol* derjenige Punkt, auf den sich unsere Blikke am meisten hefteten. Aber die grofsen Erwartungen, welche *Parry's* berühmter Name und seine mit so vielumfassenden und verständigen Zurüstungen unternommene Reise nach *Spitzbergen* rege machten, sind ebenfalls schmerzlich getäuscht worden.

Parry kam am 19. April 1827 auf dem Schiffe *Hekla* glücklich in *Hammerfest*, an der finmarkischen Küste an, nahm Rennthiere, Eisschuhe und Eisboote an Bord, und segelte weiter nach *Spitzbergen*. Aber hier fand er den Hafen *Smeerenburg* (*Smeerenburg*), in welchem er vor Anker gehen wollte, so wie mehre andere, noch mit Eis erfüllt. Er kämpfte damit bis zum 27. Mai ohne Erfolg und beschlofs jetzt, den ersten Versuch mit den Schlittenbooten zu machen. Aber da das Eis brach und zu strömen anfing, so kam man nicht weit damit und mufste wieder zu Schiffe gehen. Am 8. Juli gelang es dem *Hekla*, sich vom Eise frei zu machen und bis zu den *Sieben Inseln* zu gelangen.

Da sich aber auch hier kein guter Hafen vorfand, so mufste man nach Spitzbergen zurückkehren.

Am 21. Juni verliefs *Parry* zum zweiten Male das Schiff, um die Weiterreise nach dem Nordpole mittelst der Schlittenboote anzutreten. Zwei solcher Boote wurden dazu verwendet, eines unter seinem unmittelbaren Befehl, das andere unter dem des Lieutenant *Rofs*. Jedes war mit Lebensmitteln auf 71 Tage versehen, welche in *Pemmican**), gepülvertem Schiffszwieback und einiger Chokolade bestanden. Die ganze Mannschaft war mit Einschlufs der Befehlshaber 28 Mann stark. Man fand bald, dafs weder die Rennthiere noch die Hunde von einigem Nutzen waren. Das Eis bestand durchaus nicht aus einer einzigen zusammenhän-

*) Unter *Pemmican* versteht man im hohen Norden getrocknetes und dann klein gehacktes oder gestofsnes Fleisch, welches mit ungefähr so viel geschmolznem Fett, als ein Drittel seines Gewichts beträgt, in *grofse* lederne Säcke gestampft wird. Es hält sich bei gehöriger Aufbewahrung, besonders im trocknen Zustande, ein bis zwei Jahre und wird mit grofsem Vortheil zum Reisebedarf verwendet. Man sehe *Franklins* (erste) *Reise nach Nord-Amerika*, im zweiten Jahrgange dieses Taschenbuches, S. 219.

genden weit ausgedehnten Masse, sondern aus losgerissen und strömenden Stücken, unter denen allerdings manche v so beträchtlicher Gröfse, z. B. bis zu einer englischen Me lang, waren, daſs man sich hier der Boote für eine kur Zeit bedienen konnte. Auch gab es feste Stellen, wo sic das Nachtlager aufschlagen liefs. Aber die Zwischenräum waren mit Treibeis erfüllt, und die Oberflächen der Eisinsel mit Süfswasser bedeckt. Späterhin wurde dieser Zustand de Eises noch durch anhaltende Regengüsse — eine für jene Gegenden ganz unerhörte Erscheinung — verschlimmert, und die gröfsern Eisinseln brachen immer mehr zusammen. Wo man sich daher der Schlitten bedienen konnte, muſste sich die Mannschaft, sogar die Offiziere nicht ausgenommen, selbst vorspannen, und es läſst sich denken, welche Anstrengungen und Beschwerlichkeiten dabei zu erdulden waren. Das Frühstück bestand aus Chokolade mit Zwiebackpulver. Nach demselben spannte man sich ein und zog, wenn es anging, die Schlitten 5 bis 5½ Stunde ohne Unterbrechung fort. Hierauf kam das Mittagsessen, welches aus einem etwa pommeranzengrofsen Stück Pemmican und einigen Loth gepülvertem Zwieback bestand.

as Getränk war Wasser und etwas Rum. Gegen das nde der Schlittenreise war man sogar, um mit den Lebensmitteln auszureichen, genöthigt, die täglichen Portionen herabzusetzen.*) Bei dieser schmalen Kost mufsten die Reisenden nicht selten bis an die Kniee im Wasser waten, einen Kältegrad ausstehen, der sich fast nie über den Gefrierpunkt erhob, und so täglich an 10 bis 12 Stunden sich anstrengen. An manchen Tagen mufste wohl zwanzig Mal der Schlitten in ein Boot, oder das Boot in einen Schlitten verwandelt werden. Kam man endlich zur Nachtruhe, so konnte man freilich die Kleider wechseln und besonders die Fufsbekleidung mit einer trocknen vertauschen. Aber dieser Wechsel verursachte ein solches Jucken und Brennen in den durchnäfst oder erstarrt gewesenen Theilen, dafs die Schmerzen oft fast unerträglich wurden. Es entstand daher bald eine

*) Man hat aus dieser Verminderung der Portionen schliefsen wollen, dafs die brittische Admiralität die Expedition dieses Mal nicht hinlänglich mit Lebensmitteln versehen habe. Aber das *Schiff* war auf 19 Monate mit Mundvorräthen versorgt. Nur auf die *Schlittenreise* konnte *Parry* nicht allzuviel mitnehmen, weil diese Vorräthe die Fortschaffung der Schlitten zu sehr erschwert haben würden.

allgemeine Entkräftung der Mannschaft. Die Glieder schwollen an und zuletzt stellte sich sogar der Skorbut ein. Gründe genug für *Parry*, von der Fortsetzung dieser Schlittenreise abzustehen und den Rückweg nach seinem Schiff anzutreten. Der Hauptgrund aber, der ihn dazu bewog, war die niederschlagende Bemerkung, dafs man trotz aller Anstrengungen und Mühseligkeiten doch nicht sonderlich weit gegen Norden vordringen konnte, indem das Eis durchaus in einer südlichen Richtung und zwar mit einer solchen Heftigkeit strömte, dafs man an einem Tage, wo man 18 englische Meilen nordwärts gemacht zu haben glaubte, sich noch um 5 Meilen südlicher befand, als im Augenblicke der Abreise. *Parry* war vorsichtig genug, seiner Mannschaft, die ohnedies schon im hohen Grade niedergeschlagen war, diesen Umstand zu verbergen. Für ein grofses Glück mufste man es noch halten, dafs man die nachtheilige Richtung des Eises bei Zeiten wahrnahm, und dafs ferner diese Richtung keine östliche war, was die Reise sehr verlängert und die traurigsten Unfälle herbeigeführt haben würde. Auch gegen das Ende der Rückreise, als man schon wieder ins offene Meer gelangt war, hatte die Expedition noch 56 Stunden

lang gegen einen heftigen, mit Schneegestöber begleiteten Sturm zu kämpfen. Dergleichen Schneestürme waren auch früher zuweilen eingetreten.

Als man, am 21. Aug., wieder im Hafen angelangt war, erfuhr man, dafs auch der *Hekla* unterdessen seinen Antheil an den Gefahren der Reise ausgestanden hatte. Er war nahe am Strande, an einer Stelle, die hinlänglich sicher schien, vor Anker gelegt worden. Aber eine vorliegende, an 3 englische Meilen im Umfang haltende Eismasse war durch einen Windstofs mit der gröfsten Gewalt gegen das Schiff getrieben, und dieses dadurch, mit Verlust der Anker, auf den Strand geworfen worden. Es gelang jedoch der Mannschaft, es wieder flott zu machen und *Parry* beschlofs nun, da der Skorbut immer mehr um sich griff, ohne Verzug den Rückweg nach *England* anzutreten. Er kam auf dem Hekla noch glücklich bis zu den *Orkaden*, verliefs hier dieses Schiff und schiffte sich auf einem Cutter nach *London* ein, wo er am 30. Sept. glücklich wieder eintraf. Auch seine Leute waren unterdessen wiederhergestellt worden, und er hatte das Vergnügen, auf der ganzen Reise nicht einen einzigen Mann durch den Tod verloren zu haben.

Aus der seitdem zu London erschienenen vollständigen Beschreibung der Parryschen Reise wird folgende Stelle, worin *Parry* selbst seine Schlittenboot-Reise erzählt, ein lebhaftes Bild von den Eigenthümlichkeiten dieser Wanderung aufstellen.

»Ich beschlofs, da es in diesen Gegenden den ganzen Sommer hindurch nicht dunkel wird, blofs die Nachtstunden zur Reise anzuwenden, am Tage aber zu ruhen. Dieser Plan hatte, obschon wir durch die Umstände gezwungen, zuweilen davon abweichen mufsten, den Hauptvortheil, dafs wir dem lästigen und das unter dem Namen »Schneeblindheit« bekannte Übel herbeiführenden Schneeglanze auswichen, welcher zu der Zeit, wo die Sonne höher am Himmel steht, stärker ist, als vor- und nach Mitternacht. Aufserdem konnten wir die gröfsere Wärme, die am Tage herrschte, zum Trocknen unserer Kleider und Wäsche benützen und auf dem Schnee, der in der Nacht fester war, liefs es sich dann besser reisen. Das einzige Unbequeme hatte diese Reiseordnung, dafs es bei der Nacht mehr Nebel gab als am Tage.«

›Dieses Reisen bei der Nacht und das Schlafen am Tage kehrte allmählich in unserer Vorstellungswelt die natürliche Ordnung der Dinge so gänzlich um, daſs es sehr schwer wurde, uns von der Wirklichkeit der Erscheinungen zu überzeugen. Selbst die Officiere und ich, die wir doch mit guten Taschen-Chronometern versehen waren, konnten uns nicht immer recht besinnen, ob die Stunden, die wir ablasen, Tag- oder Nachtstunden seien.*) ..... Wenn wir am Abende vom Schlafe aufstanden, so verrichteten wir unser Morgengebet, zogen unsere Schlafkleider aus und legten die zur Reise bestimmten an. Jene bestanden aus Camelot, mit Fellen von jungen Ratten gefüttert, diese aus sehr dickem blauem Tuch. Wir trugen auf dem Marsch stets die nämlichen Strümpfe und Stiefeln, mochten sie, während wir schliefen und sie ausgezogen hatten, getrocknet seyn oder nicht; denn wenn sie auch wirklich

*) Am leichtesten mufste diese Ungewifsheit eintreten, wenn die Reiseordnung einige Tage lang gestört worden und die Luft mit Nebel erfüllt war, so daſs man die Sonne oder den Mond nicht sehen konnte.

trocken waren, so befanden sie sich nach der ersten Viertelstunde dennoch wieder im nassen Zustande. Dagegen war es für unsere Gesundheit von der äufsersten Wichtigkeit, wenigstens während der Nachtruhe trockne Kleider, Strümpfe und Stiefeln anlegen zu können.«

»Sobald Alles reisefertig war, frühstückte man warme Chokolade und Zwieback, packte die Boote oder Schlitten, und trat die Wanderung an. Gewöhnlich ging es 5 bis 5½ Stunde in Einem fort. Dann wurde Halt gemacht, um das Mittags- (oder vielmehr Mitternachts-) Mahl einzunehmen, und hierauf ging es wieder 4, 5, auch 6 Stunden, je nach den Umständen, vorwärts. Zum Nachtlager suchten wir die möglichst gröfste Eisfläche aus, die wir am Wege fanden, damit wir die Boote aus dem Wasser ziehen und sie vor der Beschädigung durch anderes Treibeis sichern konnten. Die Boote wurden neben einander, mit den Hintertheilen gegen den Wind, gestellt und von Schnee und Eis gereinigt. Mittelst der Bambusmasten und Ruder spannte man die Segel oben darüber zeltartig auf und liefs an der Vorderseite eine Öffnung. Jedermann zog nun vor allen Dingen trockne Strümpfe und Pelzstiefel an Hierauf

wurden an den Booten, Schlitten und Kleidungsstücken die nöthigen Ausbesserungen vorgenommen, dann die Lebensmittel für den künftigen Tag ausgetheilt und zu Nacht gegessen.‹

›Die meisten Officiere und Matrosen rauchten alsdann noch ihre Pfeife, was zur Erwärmung und Austrocknung der Zelte beitrug. Gewöhnlich war dieser Theil der vier und zwanzig Tagesstunden der vergnügteste. Die Matrosen erzählten Geschichten und alle Beschwerlichkeiten des Tages waren vergessen. Während des Schlafes stand ein Mann, der alle Stunden abgelöst wurde, Schildwache, um im Fall einer etwanigen Annäherung von Eisbären oder eines Eisbruches uns aufzuwecken und die gehörige Trocknung der Reisekleider zu besorgen.‹

›Vor dem Schlafengehen wurde ebenfalls gebetet.... Unser Schlaf war so gut, als man es unter dergleichen Umständen kaum hätte für möglich halten sollen. Die gröfste Unbequemlichkeit verursachte der enge Raum, der uns nöthigte, ein wenig alkaudicht beisammen zu liegen. Während wir schliefen, war die Temperatur in der Regel + 36 bis 45° Fahr. (+ 1⅞ bis 5⅞ Reaum.); blofs ein

paar Mal stieg sie, als die äufsere Atmosphäre besonders ruhig und warm war, auf 60 bis 66 (12½ bis 15½ R.) und zwang uns, einen Theil unserer Pelzkleider abzulegen. Nachdem wir sieben Stunden geschlafen hatten, wurden wir von dem Manne, der in der letzten Wachtstunde unterdessen die Chokolade bereitet hatte, mittelst eines Hornrufes aufgeweckt und es begann nun wieder unser Tagewerk.«

»Die tägliche Nahrung für jeden Mann bestand in zehn Unzen Zwieback, neun Unzen Pemmican, einer Unze gestofsner Chocolade, welche eine Pinte Getränk gab, und einem kleinen Glas Rum. Aufserdem bekam Jeder noch wöchentlich drei Unzen Tabak.«

»Unser einziger Brennstoff war Weingeist, von dem wir täglich zwei Pinten brauchten. Die Chocolade wurde in einem eisernen Topfe gekocht, der auf einer niedrigen Lampe mit sieben Dochten stand. Gewöhnlich reichte eine Pinte Weingeist zur Bereitung des Frühstücks, oder zum Kochen von 28 Pinten Wasser hin, welches im Anfange stets 32° F. (0° Reaum.) Temperatur hatte. Bei stillem und schönem Wetter kochte das Wasser in fünf Viertel-

stunden; gewöhnlich aber zeigten sich schon vor 200° F. (74⅔ R.) die ersten Aufwallungen.«

Während dieser ganzen mühseligen Reise war *Parry* unaufhörlich mit geographischen, physikalischen und meteorologischen Beobachtungen beschäftigt. Der höchste nördliche Punkt, welchen man mit dem *Hekla* erreichte, war 81° 5′ 32″ Breite und 19° 54′ östl. Länge (von Greenwich). Mit den Schlittenbooten gelangte man bis 82° 45′ 15″ Br. und 20° L.

Man hat in englischen Blättern behauptet, dafs *Parry*, wenn er bis völlig zu 83° Breite vorgedrungen wäre, Anspruch auf die vom Parliament im Jahr 1818 ausgesetzte Belohnung von 5000 Pf. St. hätte machen können. Diese Behauptung ist nicht ganz richtig. Durch die erwähnte Parliaments-Akte werden 20000 Pf. dem Entdecker einer Durchfahrt aus dem Atlantischen nach dem Stillen Meere, längs der Küsten von Nord-Amerika, und 5000 Pf. demjenigen zugesichert, welcher zuerst bis 89° Breite gelangt. Verhältnifsmäfsige Belohnungen von weniger als 5000 Pf. können die Commissäre nach Gutbefinden denen ertheilen, welche die zur Erhaltung der obigen Preise gemachten Be-

dingungen nicht ganz, aber doch mehr oder weniger vollkommen, erfüllt haben. Man sieht also, dafs *Parry*, der nicht völlig bis 83° vordrang, noch weit davon entfernt war, auf einen jener Preise Ansprüche machen zu dürfen. Um überhaupt eine Belohnung erhalten zu können, müfste er dem Nordpole näher als jeder Seefahrer vor ihm gekommen seyn. Die durch ihre Überwinterung auf Spitzbergen in der Geschichte der Reisen berühmt gewordenen Holländer *Barenz* und *Heemskerk* erreichten (im Jahr 1596) die Breite von 80° 11′, der Engländer *Hudson* (1607) 80° 23′, der Russe *Tschitschakoff* (1766) 80° 21′, der Engländer *Phipps*, nachher Lord *Mulgrave* (1773) 80° 48′. Aber einige Walfischfänger sind weiter als *Parry* gekommen; namentlich drang der *Neptun* aus *Aberdeen* im Jahr 1816 bis 83° 20′ vor und würde, wenn damals schon die Parliaments-Akte erlassen gewesen wäre, Anspruch wenigstens auf einen Theil der 5000 Pf. haben machen können.

Von den *wissenschaftlichen* Ergebnissen der Parryschen Reise kann hier nur Weniges angeführt werden. Man fand, dafs die magnetische Neigung zunahm, je weiter man

nordwärts kam. Von 81°, die die Nadel im Hafen zeigte, wo der Hekla stand, stieg sie bis zum nördlichsten Punkte der Reise auf 82° 22′. Die Abweichung war westlich und nahm unter 82° 15′ Breite in dem Maße, als man nordwärts ging, von 19° bis 15¼° ab; ging man ostwärts, so war die Abnahme noch größer. Nach Westen hin wuchs die Abweichung sehr schnell und zwar unter 17¼° östl. L. bis 22¼°. Diese Beobachtungen scheinen die Theorie des Prof. *Hansteen*, welcher in jeder Halbkugel zwei magnetische Pole annimmt, sehr zu begünstigen.*) Sehr merkwürdig sind unter so hohen Breiten die erwähnten Regengüsse. Unter 82° 15′ regnete es das eine Mal 31, das andere 24 Stunden. — Am 23. Juli waren zu gleicher Zeit sechs deutliche, sehr hell glänzende Regen- oder vielmehr Nebelbogen sichtbar.

---

*) Die vier Hansteenschen Pole liegen 1) in der Nähe der *Hudsons-Bay*, 2) im *Sibirischen Eismeere*, 3) südlich von *Van-Diemens-Land* und 4) im *Grofsen Weltmeere*, westlich vom *Feuerlande*. Man sehe über *Hansteens* Theorie das Umständlichere in meinem *Gemälde der physischen Welt*, II. Bd., neue Auflage, S. 553 und ff.

Obschon man Ursache hatte, nach Norden hin Land zu vermuthen, da das nach Süden strömende Eis allem Anscheine nach von Küsten losgerissen war: so konnte man doch unter der höchsten nördlichen Breite, zu der man gelangte, nichts Landähnliches nach Norden hin wahrnehmen. Da auch fast alle Vögel die Expedition, in dem Maſse als man weiter nordwärts ging, verliefsen, und man selbst mit 500 Faden keinen Grund fand: so mufste das Land, falls dennoch welches vorhanden ist, sehr weit nach Norden hin liegen. Sobald man ins Eis gekommen war, traf man weder Treibholz noch Walfische mehr an, ausgenommen in den von den Walfischfängern besuchten Gegenden westlich von Spitzbergen.

Während *Parrys* Abwesenheit mit den Schlittenbooten war auch der auf dem Hekla zurückgebliebne Lieutenant *Foster* nicht unthätig. Er stellte besonders eine Reihe sehr merkwürdiger Versuche über die täglichen Veränderungen in der Abweichung der Magnetnadel und über die Intensität des Magnetismus an. Auch über den noch immer räthselhaften *rothen Schnee* erhalten wir durch *Parrys* Expedition eine neue Beobachtung, welche die bisherige Meinung, dafs der färbende Stoff etwas Pflanzenartiges sei, umzustofsen

scheint. *Parry* erzählt nämlich in seinem Tagebuche, beim 2. August Folgendes: „Im Laufe des heutigen Tages trafen wir vielen Schnee an, der bis einige Zoll tief mit einem rothen Stoffe gefärbt war. Wir nahmen eine Flasche voll mit, um ihn zu untersuchen. Bei dieser Gelegenheit erinnerten wir uns, während unserer bisherigen Fahrt mehrmals bemerkt zu haben, dafs die beladnen Schlitten, auf dem festen Schnee, über den sie gezogen wurden, eine schwache rothe Spur zurückliefsen, welche wir damals einem färbenden Stoffe zuschrieben, der durch die Last des Schlittens aus dem Birkenholze, woraus die Kufen gemacht waren, gepreſst worden seyn möge. Heute aber bemerkten wir, dafs auch die Spuren der Boote und selbst unsere Fufstapfen die nämliche Erscheinung darboten. Als wir die Sache genauer untersuchten, fanden wir, dafs die rothe Färbung des Schnees, in höherm oder geringerm Grade, durch jeden starken Druck auf die Fläche, die wir passirten, hervorgebracht wurde, ohne dafs wir mit der Lupe etwas wahrnehmen konnten, das die Färbung verursacht hätte. Die Röthe dieses Schnees, von dem wir ebenfalls einige Flaschen voll mitnahmen, war

von der an frühern Stellen ein wenig verschieden; sie glich mehr der Farbe des Lachsfleisches als der Rosenröthe.« *)

Ein Hr. *Dau* bemerkt in einem dänischen Blatte, dafs *Parry*'s Unternehmen, den Pol zu erreichen, vielleicht gelungen wäre, wenn er dazu den *August* und *September* gewählt hätte. Es habe ihm ja von seinen frühern Reisen her bekannt seyn müssen, dafs das Meer in diesen Polargegenden erst im Verlaufe des *Juli* von Eise frei werde; und da die Schiffe auf 19 Monate, wie die vorjährigen Berichte meldeten, mit Lebensmitteln versehen waren, so habe er ja überwintern können. Zu einer Schlittenboot-Reise wäre dann der *März* und *April* am geeignetsten gewesen, da um diese Zeit über 80° Breite hinaus wahrscheinlich Alles noch mit festem Schnee und Eis bedeckt sei. Es läfst sich jedoch nicht denken, dafs dem Capitän *Parry*, der schon so viele Reisen nach den Polarmeeren gemacht hat, dieses nicht auch eingefallen sei und er mufs also doch wohl triftige Gründe gehabt haben, einem andern Plane zu folgen.

*) Nouv. Ann. 1828, Avril, p. 87.

Der jüngere *Scoresby*, welcher das nördliche Eismeer verschiedene Male besucht hat und dem wir so viele Belehrungen darüber verdanken, hält die Erreichung des Pols von *Spitzbergen* aus keineswegs für unmöglich, obschon er alle Schwierigkeiten und Hindernisse kennt, die sich einer solchen Unternehmung in den Weg stellen können. Er führt nachstehende als die bedeutendsten an: 1) die Länge des Weges, welche fast 10 Breitengrade oder 150 geographische Meilen beträgt, die dann auch wieder zurückgemacht werden müfsten, wenn man nicht den doppelt so weiten und unbekannten Weg nach der Berings-Strafse einschlagen wollte. Die ohnehin schwierige Fortschaffung des Gepäckes würde durch weichen Schnee, gebrochenes oder unebenes, oder gar zu Bergen aufgethürmtes Eis noch mehr erschwert werden; 2) die Unsicherheit der Magnetnadel, wodurch die Richtung des Weges schwer zu bestimmen seyn würde; 3) ungewöhnlich grofse Kälte und wilde Thiere, und endlich gebirgiges Land, offenes Meer, dem man sich mit blofsen Booten nicht würde anvertrauen dürfen, und eine durch anhaltenden Nebel oder dicke Wolken verdunkelte Atmosphäre,

wodurch die astronomischen Hilfsmittel nutzlos gemacht werden würden. *)

Capitän *Franklin* und Dr. *Richardson* trafen von ihrer Reise nach den nordamerikanischen Küsten des Eismeeres und dem bisher unbekannten Innern von Nord-Amerika am 27. Sept. 1827, also nur um drei Tage früher als *Parry* in *London*, wieder zu *Liverpool* ein. Es sind seitdem nachträglich noch mehre Berichte über ihre Reisen bekannt gemacht worden, **) welche aber zu dem, was wir bereits im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuches, S. XIX. bis XXXI., mitgetheilt haben, nichts Neues hinzufügen. Einer noch unbestätigten Nachricht (in den *Nouv. Ann.* 1828, März, S. 393) zu Folge soll *Franklin* in Begriff seyn,

---

*) Man sehe über *Parry's* letzte Expedition nach Spitzbergen *Nouv. Ann.* 1827, Oct. p. 121, Nov. p. 410; 1828, Avril, p. 81; — *Bull. univ.* 1827, Dec. p. 339; — *Hertha*, 1827, Nov. Geogr. Zeit. S. 86, 1828, Jan. Geogr. Zeit. S. 23. — *Geogr. Ephem.* XXIII. Bd. 9. Heft, S. 287 und 10. Heft, S. 317.

**) *Geogr. Ephem.* XXII. Bd. 14. Heft S. 441, XXIII. Bd. 14. Heft S. 448 und XXIV. Bd. 12. Heft S. 380. — *Bull. univ.* 1827. Dec. p. 338.

eine *dritte* Reise nach Nord-Amerika zu unternehmen, um die Erforschung des noch übrigen Theiles der Eismeer-Küste, von dem Punkte an, wo er umkehrte, bis dahin, wo ihn Capitän *Beechey* erwartete, zu vollenden.

Von den Versuchen des Letztern, dem Capitän *Franklin* von der *Berings-Straſse* her entgegen zu kommen, hat ebenfalls der vorige Jahrgang S. XXXII. und f. das Nöthige erzählt. *Beechey* wandte sich im Oktober 1826, wo er nicht länger mehr auf *Franklin* warten konnte, aus dem *Kotzebues-Sunde* wieder südwärts und begab sich nach *San Blas* in Californien. Von hier unternahm er im Sommer 1827 eine *zweite* Fahrt nach der *Berings-Straſse* und dem *Kotzebues-Sunde*, hatte aber dieses Mal so viel mit schlechtem Wetter zu kämpfen, daſs er nicht so weit kommen konnte als im Jahr 1826. Er traf auch mit einigen Eingebornen von Nord-Amerika zusammen, welche sehr feindselige Gesinnungen blicken lieſsen und ihn für das Schicksal *Franklins*, von dessen glücklicher Heimreise er noch nichts wissen konnte, sehr besorgt machten. Er kehrte bald darauf nach Süden zurück und man glaubte, daſs er im

Verlaufe des Sommers 1828 wieder werde in England eintreffen können.*)

Der von der *Londoner* Gartenbau-Gesellschaft nach *Nord-Amerika* abgeschickte Obergärtner *Douglas* (s. vor. Jahrg. S. XXXIII.) kam, ohne mit der *Franklin*'schen Expedition zusammengetroffen zu seyn, nach einem dreijährigen Aufenthalte daselbst, im Herbst 1827 nach *London* zurück. Er soll eine äufserst beträchtliche Sammlung von Pflanzen mitgebracht haben. Über den grofsen Flufs, welcher nach Berichten, die *Douglas* in den *Felsengebirgen* einzog, westlich vom *Mackenzie* strömen und sich beim *Eiskap* ins Meer ergiefsen soll, ist zwar bis jetzt nichts Genaueres bekannt geworden; aber dagegen erfahren wir aus einer russischen Zeitschrift**) Einiges über den Verkehr der *Russisch-Amerikanischen* Niederlassungen mit den Eingebornen des Innern von Nord-Amerika, welches zugleich auf die Verbindungen derselben mit den *Brittischen* Colonien an der *Hud-*

*) *Bull. Univ.* 1828, Juny, S. 303.

**) *Severni Arkhif* (Archiv des Nordens) Nr. 18, 1825; man sehe das *Bull. univ.* 1828, Dzbr. S. 335 und ff.

sons-Bay etwas Licht wirft, und uns für eine vielleicht nicht ferne Zukunft merkwürdige neue Entdeckungen in dem bisher ganz unbekannten Innern des nordwestlichen Amerika verspricht.

Unter 60° Breite nämlich und 144° westlicher*) Länge von Greenwich, findet man, auf dem der Russisch-Amerikanischen Gesellschaft gehörigen Gebiete, die Mündung des *Kupferflusses* (den man nicht mit dem *Kupferminen-Flusse* verwechseln mufs). Dieser Flufs kommt von Nordosten, aus einem hohen Gebirge, und seine Ufer sind von einem sanften und friedlichen Volke bewohnt, welches den Namen *Ugalakmuten* führt. An der Mündung des Flusses, bei der Bay *Tschugat*, liegen die Inseln *Sukli* und *Nutschik*. Auf der letztern befindet sich eine von der Gesellschaft errichtete Niederlassung, bei welcher alle Jahre mehre Schiffe der Gesellschaft anlegen, um das Pelzwerk an Bord zu nehmen, das die Einwohner unterdessen gesammelt haben. Der vom Direktor *Baranof* zur Erforschung der Quellen des Kupferflusses abgeschickte Handelsmann *Bajenof* durch-

*) Im *Bull. univ.* steht durch einen Druckfehler ‚orientale'.

wanderte einen Raum von ungefähr 300 Wersten (43 teutsche Meilen) und war im Begriff, mit einer erstaunenswürdigen Menge von Probestufen gediegenen Kupfers, das er an den Ufern des Flusses gefunden hatte, zurückzukehren, als er von einem indischen Häuptling angefallen und aller dieser Gegenstände beraubt wurde, indem der Häuptling fürchtete, dafs die Russen, sobald sie von dem Daseyn dieser Kupferminen unterrichtet wären, sich mit Gewalt in den Besitz eines so einträglichen Handels setzen möchten. *Bajenof* berichtet auch, dafs er noch einen andern, vom Kupferflusse ausgehenden (also einen Arm desselben bildenden) Flufs entdeckt habe, der hinlänglich schiffbar sei. In geringer Entfernung davon befindet sich ein See, an dessen Ufern er eine so ungeheure Menge Rennthiere sah, dafs man, nach den Aussagen der Indier, bis auf 12000 Stück davon erlegen kann. Auch giebt es hier viele schwarze Bären, Luchse, Flufsbiber und Marder. *Bajenof* sah bei den Indiern eine Menge gediegenes Kupfer, und erfuhr, dafs nach Norden hin ein ziemlich grofser Flufs sei, der sich ins Weltmeer (la grande mer) ergiefse.

Ein anderer russischer Handelsmann, *Klimofsky*, der vom Lieutenant *Ianofsky* abgeschickt wurde und den Kupferfluſs 200 Werste weit stromaufwärts befuhr, hat der Gesellschaft folgende Nachrichten darüber mitgetheilt. Die Ufer sind mit dichten Waldungen bedeckt. Der Fluſs ist nicht sonderlich schiffbar, könnte aber dennoch recht gut als Verbindungsweg mit dem Innern gebraucht werden. An seiner Mündung wohnen die *Ugalakmuten*, hinter welchen man, am Fuſse der Gebirge, die *Atnakmiuten*, ein ebenfalls friedliches Volk, antrifft. Während des Winters kommen eine Menge anderer indischer Stämme, die jenseits der Gebirge wohnen, hierher und feiern gewisse Spiele, die mehre Monate dauern. Zugleich verkaufen sie bei dieser Gelegenheit ihre mitgebrachten Waaren an die *Atnakmiuten*, gegen allerlei Kleinigkeiten, die diese von den *Ugalakmuten* erhalten, welche sie wieder von den *Russen* beziehen. Unter den von *Klimofsky* mitgebrachten Gegenständen befinden sich Stufen des schönsten gediegenen Kupfers und einige falsche Guineen, welche jene Völker nur von der *Hudsons-Bay* her erhalten haben können, woraus also ein

Verkehr zwischen dieser Bay und den Anwohnern des Kupferflusses sehr wahrscheinlich wird.

Es wird bei Erzählung dieser Nachrichten der Vorschlag zu einer Expedition gemacht, welche vom Kupferflusse aus ins Innere von Nord-Amerika eindringen und Verbindungswege zwischen der *Russisch-amerikanischen* und der *Brittischen Hudsons-Bay*-Gesellschaft ausfindig machen soll. Diese Expedition brauchte blofs aus einem Officier, als Anführer, einem Secretär, einem Maler, einem Naturforscher und zwei Matrosen zu bestehen, die in der Zimmermanns- und Schmiedekunst erfahren seyn müfsten. Sie könnte von Rufsland aus über Kamtschatka nach der Insel *Sitka*, oder über *Ochotsk* nach dem Kupferflusse gehen. Das erste Jahr müfste man sich blofs mit der Erforschung der dortigen Küste, besonders des *Eliasberges*, beschäftigen. Hierauf müfste man bis zu dem von den *Atnakmiuten* bewohnten Gebirge vordringen und von diesem Volke Geifseln fodern. Man könnte dann den Winter über daselbst zubringen und unterdessen auch Bekanntschaft mit den jenseits des Gebirges wohnenden Stämmen machen, die um der erwähnten Spiele und Handelsgeschäfte willen hierher reisen.

Durch die von diesen Indiern eingezogenen Erkundigungen würde die Weiterreise im nächsten Frühlinge sehr erleichtert werden. Zunächst müfste die Expedition die Küsten des *Eismeeres* zu erreichen und von da bis zum *Mackenzie-Flusse* zu kommen trachten, mit dem die *Hudsons-Bay-Gesellschaft* in Verbindung steht. Wäre man in dieser Bay angekommen, so müfste man, falls die Regierung es genehmigte, wieder nach der Westküste zurückkehren, um eine Verbindung zwischen der *Hudsons-Bay* und dem *Kupferflusse* zu entdecken.

Wir wissen noch nicht, ob die russische Regierung oder die Direction der *Russisch-Amerikanischen* Gesellschaft eine solche Expedition abschicken wird, obschon nicht zu zweifeln ist, dafs sie nicht blofs für die Gesellschaft, sondern auch für die Wissenschaft überhaupt von grofsem Nutzen seyn würde. Die russische Expedition, welche, aus den Schiffen *Moller* und *Seniavin*, unter den Capitäns *Stankowitsch* und *Litke* bestehend, zu Ende des Jahres 1826 aus *Kronstadt* nach dem *Grofsen Weltmeere* absegelte, soll, wie wir schon im vorigen Jahrgange S. L. berichteten, zwar auch das russische Amerika ins Auge fassen, scheint aber

keine Personen, die zu einer Landreise im Innern bestimmt wären, an Bord zu haben. Es ist über den Erfolg ihrer Arbeiten bis jetzt noch nichts bekannt.

Über die *Vereinigten Staaten* und das *Brittische Nord-Amerika* haben wir neuerdings eine Menge Reiseberichte erhalten. Den ersten Platz darunter verdient unstreitig die bei Hoffmann in Weimar in zwei Theilen erschienene »*Reise Sr. Hoheit des Herzogs Bernhard zu Sachsen-Weimar-Eisenach durch Nord-Amerika, in den Jahren* 1825 *und* 1826. *Herausgegeben von Heinrich Luden etc. etc.*« Der Herzog verliefs den Hafen von *Helvoetfluis* auf einer niederländischen Fregatte am 4. April 1825 und traf, nach einem zweimonatlichen Aufenthalte in *England*, am 26. Juli in *Boston* ein. Von hier ging die Reise über *Albany* nach den Wasserfällen des *Niagara*. Ein Theil derselben wurde auf dem in den letzten Jahren erbauten *Erie-Kanale* gemacht, dem jedoch der Herzog nicht das übertriebene Lob spendet, welches ihm in andern Reisebeschreibungen zu Theil geworden. »Allerdings« — sagt er — »macht die Unternehmung dieses Kanals von 362 Meilen Länge

und mit 83 Schleusen, welche die Schiffe vom *Hudson* nach dem See *Erie* bringen, dessen Niveau 688 Fuſs über das des *Hudson* erhaben ist, dem Geiste der Erfinder alle mögliche Ehre. Hat man aber die französischen, niederländischen und englischen Kanäle gesehen, so findet man, daſs hier zu Lande die Wasserbaukunst noch Fortschritte machen kann. Der Kanal hat an der Oberfläche des Wassers eine Breite von 35 Fuſs, auf einem Grunde von 28, und das Wasser eine Tiefe von 4 Fuſs, so daſs nur eigens dazu gebaute flache Schiffe und Flöſse auf demselben fahren können.« Vom Niagara wandte sich der hohe Reisende über *Montreal* nach *Quebek* und von da zurück über *Montreal* nach *New-York*. Hier sah er die weltberühmte Dampf-Fregatte *Fulton the first* und hatte Gelegenheit, sich zu überzeugen, daſs Alles, was man davon ausposaunt hat, z. B. daſs sie den Feind mit siedendem Wasser begieſse, ihm eine Menge von Spieſsen und Schwertern entgegen strecke etc., völlig erlogen ist. Am 25. Okt. traf er in *Philadelphia* ein, wo die groſse, erst seit Kurzem vollendete Wasserleitung am linken Ufer des *Shuylkill*, welche die ganze Stadt, bis in die obersten Stockwerke

hinauf mit Wasser versorgt und fast eine halbe Million Dollars gekostet hat, eine der vornehmsten von ihm besichtigten Merkwürdigkeiten war. Von *Philadelphia* ging es nach *Baltimore* und *Washington*, welche letztere Stadt der Herzog, obwohl er sich keine grofse Vorstellung von ihr gemacht hatte, dennoch weit unter seiner Erwartung fand. Sie wird nach dem riesenmäfsigen Plane, nach dem sie angelegt worden, schwerlich ausgebaut werden. Statt einer Million Menschen, die sie fassen soll, hat sie erst 13000. Am 15. Nov. verliefs der Herzog Washington und durchreiste nun die Staaten *Maryland, Virginien, Nord-* und *Süd-Carolina*. Die in der Nähe von *Charlotteville* erst seit März 1825 errichtete *Virginia University* hatte bereits über 130 Studierende. Über *Charleston* ging es von hier durch *Georgia* und das Land der *Creek-Indier* nach *Alabama, Pensacola* und *Neu-Orleans*, wo sich Prinz Bernhard vom 28. Jäner bis 26. März 1826 aufhielt. Er hatte auf dieser ganzen Reise gefunden, dafs die Einwohner der südlichen Staaten merklich gegen die nördlichen an Bildung zurückstehen. Von *Neu-Orleans* fuhr er auf einem Dampfschiffe den

Missisippi aufwärts nach *St. Louis* und von da auf dem *Ohio* nach der von dem bekannten Würtemberger *Rapp* gegründeten Niederlassung *New-Harmony*, am linken Ufer des *Wabash*, welche aber jetzt dem Engländer *Owen* gehörte, und seitdem (1827) eingegangen ist. Die Weiterreise führte den Herzog nach *Mount-Vernon*, *Louisville* und *Cincinnati*, von wo er nach *Pittsburg* und *Economy* gelangte, welcher letztere Ort von dem erwähnten *Rapp*, nachdem er *New-Harmony* an *Owen* abgetreten, gegründet worden ist und sich, nach dem Zeugnifs des Herzogs, in einem sehr blühenden Zustande befindet. Von *Pittsburg* kam man wieder durch *Pensylvanien* nach *New-York*, wo er ein amerikanisches Schiff bestieg, auf dem er am 14. Juli wieder in Europa, nämlich im Hafen von *Liverpool*, eintraf. — Der Herzog *Bernhard* zeigt sich in dem ganzen Tagebuche seiner Reise als einen, für Alles, was den Menschen an sich, so wie den Freund der Länder- und Völker-, Natur- und Gewerbskunde insbesondere anziehen kann, lebhaft eingenommenen, kenntnifsreichen, scharfen und umfassenden Beobachter.

Einen grofsen Theil der vom Prinzen von *Weimar* bereisten Länder durchwanderte fast gleichzeitig auch ein Einwohner der Vereinigten Staaten, Namens *Sidon*. Von der Beschreibung dieser höchst anziehenden Reise, welche durch die westlichen Gegenden von *Pennsylvanien*, die Staaten *Ohio*, *Kentucky*, *Illinois*, *Missuri*, *Tennessee*, das Gebiet des *Arkansa*, die Staaten *Mississippi* und *Louisiana* ging, ist bereits (bei *Cotta* in *Tübingen*) eine teutsche Übersetzung erschienen.

Nicht minder wichtig, wenn auch nicht für die Kunde des *neusten* Zustandes der vom *Mississippi*, *Missuri*, *Ohio* etc. bewässerten Länder von Nord-Amerika, doch für die *allgemeine* Kenntnifs derselben, besonders in Hinsicht ihrer Naturbeschaffenheit, ist die vom General *Collot*, vormaligem französischen Gouverneur von *Guadeloupe*, herausgegebene und gleichzeitig sowohl in französischer als englischer Sprache erschienene Reise. Der Verfasser diente im amerikanischen Freiheitskriege im Generalstabe des französischen Heeres, unter dem General *Rochambeau*, wurde dann zum Gouverneur von *Guadeloupe* ernannt und, als diese Insel die Engländer eroberten, zum Ge-

fangnen gemacht und nach den Vereinigten Staaten geführt. Hier unternahm er die Bereisung derselben, in Begleitung des General-Adjutanten *Warin*, welcher aber während der Reise starb. *Collot* konnte die Herausgabe seines Werkes erst bei seiner Rückkehr nach Frankreich besorgen. Die Reise umfaßte den ganzen Theil des amerikanischen Festlandes, welcher zwischen den *Alleghany*- und den *Felsengebirgen* liegt. Der Hauptinhalt des Werkes bezieht sich, wie gesagt, auf die natürliche Beschaffenheit dieser Länder, besonders auch aus militärischen Gesichtspunkten betrachtet. Was der Verf. über die durchwanderten Städte bemerkt, ist zum Theil, wenn man es mit der jetzigen Beschaffenheit derselben vergleicht, von hohem Interesse*).

Über *Mexico* in seinem jetzigen Zustande liefert unstreitig *Wards* umfassendes und gründliches statistisches Werk, die zuverlässigsten Nachrichten. Wir verweisen die Leser auf einen Auszug, den wir weiter unten im vorliegenden Jahrgange dieses Taschenbuches, mitgetheilt haben.

*) *Bull. univ.* 1828, Mai, S. 208. und ff.

Lyon's Tagebuch seiner Wanderungen durch *Mexico* ist eine der oberflächlichen Reisebeschreibungen, deren wir von Engländern so viele besitzen, liest sich aber angenehm und liefert vieles Neue. Dr. *Bran* hat in seinem *Ethnographischen Archive* bereits eine teutsche Übersetzung davon gegeben. Gegenwärtig befindet sich auch ein junger schweizerischer Naturforscher, Namens *Berlandier*, in Mexico, welcher von dem naturwissenschaftlichen Verein in *Genf* dahin geschickt worden ist. — Der Naturforscher *Choris*, welcher im Jahr 1827 (s. d. vor. Jahrg. S. XXXVII.) nach *Mexico* abgereist war, um ganz Mittel- und Süd-Amerika zu durchstreifen, ist nach Briefen aus *Veracruz* vom 5. April 1828, auf der Reise nach *Jalapa*, zwischen *Puente Nacional* und *Plan del Rio*, von Räubern umgebracht worden. Sein Begleiter, ein Engländer, Namens *Henderson*, entkam, obwohl schwer verwundet, glücklich nach *Plan del Rio* und meldete dem Alcalden den Vorfall. Dieser liefs sogleich Nachsuchungen vornehmen und den Leichnam des unglücklichen *Choris*, welchen die Räuber im Gebüsch versteckt hatten, nach *Plan del Rio* bringen, wo er begraben wurde. *)

*) *Nouv. Ann.* 1828, Juin, p. 395.

Über den gegenwärtigen Zustand der französischen und niederländischen Besitzungen in *Guiana* theilt das *Bull. univ.* (im Septemberheft 1827, S. 227.) aus einer zu *Cayenne* gedruckten, gar nicht in den Buchhandel gekommenen Schrift des Hrn. *Leschenault de la Tour*, welcher in den Jahren 1823 und 1824 jene Länder bereiste, viel Neues und Merkwürdiges mit. Es geht daraus hervor, dafs die Niederlassung von *Surinam* sich auch jetzt noch, wie ehemals, in einem weit bessern Zustande befindet, als die von *Cayenne*. Dort betrug im Jahr 1819 die Zahl der ackerbauenden *Sklaven* 57300, hier 13369. *Kaffeh* wurde erzeugt in S. für ungefähr 5½ Mill. Livres, in C. für etwa 60000; *Zucker* in S. für 15¼ Mill., in C. für 200000; *Baumwolle*, in S. für 1¼ Mill., in C. für 400000; *Cacao* in S. für 34000, in C. für 58400 Livres. S. beschäftigte 68, C. nur 22 Schiffe.

Das Innere von *Süd-Amerika* wurde neuerdings durch den Engländer *Andrews* aufgehellt, welcher in den Jahren 1826 und 1827 von *Buenos-Ayres* aus durch *Cordova*, *Tucuman* und *Salta* eine Reise nach *Potosi* machte. Die Beschreibung derselben ist noch nicht im

Druck erschienen; aber aus den Bruchstücken seines Tagebuches, welche englische Blätter mitgetheilt haben, läfst sich schliefsen, dafs sie sehr interessant seyn werde. *Andrews* scheint die Naturgeschichte und Völkerbeschreibung jener Länderstrecke zum Hauptgegenstande seiner Beobachtungen gemacht zu haben. Etwas lügenhaft klingt die Erzählung von einem, bei der Nacht wie der aufgehende Mond im ersten Viertel leuchtenden, bisher unbekannten Vogel.*)

Der naturwissenschaftliche Verein zu *Genf* hat einen jungen Naturforscher, Namens *Weiller*, nach Süd-Amerika geschickt, welcher *Peru* bereisen und von da seine Forschungen durch *Chili* und die *La Plata-Staaten* bis *Buenos-Ayres* ausdehnen soll.**)

Von dem thätigen russischen Staatsrath v. *Langsdorff*, der auf seiner Reise durch *Brasilien* (s. den Jahrg. 1827, S. XLV.) im September 1824 die Provinz *Minas Geraes* erreicht hatte, waren seitdem keine weitern Nachrichten

*) *Hertha*, Juni 1828, S. 146 und ff.

**) *Nouv. Ann.* 1828, Jänner, S. 128.

eingegangen. Erst im Herbste des Jahres 1827 erhielt man Briefe von ihm aus *Cuyaba*, der Hauptstadt der Provinz *Mato-Grosso*, vom 5. und 7. April dess. J. Diesen zu Folge hatte er bis zum Juni 1826 die Provinz *St. Paul* erreicht, welche er am 22. dess. M. wieder verliefs, indem er sich in *Porto Felix* am Flusse *Tieté* auf acht Fahrzeugen einschiffte. Nach anderthalb Monaten gelangte man in den *Paraná* und aus diesem in den reifsenden *Rio Pardo*, auf dem es stromaufwärts bis in das Hochgebirge von *Camapuam* ging; eine Fahrt, zu welcher man gegen sieben Wochen brauchte, ungeachtet sie stromabwärts in eben so viel Tagen bewerkstelligt werden kann. Alles Gepäck, so wie die Fahrzeuge, mufste nun zu Lande über das Gebirge fortgeschafft werden. Dann ging es wieder zu Wasser, auf dem Flusse *Cochim*, vorwärts, bis man, aus diesem in den *Tiquatri* gelangt, zu Anfang Dezember den *Paraguay* erreichte. Auf diesem langsam fliefsenden Strome, der überdiefs mit einer Unzahl faulender Baumstämme, Blätter und Wurzeln, verwester Fische, stinkender Krokodile, rother Thonerde etc. erfüllt und mit einem gelben ekelhaften Schaum bedeckt war, so dafs man

das Wasser kaum genießen konnte, reiste man nun, bei einer Hitze von 26 bis 29° Reaum., unter unsäglichen Leiden, die durch Billionen von Moskiten und die eingetretene Regenzeit vermehrt wurden, langsam stromaufwärts, bis man aus dem Paraguay in den *San Lorenzo* und aus diesem in den *Cuyaba* gelangte und die an dem Letztern liegende gleichnamige Stadt erreichte. Die Sammlung von Thieren und Pflanzen, worunter, wie sich erwarten ließ, eine Menge bisher ganz unbekannter, war sehr ansehnlich. Hr. v. *Langsdorff* wollte sich ein Jahr in *Mato Grosso* aufhalten, dann durch den Diamanten-Bezirk zurückkehren, und auf den Flüssen *Rio Negro*, *Rio Arinos* und *Tapuyos* zum *Amazonen-Strome* hinabfahren. Von hier sollte es stromaufwärts bis zur Mündung des *Rio Negro* gehen, wo er seine Gefährten, den Botaniker und den Maler der Expedition, welche unterdessen auf dem *Guapore* und *Madeira* dem Amazonen-Strome zuschiffen sollten, anzutreffen hoffte. Mit diesen würde er sich dann vielleicht auf dem *Rio Negro* nach den Quellen dieses Flusses begeben, welche in der Nachbarschaft der *Orenoko*-Quellen liegen. Ginge dieß nicht, so wollte die Expedition von *Para* zu Lande nach *Rio Janeiro*

zurückkehren. Während des Aufenthalts in *Mato Grosso* wollte Hr. v. *Langsdorff* unter Andern auch einen Ausflug nach den Quellen des *San Lorenzo* machen und untersuchen, ob es nicht möglich sei, zu Lande die Quellen des *Suaurico* zu erreichen, damit auf diesem Wege eine leichtere und kürzere Verbindung, als die bisherige, zwischen den Provinzen *St. Paul* und *Mato Grosso* zu Stande gebracht werden könne. — Aufser den erwähnten naturgeschichtlichen Sammlungen hat er auch eine Menge Abbildungen verschiedener bisher unbekannter, wilder Völkerstämme des innern Brasiliens mitgebracht. Eine seiner schätzbarsten Entdeckungen ist die *Cainca-Wurzel*, welche gegen verschiedene Krankheiten, namentlich bösartige Geschwüre, Wassersucht und Verstopfungen, ein treffliches Heilmittel seyn soll, und deren Bekanntmachung in Europa Hr. v. *Langsdorff* für eine der ausgezeichnetsten Wohlthaten hält, die man der Menschheit erweisen könne.*)

*) *Nouv. Ann.* 1827, Oct. p. 76., 1828, Fevr. p. 224. — *Hertha*, 1827, Sept. S. 67.

Wie wir schon im Jahrgange 1833, S. XLVI. meldeten, wurden im Frühlinge 1825 die englischen Schiffe *the Adventure* und *the Beagle* (nicht, wie dort durch Druckfehler stand, *the Eagle*) ausgerüstet, um die *Magellans-Straſse* und die benachbarten Küsten des *Feuerlandes* und *Patagoniens* aufzunehmen und zu untersuchen. Nachrichten, welche von den Befehlshabern dieser Unternehmung, den Capitäns *King* (demselben, der einen Theil der Küsten Neu-Hollands aufgenommen hat; s. d. vorigen Jahrgang S. 331 und ff.) und *Stokes*, aus *Rio Janeiro* vom 10. Juni 1827 in *London* eingelaufen sind, melden, daſs Beide ihren Auftrag glücklich ausgerichtet haben. Die Schiffe verliefsen *Monte Video* am 19. Nov. 1826, verweilten im Hafen *St. Helena* so wie in der Nähe von *Cap Frairweather* einige Zeit, und setzten dann die Fahrt durch die *Magellans-Straſse* fort. Der *Adventure*, unter *King*, nahm den östlichen, der *Beagle*, unter *Stokes*, den westlichen Theil der Meerenge auf, welche Arbeiten bis zum März und April 1827 beendigt waren. Die Menge Buchten, welche es in dieser Meerenge giebt, sind, wie an der Küste von Norwegen, bloſse Löcher oder Spalten im Lande und bieten ihrer gro-

sen Tiefe wegen, die bis 60 Faden geht, an der 1000 bis 3000 Fuſs hohen Küste, die an manchen Stellen fast senkrecht emporsteigt, selten einen Ankergrund dar. Groſse Schiffe können sich daher dem Lande nur mit Mühe nähern, und finden wenig Schutz vor den Orkanen, die oft ganz unvermuthet mit der gröſsten Heftigkeit losbrechen und, indem sie Bäume entwurzeln und vom Gipfel der Berge ins Wasser hinabstürzen, die gröſsten Zerstörungen anrichten. Der östliche Theil der Magellans-Straſse, von *Cap Virgines* bis *Cap Forward*, dessen allgemeine Richtung von NO nach SW geht, ist von sehr verschiedener Breite und Richtung. Vom *Cap Forward* aber bis zum westlichen Ende der Straſse ist ihre Richtung fast genau von SO nach NW und die Breite wechselt viel weniger. Als neues Ergebniſs dieser Reise ist zu bemerken, daſs die Spalte, welchen diesen Theil der Straſse bildet, bis auf 100 Meilen weit südöstlich vom *Cap Forward* durch den *St. Gabriels-Canal* und eine tiefe, sich fast 50 Meilen weit ins Feuerland hinein erstreckende, Bucht fortsetzt, welche Cap. *King* entdeckt und den *Admiralitäts-Sund* genannt hat. Die Berge des Feuer-

landes erhoben sich bis zu 3000 Fuſs Höhe und waren, obgleich es damals Sommer war, mit Schnee und Eis bedeckt. Der vulkanische *Mount Sarmiento* (Sarmiento-Berg, nach seinem Entdecker so genannt) hat 5000 Fuſs Höhe. — An den Küsten der Straſse fand man zwei deutlich von einander unterschiedene Völkerschaften: die *Patagonier*, welche den Theil der Nordküste bewohnen, der östlich vom *Cap Negro* liegt, und die *Feuerländer*. Die Gröſse der Patagonier betrug im Ganzen nicht mehr als 5 Fuſs 10 Zoll (engl.); nur zwei hatten, der eine 6 Fuſs, der andere 6 Fuſs 1¾ Zoll. Die Füſse sind gegen den übrigen Körper sehr klein; daher hält man die Patagonier, wenn sie sitzen, besonders zu Pferde, für weit gröſser als sie wirklich sind. Dieses mag Veranlassung zu den Erzählungen älterer Reisenden von der Riesengröſse dieses Volkes gegeben haben.*) Die Breite der Brust betrug bei einem Manne, den *Stokes* ausmaſs, 4 Fuſs 1⅕

*) Man vergleiche hiermit die Erzählung *Gautiers*, welcher 1820 die Küste von Patagonien besuchte; s. d. II. Jahrgang (1824) S. LIX. und f.

Zoll. Alle sprechen geläufig Spanisch, rauchten Tabak, und liebten den Trunk. Doch fanden sich Spuren von Christenthum unter ihnen. Die *Feuerländer* maßen selten über 5½ Fuß, waren mager, hatten schlecht geformte Beine und beschmierten sich, ohne besondere Regelmäßigkeit, mit rother Erde. Ihr Haar war schwarz, schlicht und grob; Bart und Backenbart rissen sie aus. Die Augen sind dunkel und mäßig groß, die Nase tritt ziemlich hervor, die Nasenlöcher sind aufgeblasen, der Mund ist groß, die Unterlippe dick, die Zähne klein und regelmäßig, aber von schlechter Farbe. Die Hautfarbe war dunkelkupferig. — Auf der Westseite der Straße ist das Land so dicht bewachsen, daß man nicht weiter als eine englische Viertelmeile ins Innere dringen konnte. Zwischen der Straße *St. Geronimo* und *Cap Gallant* (wo ein Kolibri geschossen wurde) bildet die Nordküste der Meerenge eine sehr angenehme Landschaft. Die gegenüberliegende ist, wie die zwischen beiden befindlichen Inseln, felsig und fast von allem Pflanzenwuchs entblößt. — Da in der ganzen westlichen Gegend der Meerenge heftige Westwinde vorherrschend sind, auch sonst die Fahrt des fast immer

nebeligen Wetters und der vielen heftigen Regengüsse wegen sehr beschwerlich ist: so wird es wahrscheinlich nur wenige Schiffe geben, die den Weg durch die *Magellans-Straſse* der Fahrt um das *Cap Horn* vorziehen dürften.

Beide Schiffe, welche sich im Juni 1827 zu *Rio Janeiro* befanden, waren im Begriff, neuerdings nach der Magellans-Straſse und der westpatagonischen Küste abzugehen und dann den Winter von 1828 bis 1829 in *Valparaiso* zuzubringen. Von hier sollte im Frühling 1829 der Adventure durch das Weltmeer über *Neu-Süd-Wales* und das *Vorgebirge der guten Hoffnung*, der Beagle aber auf dem nächsten Wege durch das *Atlantische Meer* nach *England* zurückkehren. *)

Auch in *Asien* geschieht Vieles für die Erweiterung der Länder- und Völkerkunde. Prof. *Hansteen* aus Christiania hat seine wissenschaftliche Forschungsreise nach *Sibirien*, von welcher schon in den Jahrgängen 1824 und 1828 dieses Taschenbuches die Rede war, im April 1828

*) *Nouv. Ann.* 1827, Sept. S. 399; — *Hertha*, 1828, Jän. Geogr. Zeit. S. 29. und April, ebend. S. 122.

wirklich angetreten. Sein Begleiter ist der schwedische Schiffslieutenant *Duc*, zu welchem sich in Petersburg noch Dr. *Ermann* aus Berlin, als Naturforscher und Astronom, gesellen wird. Die Reise soll über *Moskau, Kasan, Tobolsk*, von da den *Ob* aufwärts bis *Beresow*, und wieder zurück über Tobolsk nach *Tara, Tomsk, Krasnojarsk, Nischnei-Udinsk* und *Irkuzk* gehen, wo man zu überwintern gedenkt. Im Jahr 1829 hofft man über *Jakuzk* nach *Ochozk* zu gelangen, von wo man wahrscheinlich auf einem Seeschiffe nach Europa zurückkehren wird.

Aufser dieser Reise des Prof. *Hansteen* haben wir Hoffnung, einen Theil der Lücken, welche die Geographie Sibiriens noch darbietet, durch eine wissenschaftliche Reise des Freiherrn *Alexander v. Humboldt*, die derselbe im Sommer 1829 nach den südlichen Theilen jenes ungeheuern Landes, besonders nach dem *Altai-Gebirge* unternehmen wird, so vollkommen ausgefüllt zu sehen, wie sich dieſs nur von einem Manne, der wie Hr. v. *Humboldt* die Kenntnisse einer ganzen Akademie in seiner Person vereinigt, erwarten läſst.

Unterdessen sehen wir mit Verlangen der Beschreibung einer Reise entgegen, welche Prof. *Ledebuhr* aus Dorpat, in Verbindung mit den Doctoren *Meyer* und *Bunge*, während des Jahres 1826 ebenfalls nach dem *Altai*-Gebirge unternommen hat. Sie ist hauptsächlich botanischen Zwecken gewidmet gewesen. Die Zahl der gesammelten Pflanzen beläuft sich, nach *Ledebuhrs* eigenem vorläufigen Berichte, auf wenigstens 1600 Gattungen, wovon 4 bis 500 noch unbekannt waren. Er hofft jetzt eine *Flora Altaica* herausgeben zu können, die an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig lassen wird. Aber auch zoologische und mineralogische, so wie geographische und statistische Forschungen sind nicht vernachlässigt worden. Die für die Dorpater Universität mitgebrachten Sammlungen bestehen: 1) aus den erwähnten 1600 eingelegten; 2) aus 241 lebenden Pflanzen; 3) aus den Samen von 1341 Gattungen; 4) aus 700 Thiergattungen; 5) aus Handstücken von verschiedenen Mineralien und 6) aus einigen Alterthümern, die in Tschuden-Gräbern gefunden worden sind.*)

*) *Hertha*, 1828, Jan. Geogr. Zeit. S. 20 und ff.

Über die Reise des Finnländers, Dr. *Sjögren*, nach dem Norden des *europäischen und asiatischen Rußlands* (s. den Jahrg. 1827, S. XXII.) sind bis jetzt keine nähern Berichte eingelaufen.

Im Jahre 1827 machte Prof. v. *Engelhardt* aus Dorpat, in Gesellschaft des Dr. *Hesse*, eine für die Wissenschaft allem Anscheine nach sehr gewinnvoll gewordene Reise durch das *Ural-Gebirge*, welche hauptsächlich physisch-geographische, besonders geognostische Forschungen zum Gegenstande hatte. Er begab sich zuerst nach *Sarepta*, in deren benachbarten Steppen er die vormalige Mündung der *Wolga* und die alten Küsten des *Kaspischen Meeres* zu bestimmen suchte, wie diese beschaffen gewesen seyn mochten, als dieses Meer einen höhern Stand als jetzt hatte und mit dem *Schwarzen Meere* nur Eine Wasserfläche bildete.*) Von Sarepta reiste er, nachdem er die Salzwerke bei *Ilezk*, die auf dem Wege dahin zu durchwandernden Steppen und die Gränzen des Kalmücken-Landes, von der Orenburgschen

*) Man sehe hierüber den V. Band meines *Gemäldes der physischen Welt*, XXV. Abschnitt, S. 291—305.

Seite, untersucht hatte, nach *Orenburg*, ging von da den Ural-Fluſs hinauf bis *Twaldizk*, wandte sich dann westlich und begab sich über die Gebirge an der *Sakmara* und dem *Ik*, nach Orenburg zurück. Unterdessen hatte *Hesse* die Umgebungen von *Sarepta* und am rechten *Wolga*-Ufer, so wie nachher den südlichen Theil des *Ural*-Gebirges nach allen Richtungen durchstrichen. Im Verfolg der Reise untersuchte v. *Engelhardt* vornehmlich die Gebirge von *Zlatoust*, und *Miaſs*, besonders in Beziehung auf ihren Reichthum an Eisen, Kupfer und Gold und auf die geognostischen Gesetze, nach welchen diese Metalle vertheilt sind. Von Zlatoust begab er sich nach *Jekaterinburg*, in dessen Umgebungen er dieselben Untersuchungen anstellte und vornehmlich die Goldsand-Lager von *Beresoffsk* etc., die platinahaltigen Sandlager, so wie die Eisen- und Kupferlager von *Nischne Tahil* etc. und die Marmorbrüche von *Gornoschik* durchforschte. Am 2. Sept. verliefs er Jekaterinburg und reiste über *Perm*, *Kasan*, *Nischne-Nowgorod* und *Moskwa* nach *Dorpat* zurück. Er schliefst seinen Bericht an den Universitäts-Rath mit der Bemerkung, dafs eine genaue Untersuchung des *Urals* nicht das Werk eines einzelnen

Reisenden seyn könne, sondern dafs sie durch mehre geschickte Geognosten, die nach Einem Plane auf verschiedenen Punkten wirken, vollführt werden müsse. *)

Das *Kaspische Meer* und das *Kaukasische Gebirge* waren in den Jahren 1825 und 1826 Gegenstände einer Reise des Prof. *Eichwald* aus Kasan, welcher dieselbe im Mai 1825 auf einer russischen Corvette, die zu *Astrachan* eigens für ihn und seine Gefährten ausgerüstet worden war, antrat. Widrige Winde verzögerten die Fahrt, so dafs er erst am 25. Juni bei *Dupeearagan* an der Ostküste, welcher Hafen jetzt der beste am ganzen Kaspischen Meere ist und den ganz versandeten von *Mangüschlak* ersetzt, landen konnte. Von hier fuhr er nach der Insel *Swätoi* und nach *Tarki* (*Tarku*) und *Derbend* an der Westküste, wo er die Überreste der alten Mauer, die ehemals von dort sich bis zum Schwarzen Meere erstreckt haben soll, untersuchte, auch mehre Inschriften copirte und dgl. m. Mit Ende Juli kam *Eichwald* nach *Baku* und schiffte von hier zu Ende August wieder nach der Ostküste, nach dem *Balchan'schen Busen*. Die-

*) *Hertha*, 1828, Jän., Geogr. Z. S. 17 und ff.

ser ist Anfangs breit und ziemlich tief, wird aber allmählich sehr schmal und flach. *Eichwald* entdeckte hier die Mündung und das alte jetzt trocken liegende Flufsbett eines ehemaligen sehr grofsen Stromes, der hier 2 bis 3 Klafter Tiefe und über 400 Klafter Breite gehabt haben mufs. *Eichwald* verfolgte das Strombett bis auf 6 Werste aufwärts und überzeugte sich bald, dafs dasselbe sich um den südlichen Fufs des *Balchan* - Gebirges herumschlängelte. Die dortigen Turkmanen nennen es *Achtam* (*Aktam*, d. h. Weifsthon, von der Beschaffenheit des Bodens); aber man glaubt, dafs es der *Oxus* der Alten oder der jetzige *Amu Darja* (*Amu Deri*) gewesen sei, welcher sich jetzt in den *Aral-See* ergiefst.*) Mangel an hinlänglicher Bedeckung hinderte unsern Reisenden an einer weitern Verfolgung dieses merkwürdigen Flufsbettes. Er ist der Meinung, dafs der *Amu Darja*, dessen jetzige Mündung am *Aral-See* um 100 Fufs höher liegt als das *Kaspische Meer*, wieder nach dem Letztern geleitet und aufs Neue schiffbar gemacht werden

*) Man vergleiche hierüber *Murawiews Reise nach Chiwa*, im III. Jahrgange dieses Taschenbuches (1825) S. 143.

könne, so dafs sich dadurch der alte Handel zu Wasser mit dem innern Asien wieder herstellen liefse. — Am 25. Sept. verliefs man den Balchanschen Busen und segelte südwärts nach *Astrabat* (*Asterabad*), in dessen Busen man aber nicht hineinfahren konnte, da die Tiefe hier seit den letzten Jahren ungemein abgenommen hatte und mehre Meilen von der Küste kaum 2½ Klafter betrug. Am 21. Okt. warf die Corvette an der persischen Küste von *Masanderan* Anker und ging von hier nach *Enselli*, wo man aber nicht einlaufen durfte, da der dortige Chan schon seit drei Jahren allen russischen Kriegsschiffen das Landen verwehrte. Handelsschiffe aber durften einlaufen, wie denn auch mehre aus *Astrachan* hier lagen, weil sie kein Militär an Bord hatten. Man ging also weiter und kam am 29. Okt. abermals nach *Baku*, wo die *Seereise* ein Ende hatte und *Eichwald* den Winter über verweilte. Er versichert, die Ergebnisse dieser Fahrt würden bedeutender für die Wissenschaften gewesen seyn, wenn er dabei mehr auf die Gefälligkeit und Theilnahme des Schiffskapitäns hätte rechnen können; aber dieser zeigte, so wie die beiden den Prof. *Eichwald* begleitenden Officiere, durchaus kein wissenschaftliches Interesse, und diese Herren

waren daher den naturgeschichtlichen Forschungen eher hinderlich, als dafs sie dieselbe befördert hätten.

Von *Baku* aus trat *Eichwald* im April 1826 seine *Landreise* an. *Neu-Schamachie* fand er jetzt ganz verlassen, indem *Alt-Schamachie* nach europäischer Art ausgebaut wird und zur Hauptstadt der Statthalterschaft von *Georgien* erhoben werden soll. Auf der Weiterreise kam er durch die schöne teutsche Niederlassung *Helenendorf*, welche von ausgewanderten Würtembergern bewohnt wurde (neuerlich aber in Folge der feindlichen Einfälle der *Perser* während des letzten Krieges mit Rufsland ganz zerstört worden ist). Am 5. April traf er in *Tiflis* ein und begab sich durch *Kutais* nach dem *Schwarzen Meere*, von dessen Küste er landeinwärts ins Gebirge reisen wollte. Aber der Fürst von *Mingrelien*, den er um Schutzwache ersuchte, rieth ihm für jetzt noch davon ab, indem die Wege bei der jetzigen Jahreszeit noch zu schlecht wären. Auf der Rückreise von *Poti* (das jetzt von den Russen erobert worden) besuchte *Eichwald* eine Eishöhle bei *Gori*, die, wie andere Höhlen dieser Art, im Sommer mit Eis erfüllt, im Winter aber warm ist. Am 12. Juni wandte er sich von Tiflis

nach *Kachetien*. Die räuberischen Stämme des Gebirges sind noch, wie fast überall im Kaukasus, ganz unabhängig und überfallen nicht selten russische Soldaten, welche in den Wald gehen, um Holz zu fällen, schleppen sie weg und verkaufen sie als Sklaven an die Türken.*) — Im Juli begab sich unser Reisender auf den Weg nach *Eriwan*, um von da wo möglich den *Ararat* zu ersteigen. Aber die schon damals sich äufsernden feindseligen Gesinnungen der Perser gegen Rufsland, welche bald in offnen Krieg ausbrachen, nöthigten ihn, ungeachtet er kaum noch 20 Werste von *Eriwan* entfernt war, sogleich umzukehren. Auf dem Wege nach *Tiflis* fand er schon überall Kriegsgetümmel. Er trat nun seine Rückreise nach *Kasan* durch den *Kaukasus* an, konnte aber weder die Quellen des *Terek* besuchen, noch den *Kasbek* besteigen, indem der ihn geleitende Officier mit seiner aus 30 Fufsgängern und 20 Kosaken bestehenden Mannschaft es nicht wagen wollte, sich unter die, durch

*) Die Märkte für diesen Menschenhandel waren bisher die türkischen Festungen an der Ostküste des Schwarzen Meeres, *Anapa* und *Poti*, welche jetzt von den Russen erobert worden sind.

die jetzigen Kriegsunruhen doppelt kecker gegen die Russen gewordenen, räuberischen Bergvölker zu begeben. Die Lawinen, die vom *Kasbek* fast alle Jahre, aber nach einer Beobachtung der Einwohner, vornehmlich alle sieben Jahre in ungeheuern Massen herabstürzen, waren seit den letzten neun Jahren nicht mehr so stark gewesen. Die Russen gingen jetzt damit um, anstatt der bisherigen Militär-Strafse über den Kaukasus, welche längs den Ufern des *Terek* hinging, und der durch den Lawinenfall verursachten Überschwemmungen wegen grofse Summen zu unterhalten kostete, eine neue über das *Osseten*-Gebirge anzulegen. In *Georgiewsk* besuchte *Eichwald* die 40 Werste von dieser Stadt entfernten heifsen Schwefelquellen, deren Zahl sich seit einigen Jahren vermehrt hat. Die Temperatur ist sehr veränderlich. Im Winter setzen einige Quellen ganz aus, fangen aber im Frühlinge wieder zu fliefsen an. Die Rückreise nach *Kasan* ging von hier über *Neu-Tscherkask* und *Saratow*. — Prof. *Eichwald* (der seitdem nach *Wilna* versetzt worden ist) wird das Geschichtliche seiner Reise in teutscher Sprache in 2 Oktavbänden, die Beschreibung der

neuen Thiere und Pflanzen aber lateinisch mit Abbildungen in 10 bis 12 Lieferungen herausgeben. *)

Nach Berichten aus Rufsland ist das seit einiger Zeit von russischen Ingenieurs ausgeführte Nivellement des Landes zwischen dem *Kaspischen Meere* und dem *Aral-See* jetzt beendigt und es hat sich dadurch ergeben, dafs der Letztere *viel höher* liegt als das Erstere. **) (Man sehe oben *Eichwalds* Bemerkung, S. LXVI.)

Eine der merkwürdigsten neuern Reisen in *Asien*, besonders in Beziehung auf Alterthumskunde, ist diejenige, welche der Franzose *Graf Alexander de la Borde* in den letzten zwei Jahren durch die *Asiatische Türkei* gemacht hat. Der Hauptzweck dieser Reise war eigentlich ein pädagogischer. *De la Borde* führte nämlich seinen Sohn durch diese Länder, um die klassische Erziehung desselben, die er durch blofsen Schulunterricht nicht für hinlänglich begründet hielt, durch eigene Anschauung der Überreste des Alterthums zu vollenden. Was sich nebenher an geogra-

*) *Neue Allgem. Geogr. Ephemeriden*, XXIV. Bd., 13. St. (1828), S. 401 und ff.

**) *Nouv. Ann.* 1828, Jan. S. 125.

phischen und sonstigen neuen Entdeckungen finden würde, sollte dankbar mitgenommen werden. Als Gesellschafter begleiteten ihn drei andere junge Leute, ein Sohn des verst. General *Becker*, ein Engländer, Namens *Hall*, und der junge Herzog v. *Richelieu*, welcher sich aber bald von den Übrigen trennte und nach *Odessa* begab. Die Reise ging über *Italien* und die *Jonischen Inseln* nach *Griechenland*, dessen Bereisung man jedoch, der Kriegsunruhen wegen, aufgeben mufste. Man wandte sich also nach *Smyrna*, wo man am 15. Juli 1826 ankam. Von hier ging die Reise über *Sardes* nach *Constantinopel* und von da, mit einem grofsherrlichen Ferman, einem Tataren und einem Dolmetsch versehen, wieder nach *Klein-Asien*. Zehn Lieues südwestlich von *Kutaltia* (*Kutaje*, Hauptstadt des Paschaliks *Anadoli*) entdeckte man die Überreste einer altrömischen Stadt, welche bisher noch von keinem Reisenden besucht, ja nicht einmal in geographischen Werken erwähnt ist. Die vornehmsten Gebäude bestehen in einem grofsen Theater, einem Stadium, mehren noch wohl erhaltenen Säulenhallen, und einem jonischen Tempel von der schönsten Bauart. Die gerieften Säulen be-

stehen aus einem einzigen Marmorblock von 30 Fuſs Höhe. Aus einer Inschrift am Giebel sah man, daſs dieser Tempel dem *Apoll* geheiligt gewesen und unter Kaiser *Hadrian* erneuert worden sei. Der Ort heiſst auf Türkisch *Tschapder*. Von hier begaben sich die Reisenden nach dem Quellenlande des *Mäandrus*, *Lycus* und *Marsyas*, wo die Ruinen von *Hierapolis* und *Aphrodisias*, heut zu Tage *Guera*, besichtigt wurden. Das hohe Gebirge zwischen *Guera* und *Konie* (*Konjeh*) nennt *de la Borde* die kleinasiatische Schweiz. Es hat eine Menge groſser Seen. *Eyerdir* gleicht der *Isola bella* im *Lago maggiore*. In diesen Gebirgen liegen die noch wenig bekannten Ruinen mehrer alten Städte. Besonders verdient *Konjeh*, das alte *Iconium*, die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher, da es auch arabische Denkmähler aus den Zeiten der Seldschuken enthält, die den maurischen Bauwerken in *Spanien* an Schönheit und Vollkommheit nichts nachgeben. Auch das 12 Lieues von Konjeh entfernte Gebirge *Karadagh* (der schwarze Berg) wurde in Begleitung einer Schutzwache, die der Pascha von Konjeh gab, von unsern Reisenden erstiegen. Nach den Erzählun-

gen der Türken giebt es hier 1001*) in Trümmern liegende Kirchen, welche grofse Schätze enthalten, aber sogleich über den Häuptern derjenigen zusammenstürzen, welche sie zu besuchen wagen sollten. Zur Nachtzeit, sagten die Griechen und Armenier, wandelten die Steine dieser Gebäude als Gespenster umher und erfüllten Alles mit Schrecken. Weder *Olivier* noch *Kinnaird* hatten Führer nach diesem Gebirge erhalten können. *De la Borde* fand wirklich eine grofse Menge alter Klöster und Gräber aus dem 5. und 6. Jahrhunderte, an denen er als Merkwürdigkeit die hufeisenförmigen Gewölbe (*voûtes en fer à cheval*) bemerkte, welche den Beweis liefern, dafs diese an den ältesten Denkmählern der *Araber* vorkommende Bauart keinesweges eine Erfindung dieses Volkes, sondern *byzantinischen* Ursprungs ist. — Von Konjeh wandte man sich nach dem *Taurus*-Gebirge und nach *Karamanien*, an dessen Küste aber, der herrschenden Pest wegen, kein langer Aufenthalt möglich war. Auch auf der Reise von hier nach *Aleppo* zwang diese furchtbare Geifsel des Morgenlandes zur gröfstmöglichen Eile. Unter dem Geleite eines arabischen Scheichs gelangte man nach

*) Eine türkische Hyperbel für eine grofse Anzahl überhaupt.

Palmyra, hatte aber unterwegs einen Kampf mit Räubern zu bestehen, welche glücklich zurückgetrieben wurden. Die Ruinen von Palmyra machen nicht den Eindruck, den man erwartet. Auf der unermeſslichen völlig wagrechten Ebene erscheinen die weiſsen Marmorsäulen gegen das Blau des Himmels in der Ferne wie aufgerichtete weiſse Stäbe. Auch bei der Untersuchung in der Nähe gewinnen die Ruinen nichts. Mit Ausnahme des Jupiter-Tempels, haben alle übrigen beträchtliche Fehler. *Balbek*, wohin man jetzt reiste, ist *Palmyra* an Groſsartigkeit und Vollendung des Styls überlegen. Der Palast des Drusenfürsten, *Emir Beschir*, ist vielleicht das herrlichste arabische Gebäude. Von hier kamen die Reisenden nach *Damascus* und dann nach der Landschaft *Hauran*, der alten *Dekapolis*. Die Charwoche (1827) wurde in *Jerusalem* zugebracht. Eine Vergleichung, welche *de la Borde* zwischen dieser Stadt und *Rom* anstellt, wo er gerade vor einem Jahre gewesen war, fällt nicht zu Gunsten der Erstern aus. — *Kairo* war das nächste Ziel seiner Reise. »Nichts gleicht dem Erstaunen des Wanderers« — sagt er — »welcher, nachdem er die übrige Türkei durchstrichen hat, *Ägypten* betritt. Hier

findet er Zucker und Baumwolle, wie in Indien, zwanzig Manufacturen wie in Manchester, eine Armee wie in Frankreich, und einen Pascha, der den Constitutionnel liest.« — Mit *Griechenland* wurde die Reise beschlossen.*)

Die Kenntnifs *Arabiens* ist neuerlich durch die Beschreibung einer Reise vermehrt worden, welche der englische Capitän *Sadlier* herausgegeben hat. Er erhielt im Jahr 1819 vom Gouverneur zu *Bombay* den Auftrag, sich nach Arabien, ins Lager des *Ibrahim Pascha* zu begeben und diesem zu seiner Besiegung der *Wechabiten* Glück zu wünschen, zugleich aber auch seine Gesinnungen in Hinsicht der Seeräuber des Persischen Meerbusens zu erforschen, an deren Unterdrückung den Britten viel gelegen war. *Sadlier* landete zu *El Katif*, am Persischen Busen, und durchzog von hier aus ganz Arabien, indem er sich über *Lahissa* und *Deriah* nach dem Hafen *Yambo* am Rothen Meere begab, eine Reise, die an 1200 engl. Meilen lang, durch Gegenden ging, welche zuvor sehr wenig bekannt waren. *El Katif* hat 6000, und der ganze nebst der Stadt aus 9 Dörfern bestehende Bezirk 25000 Einwohner. *Cumerabia* ist ein von

*) *Nouv. Ann.* 1828, Mai, p. 218—240.

Beduinen bewohntes Dorf. *Sadlier* beschreibt sie als habsüchtig und treulos; nur in den Häfen seien die Araber gegen die Europäer geschmeidig, im Innern aber suchen sie dieselben, wo sie nur können, zu necken. *Fuf*, der befestigte Hauptort des Bezirks *Lahissa*, hat 15000 Einwohner. Die Dörfer enthalten eine Bevölkerung von 50000 Menschen, welche Reifs, Waizen, Gerste und Datteln anbauen. Von *Lahissa* bis *Deriah* rechnet man 10 Tagreisen. Das Letztere liegt nordwestlich von *Munfuah*, am Eingange eines tiefen und schmalen, von unfruchtbaren Bergen eingeschlossenen Thales. Die Festungswerke waren von *Ibrahim Paschi* nach einer siebenmonatlichen Belagerung zerstört worden; auch die Dattelpflanzungen und Gärten hatte er zu Grunde gerichtet. Die Stadt war eine menschenleere Wüste. *Sadlier* ging von hier über *Hussiah Schakrah*, *Anizeh* und *Rus* nach *Medina*. Auch Anizeh war durch die Türken verwüstet worden. Es war ein durch seine geographische Lage begünstigter Handelsplatz, fast in der Mitte zwischen dem Rothen Meere und dem Persischen Busen; man sah hier Karawanen aus *Bassora*, *Kait*, *Katif* und *Lahissa*. In *Bir-Ali*, westlich von *Medina*, hatte *Sadlier* eine Un-

tersedung mit *Ibrahim Pascha*, und begab sich dann über die von den Stämmen *Misru* und *Meimun* bewohnten Gebirge nach dem Hafen *Yambo*, einem höchst elenden Orte am Rothen Meere, wo es damals seit drei Jahren nicht geregnet hatte. Die Brunnen hatten schlechtes Wasser und die Luft war ungesund. Im innern Arabien giebt es eine andere Stadt, die ebenfalls *Yambo* heiſst, aber gutes Wasser, Früchte und Küchengewächse hat. *Sadlier* begab sich hierauf nach *Jeddah*, wo er sich auf einem Compagnie-Fahrzeuge wieder nach *Bombay* einschiffte.

Aus der im Jahr 1828 zu *London* erschienenen Reise des (nunmehr verstorbnen) Bischofs *Heber* zu *Calcutta*, von da durch die obern Provinzen Hindustans nach *Bombay*, einem Werke, das viele schätzbare Beiträge zur Kunde des jetzigen Zustandes dieser Landschaften enthält und in England selbst mit dem gröſsten Beifall aufgenommen worden ist, gedenken wir im künftigen Jahrgange dieses Taschenbuches einen gedrängten Auszug zu geben.

Auch über die noch wenig bekannten Staaten der *Radschputen* (oder eigentlich *Radschaputras*, wie sie im Hindustanischen heiſsen) dürften wir binnen Jahresfrist sehr merk-

würdige Nachrichten erhalten. Der brittische Oberstlieutenant *James Tod*, welcher eine lange Reihe von Jahren zu *Oudipur* (*Udeipura*) als politischer Agent Groſs-Britanniens gelebt hat, arbeitet nämlich an einer ausführlichen Beschreibung dieser Staaten. Die geographischen und geschichtlichen Materialien, welche er für dieses Werk zusammengebracht, sollen unermeſslich seyn. Er hat Zutritt zu allen Archiven der einzelnen Staaten gehabt und auſserdem noch auf seinen Reisen durch diese Länder, an Orten, die noch von keinem Europäer besucht waren, Denkmähler altindischer Baukunst von höchster Vollkommenheit gefunden. Sie sind noch wohl erhalten und scheinen nach den alten Inschriften, die selbst Eingebornen verständlich waren, bis in die Zeiträume der hindusche Geschichte vor der Einführung der Theokratie hinauf zu reichen.*)

Im September 1826 wurde der englische Civil-Commissär für Pegu und Ava, *Crawfurd*, von der ostindischen Regierung als Gesandter nach *Ava*, an den Hof des birmanischen Herrschers geschickt, um nach nunmehr beendigtem Krie-

*) *Nouv. Ann.* 1828, Jüner, S. 127. — *Hertha*, 1828, Jüner, Geogr. Zeit., S. 37.

ge und geschlossenem Frieden einen Handels-Vertrag zwischen Grofs-Britannien und Birma abzuschliefsen, und die gegenseitigen Verhältnisse der Unterthanen beider Mächte festzusetzen. Sein Gefolge bestand aus den Lieutenants *Chester* und *Cox*, dem Wundarzte *Stewart*, dem Botaniker *Wallich*, dem Ingenieur-Geographen und Zeichner Lieut. *Montmorency* und dem Geistlichen *Judson*, welcher als Dolmetsch diente. Der Zweck der Gesandtschaft wurde, nach einem zweimonatlichen Aufenthalte in *Ava*, glücklich erreicht und die Ausbeute für die Wissenschaft war nicht gering. Das Land ist von 15° bis 18° und 19° Breite niedriger, angeschwemmter Boden, das Delta des *Irawaddi* und das Vaterland der *Talainer* (*Peguaner*), eines von den Birmanen verschiednen Volkes. Nur bei *Bengun* und *Sirian* gewahrt man einige unbedeutende Hügel. Bei 18° 30′ beginnt das Gebirgsland und erstreckt sich bis *Ava* oder 21° 50′. Der Irawaddy ist hier zu beiden Seiten mit Hügeln von 3 bis 500 Fufs Höhe eingefafst. Sie enthalten zahlreiche Versteinerungen. Die Gebirge östlich und nördlich von Ava, bis auf 20 engl. Meilen weit, so wie in der Nähe der Stadt, am westlichen Ufer des Flusses, bestehen aus Marmor. Die grofsen

Ketten, welche Birma einerseits von *Arracan*, andrerseits von *Siam* trennen, sind Urgebirge, die sich bis zu der, in dem von Birma durch den letzten Friedensschluſs an die Britten abgetretenen Gebiete neugegründeten englischen Niederlassung *Amherst* ausdehnen, wo man noch Granit und Glimmerschiefer findet. Die Kalkgebirge in *Martaban* enthalten viele groſse Höhlen, die zum Theil in Tempel verwandelt worden sind. Eisen, Zinn und Spieſsglanz sind übrigens die vornehmsten Metalle sowohl im Lande der *Birmanen* als in dem der *Talainer*. Dagegen ist *Lao* oder das Land der *Chans* reich an Metallen, besonders an Silber, welches aber, mit groſsem Gewinn, die Chinesen ausschmelzen. Die berühmten, noch immer äuſserst ergiebigen, Saphir- und Rubin-Gruben zu *Magot* und *Kayampayan* liegen fünf Tagreisen ostsüdöstlich von Ava; aber der echte orientalische Rubin ist in seiner gröſsten Vollkommenheit selbst in dieser Stadt selten und theuer. Häufig und daher wohlfeil ist der blaue Saphir, von welchem *Crawfurd* einen sah, der 951 Karat wog, aber nicht ganz rein war. Selten sind die weiſsen, gelben und grünen Saphire, die Opale, Amethyste und Girasols. Der König macht auf jeden Rubin und Saphir Anspruch, dessen Werth mehr als 100 Tikals

beträgt. Um dieses Gesetz zu umgehen, zerbrechen die Bergleute die grofsen Stücke. Im Jahr 1826 hatte der König nur Einen grofsen Rubin erhalten, welcher ungefähr 140 Gran wog und als eine Merkwürdigkeit betrachtet wurde. Auch der kostbare Serpentin ist ein Erzeugniſs des Birmanischen Reichs. Die meisten Edelsteine werden an die Chinesen verkauft. — Besondere Aufmerksamkeit widmete die Gesandtschaft der Untersuchung der berühmten Steinöl-Brunnen bei *Renanghyung* (d. h. Flüsse des stinkenden Öls). Einige sind 37 bis 53 Klafter tief und geben täglich 500 bis 700 Pinten. Diese Brunnen erstrecken sich über eine Oberfläche von 16 engl. (ungefähr ¾ teutschen) Geviertmeilen. Die Birmanen bedienen sich dieses Öls zum Brennen. Andere nützliche Mineral-Erzeugnisse sind Steinkohlen, Salpeter, Soda und gemeines Kochsalz, das aus einem See, 6—7 engl. Meilen von Ava, gewonnen wird. — Am reichsten war die *botanische* Ausbeute der Gesandtschaft. *Wallich* sammelte an 16000 Pflanzen, worunter 500 neue oder unbeschriebene. Er erhielt die Erlaubniſs, auch die 20 Meilen von *Ava* entfernten 3—4000 Fuſs hohen Gebirge zu besuchen. Die Flora hat hier Vieles mit der des *Himalaya* gemein, aber das

Meiste ist eigenthümlich und neu. Die merkwürdigsten Gewächse haben die neuerobenten südlichen Provinzen. Um die Quellen des *Ataran* liegen ganz aus Tekbäumen bestehende Wälder von 5 Meilen im Durchmesser; einzelne Stämme haben 18—19 Fuſs Umfang. Auch der *Thingan*-Baum, (*Roxburghs Hopea odorata*) den die Birmanen dem Tek gleich schätzen, ist sehr häufig; eben so der *Sundri* (*Herietera robusta*). — Aus dem *Thierreiche* waren die Sammlungen weniger ansehnlich. Die birmanische Fauna weicht nicht so sehr von der bengalischen ab, als die Flora. Aber doch wurden viele neue Gattungen entdeckt. Merkwürdig ist der Mangel an Thieren des Hundegeschlechts (Canis). In Ava sah man, als Seltenheit, einen Albinos-Elephanten; es war ein Männchen von etwa 25 Jahren. Noch merkwürdiger war ein ebendaselbst lebender, vom Kopf bis zu den Füſsen dicht mit Haaren bewachsener Mann. Im Gesicht und an den Ohren hatten sie 8, auf der Brust und den Schultern 4 bis 5 Zoll Länge. Auch fehlten ihm die Backenzähne. Er ist aus *Lao* oder dem Lande der *Chans* gebürtig. In Ava heurathete er eine hübsche Birmanian, von der er zwei Töchter hat; die älteste gleicht der Mutter, die jüngste ist, wie der

Vater, mit Haaren bedeckt, nur dafs diese weifs oder blond sind, während der Vater braune oder schwarze hat. Er sagt aber, dafs sie in seiner Kindheit ebenfalls blond gewesen seien. Übrigens sind Vater und Kind gut gebaut und für Birmanen sogar schön. Man findet auch Albinos unter den Birmanen. — Doctor *Judson* hatte Gelegenheit mehr von der birmanischen Literatur kennen zu lernen und zu sammeln als ein Europäer vor ihm. Über die Geschichte der Birmanen verschaffte er sich chronologische Tafeln, die bis zum Jahr 543 vor Christus hinaufreichen; 128 Könige haben seitdem regiert. Die ersten kamen aus *Indien*, d. h. aus *Magadha* oder *Berar*, und liefsen sich beim heutigen *Promé* nieder, wo man noch Reste der alten Hauptstadt sieht. Dann wurde die Residenz, 107 vor Chr., nach *Pugan* verlegt, wo sie über 12 Jahrhunderte blieb. 1322 nach Christus zogen die Könige nach *Sakaing* und 1364 nach *Ava*, wo sie bis zur Eroberung dieser Stadt durch die Talainer (Peguaner) blieben. *Alompra* machte 1752 seinen Geburtsort *Monzabo* (*Motsobo*) zur Hofstadt. Seine Nachfolger haben wechselsweise in *Sakaing*, *Ava* und *Amerapura* (Umerapura) ihren Sitz aufgeschlagen. Der jetzige König wohnt erst seit

1822 in *Ava*. Jedes Mal ist die verlassene Hauptstadt in Verfall gerathen. In *Pugan*, *Sabaing*, *Sangu* und *Anglé-Yua* entdeckte die Gesandtschaft schätzbare Alterthümer, grossartige Tempel, zum Theil noch ganz erhalten, und mit steinernen Bildsäulen Wischnus etc. geschmückt. Die Ruinen von *Pugan* sind am linken Ufer des Irawaddi 12 engl. Meilen lang und erstrecken sich 5—6 landeinwärts. Es wurden hier und anderwärts an 300 Inschriften copirt. — Schätzbar sind auch die gesammelten *statistischen* und *ethnographischen* Notizen. Man hat die Gröfse der Bevölkerung von Birma bisher übertrieben, indem sie Einige zu 17, Andere zu 19, ja selbst zu 30 Mill. angegeben haben. *Ava* hat gewifs nicht über 30000 Einwohner; *Rangun*, das eben so viel haben sollte, zeigte bei der durch die Engländer vorgenommenen Zählung 8 bis 9000; mehr findet man auch in *Promé*, *Montschabu*, *Monay* u. a. nicht. Die drei Städte *Ava*, *Amerapura* und *Sabaing* enthalten mit ihrem Gebiete, das 283 engl. (etwa 11—12 teutsche) Geviertmeilen grofs ist und den fruchtbarsten und bevölkertsten Theil des Reiches ausmacht, nach den öffentlichen Registern 50600 Häuser, was zu 7 Seelen jedes gerechnet, eine Volksmenge

von 354200 giebt. Des fruchtbaren Landes ist hier so viel, dass jedermann davon anbauen kann, was ihm beliebt. Nahrung, Kleidung und Wohnungsbedürfnisse sind überaus wohlfeil; man findet daher fast gar keine Bettler, aber auch eben so wenig besonders reiche Leute; wenigstens sucht man seinen Reichthum vor der despotischen Regierung, die die einzige Geissel des schönen Landes ist, zu verbergen. *)

Julius v. Blosseville, ein vormaliger Begleiter *Duperrey's* auf dessen Reise um die Welt, durchstreift gegenwärtig, an Bord der französischen Corvette *La Chevrette*, unter dem Schiffslieutenant *Febré*, das *Indische* und *Chinesische Meer*, um Beobachtungen über Magnetismus, Meteorologie und Alles, was überhaupt dem Seemann wichtig seyn kann, anzustellen. Er ist aus dem Pariser Längen-Bureau nicht nur mit Verhaltungsregeln, sondern auch mit den trefflichsten Werkzeugen versehen worden. Am 1. Sept. 1827 befand er sich auf der Insel *Bourbon* und am 1. Dez. dess. J. in *Calcutta*. Die von beiden Orten an *Duperrey*

*) *Nouvell. Ann.* 1828, Jan. S. 50—81; nach der *Calcutta Government Gazette*, 1. März 1827.

abgeschickten Briefe, welche die *Nouv. Ann.* 1828, Juliheft, S. 116—124, mittheilen, verbreiten sich hauptsächlich über die auf der Seereise gemachten Bemerkungen. Die Abweichung der Magnetnadel war auf *Bourbon* 19° 24′ nordwestlich, in *Pondichéry* 1° 2′ nordöstlich; die Neigung auf *Bourbon* 55° 6′ südlich, in *Pondichéry* 3° 54′ nördlich. Von Calcutta fuhr *Blosseville* eine Strecke den *Ganges* hinauf, bis *Bandel*. Der weitere Reiseplan war, von Calcutta nach *Rangun* und *Martaban* zu gehen, bis 15. Jän. 1828 aber wieder in *Pondichéry* zu seyn. Von hier aus wollte man *Ceylan*, die Küste *Malabar* und den *Persischen Busen* besuchen, und im August abermals in Pondichéry eintreffen. Dann sollte die Fahrt nach *Manila*, *China*, und *Cochinchina*, bis in die Nähe von *Neu-Guinea* fortgesetzt werden, von wo man bis zum Jahresschluss wieder nach Pondichéry und hierauf, östlich oder westlich, nach *Frankreich* zurückzukehren gedachte.

Blosseville theilt in den erwähnten zwei Briefen Einiges mit, was er von andern Reisenden erfuhr. Auf *Neu-Guinea* wird jetzt, und zwar von *französischen* Schiffern, Sklavenhandel getrieben. Er erzählt von einem, der vor Kur-

zem 300 gekauft und sie nach *Bourbon* gebracht hatte. Der gute Absatz verleitete ihn, eine zweite Specalation dieser Art zu unternehmen. Schon sollten 200 Sklaven wieder eingeschifft werden, als, durch einen Schuss vom Schiffsvolke veranlasst, ein blutiger Kampf mit den Eingebornen entstand, durch den die Europäer viele Leute verloren und ohne Verzug das Weite zu suchen genöthigt wurden. Es scheint, dass die *Papus* durch den Sklavenhandel eine grosse Menge Waffen erworben haben und dass sie sogar kleine kupferne Kanonen besitzen.

Eine andere von Blosseville mitgetheilte Nachricht betrifft *Neu-Seeland.**) Die christliche Bevölkerung daselbst beträgt in der *Insel-Bay* 3000, in *Kaipara* 4000, am *Themesflusse* 4000, in *Wai Kota* 5000, in der *Mercurs-Bay* 4000 Seelen. Die von *Schökianga* übertrifft an Stärke die der Insel-Bay.

In *Neu-Holland* fahren die Engländer noch immer rüstig fort, die unbekannten Gegenden des Innern zu erforschen. Aber leider geschehen dergleichen Unternehmungen

---

*) Man vergleiche den Jahrgang 1827, S. LIII.

nicht auf Kosten der Colonial-Regierung, sondern können nur von Privatpersonen ausgeführt werden, deren beschränkte Mittel ihnen bisher nicht erlaubt haben, ihre Untersuchungen mit solchem Nachdruck zu betreiben, als es wohl zu wünschen wäre. Der unermüdliche Arzt *Cunningham*, der bereits in seinem 1827 zu *London* erschienenen Werke: *Two years in New South Wales* etc. ein umfassendes Gemälde des gegenwärtigen Zustandes der Niederlassung von *Neu-Süd-Wales* aufgestellt hat, von dem wir im künftigen Jahrgange dieses Taschenbuches einen Abriſs zu geben gedenken, unternahm am 27. April 1827 eine neue Reise nach den nördlich von der Colonie gelegenen Ländern. Von *Segenhoe* ausgehend und so viel als möglich in der Richtung der Mittagslinie bleibend, durchschnitt er die Ebenen von *Liverpool*, die damals in Folge eines 15 monatlichen Regenmangels gänzlich ausgetrocknet waren. Unter 29° Breite zwang ihn der Mangel an Futter für die Pferde sich westwärts zu wenden. Er fand zwischen 151 und 152° Länge schöne Waldungen und fette Weiden, und legte dieser Gegend den Namen der *Darlings-Ebenen* (*Darling-plains*) bei. Sie sind an 18 engl. Meilen lang und 3 breit; in der Mitte enthalten

sie eine Reihe ziemlich tiefer Seen. Die Meereshöhe dieser Ebenen beträgt an 15 bis 1800 Fuſs. Unter 26° 6′ Br. und 152° L. machte *Cunningham* am Flusse *Brisbane* Halt. Seine Leute sowohl als die Pferde waren von den Beschwerden der Reise ermattet; den Letztern fehlte es an Futter und die Erstern hatten keinen ganzen Stiefel mehr. Auch trat ein neues Mondsviertel ein und Alles verkündigte langen Regen. Man muſste daher den Vorsatz, noch weiter nach Nordwesten zu gehen, aufgeben und nach *Sydney* zurückkehren. Bloſs vier Mal traf *Cunningham* auf dieser Reise mit Eingebornen zusammen, welche, sobald sie die Pferde erblickten, voll Furcht die Flucht ergriffen. Das Land scheint sich von 152° L. nach Westen hin abzudachen, was die Meinung bestätigt, daſs es dort ein groſses Binnenmeer gebe. Am 4. Sptbr. traf man wieder in Sydney ein.

Um sich in Betreff der Sagen von einem Binnenmeer im Innern Gewiſsheit zu verschaffen, unternahm ein Hr. *Thomas Jamison*, in Begleitung mehrer Naturforscher, eine Wanderung nach dem *Wellington-Thale*. Es scheint aber, daſs sie, nachdem sie in nordwestlicher Richtung bis 80 engl. Meilen jenseits *Capety* vorgedrungen waren, eben-

falls aus Mangel an Lebensmitteln genöthigt worden, unverrichteter Sache wieder heimzukehren. Und doch hätten sie, nach der Aussage der Eingebornen, nur noch zwei Tagereisen bis zum großen See gehabt! Er soll bei heftigem Winde stark in Bewegung gerathen, was auf eine beträchtliche Wassermasse schließen läßt. Da mehre Volkshaufen, nach ihrer Versicherung, den See umkreist haben, so kann er nicht mit dem Meere in Verbindung stehen. *Jamison* wollte, sobald er sich nur ein wenig erholt haben würde, eine zweite Reise dahin unternehmen.*)

Die großen Hoffnungen, welche man auf die neue brittische Niederlassung der Insel *Melville*, an der Nordküste von Neu-Holland,**) gegründet hat, scheinen sich nach den neusten Nachrichten nicht verwirklichen zu wollen. Es sind noch keine malayischen Schiffe eingelaufen und die Eingebornen der dortigen Küste, welche die des südlichen Neuhollands an Wildheit noch übertreffen, haben sich bis jetzt gegen die neuen Ansiedler sehr feindselig betragen. Selbst in das

---

*) *Nouv. Ann.* 1828, Mai, p. 267 und ff.

**) Man sehe den vorigen [illegible] ff. [illegible] und ff.

Innere der Insel war man von der Niederlassung aus nur etwa sechs Stunden weit eingedrungen.*)

Vom französischen Capitän *Dumont* d' *Urville*, welcher sich seit dem Jahre 1826 auf einer Forschungsreise in den Gewässern *Australiens* befindet (man sehe den vor. Jahrg. S. XLVI.), sind neuerdings Berichte an das See-Ministerium, vom 14. März und 12. Mai 1827, eingelaufen, denen zu Folge er am 19. Dez. 1826 *Port Jackson* wieder verlassen und sich nach *Tawai-Punamu*, der *südlichsten* der grofsen Inseln von *Neu-Seeland*, gewendet hatte. Die Küsten wurden aufgenommen. *Tasmans-Bay*, die *Cook* nur von Weitem erblickt und als eine kleine Bucht von 3 bis 4 Meilen Tiefe gezeichnet hat, ist ein Busen von 15 bis 20 M. Breite und 50 M. Tiefe. Im Hintergrunde sah man ein beträchtliches Thal und jenseits desselben eine Kette ungeheurer Berge, von welchen mehre Gipfel mit Schnee bedeckt waren. Die nicht sehr zahlreichen Eingebornen schienen wenig mit Europäern in Berührung gewesen zu seyn, betrugen sich aber freundlich. Eine neuentdeckte Strafse an der West-

*) *Hertha*, 1827, Dec. Geogr. Zeit. S. 496.

küste der Bay führte zur Admiralitäts-Bay. *D'Urville* beschäftigte sich hierauf, vom 30. Jäner bis 8. Febr., mit der Aufnahme der Ostküste der *nördlichen* grofsen Insel von Neu-Seeland, und erhielt von den Eingebornen die Versicherung, dafs sie in der Landessprache *Ika-na-Mawi*, und nicht, wie *Cook* schrieb, *Eaheinomauwe* heifse. Alle Kanäle der grofsen *Kuraki-Bucht* (bei Cook *Thames-Bay*) wurden untersucht und darin noch einige und dreifsig neue Inseln entdeckt. An den schmalsten Stellen von Ika-na-Mawi sind die beiden Meere, welche die Küste bespülen, nur durch eine Erdenge von höchstens 2 Meilen Breite getrennt. Auch hier waren die Eingebornen sehr freundschaftlich gegen die Europäer. Am 7. und 8. März wurde die Küste um das nördlichste Vorgebirge von Neu-Seeland aufgenommen, wo bei dem Felsen *Reinga*, nach dem Glauben der Eingebornen, die *Wraidanas*, oder die Seelen der Verstorbnen, aus allen Gegenden unmittelbar nach dem Tode sich versammeln, um ihren Flug zur letzten Wohnung zu nehmen. Die Naturforscher *Quoy* und *Gaimard* hatten bis hierher mehr gesammelt als auf den Reisen der Capitäns *Freycinet* und *Duperrey* zusammen genommen geschehen war. *Lesson* ins-

besondere hat die Pflanzen Neu-Seelands gesammelt, welche dem Pariser Museum bisher ganz gefehlt haben. Der letzte Bericht *d' Urville's* ist von der Insel *Tonga-Tabu*, wo man Lebensmittel und Erfrischungen aller Art noch eben so reichlich und wohlfeil findet, wie zu *Cooks* Zeiten. Am 14. Mai wollte man diese Insel verlassen, den *Fidschi-Archipel* besuchen, den Breitenkreis der *Beaupré-Inseln* durchschneiden, die Küsten von *Louisiade* untersuchen und durch die *Torres*-Strafse nach *Amboina* steuern, wo man bis Oktbr. oder Nov. einzutreffen gedachte.*)

Baron v. *Wrangel* kam im Aug. 1827 von seiner Reise um die Welt, die er im Sommer 1825 als Befehlshaber der russischen Corvette *Krotky* angetreten hatte (man sehe den Jahrgang 1827, S. XXII.), glücklich wieder zurück.

Alle diese und viele andere, hier aus Mangel an Raum nicht anzuführende, Seereisen haben die Entdeckung einer Menge *neuer Inseln* herbeigeführt, welche den Forschun-

*) *Nouv. Ann.* 1828, Febr. S. 244. und ff.; — *Bull. univ.* 1828, Febr. S. 304 und ff.; — *Hertha*, 1828, April, Geogr. Zeit. S. 116 und ff.

gen früherer Reisenden entgangen waren oder auch von ihnen nicht gesehen werden konnten, da sie sich, wie dieſs mit den Korallen-Inseln des Groſsen Weltmeeres der Fall ist, erst in den letzten Jahren gebildet haben. Andere schon bekannte Inseln sind genauer bestimmt und untersucht worden. Hierdurch, so wie durch die Entdeckung oder bestimmtere Verzeichnung bloſser *Klippen*, *Riffe* und *Sandbänke*, sind auch der Schiffahrtskunde wichtige Dienste geleistet worden, da der Gefahren, welche bisher mit den Seereisen verbunden waren, immer weniger werden. Eine sehr vollständige Übersicht der neuesten Entdeckungen dieser Art, mit Angabe der Längen und Breiten, enthält die *Hertha*, 1828, Aprilheft, Geogr. Zeit. S. 127—134.

I.

Constantinopel. *)

Constantinopel, die Hauptstadt des gesammten Türkischen Reiches und die Residenz des Grofsherrn, liegt unter 41° 00′ 26″ nördlicher Breite und 26° 55′ 40″ östlicher Länge von Paris, am Meere von Marmara (der alten Propontis), und am Eingange in

*) *Jos. v. Hammer's Constantinopolis und der Bosporos*, örtlich und geschichtlich beschrieben etc. Zwei Bände. Pesth, 1822. Mit dem Plane der Stadt und einer Karte des Bosporos. — *Graf Raczynski's Malerische Reise in einigen Provinzen des Osmanischen Reichs.* Aus dem Polnischen übersetzt und herausgegeben von *Friedr. Heinr. von der Hagen.* Mit 2 Kupfertafeln und 2 Steindrücken. Breslau, 1825. Die türkischen Namen sind nach *v. Hammer's* Orthographie geschrieben.

D. H.

den Kanal von Constantinopel (den Thracischen Bosporus der Alten), durch welchen man nordwärts in das Schwarze Meer gelangt. Die Gewässer, welche vom Lande her in die Meerenge, in den Hafen der Stadt und in das Meer von Marmara fallen, sind insgesammt unbedeutend. Der Hafen, einer der schönsten, gröfsten und sichersten der Welt, wird durch einen grofsen Meerbusen an der Mündung des Bospors in die Propontis gebildet, hat an seinem Eingange 500 Klafter Breite, und erstreckt sich an 4000 Klafter weit in das Land, zwischen die Stadt und mehre Vorstädte hinein, wo er an seinem nördlichen Ende zwei kleine Flüsse aufnimmt, welche von den dortigen Europäern die *Süfsen Wasser*, von den Türken aber *Alibegssu* (Flufs des Fürsten Ali) und *Kiagadschanessu* (Papiermühlenflufs) genannt werden. Im Alterthum hiefs jener *Barbyses*, dieser *Kydaris*. Die Tiefe des Hafens ist so ansehnlich, dafs die gröfsten Kriegsschiffe sich überall hart ans Ufer legen können. Während sich Graf *Raczynski* in Constantinopel aufhielt, zählte man in demselben gegen 400 Kauffahrteischiffe. Bei *Tersana*, am rechten Ufer des Hafens, lag die Flotte des Grofsherrn. Aufserdem fahren zu allen Stunden des Tages Tausende von Gondeln und Booten hin und her und geben dem Ganzen ungemein viel Bewegung und Leben. Ein Vorzug dieses Hafens ist unter andern auch, dafs er nie einer künstlichen Reinigung bedarf. Die Süfsen Wasser führen keinen Schlamm mit sich und die aus der Stadt und den Vorstädten zu beiden Seiten hineingeworfenen Unreinigkeiten gelan-

gen, wegen der starken Strömung des Wassers nicht bis zur Tiefe, sondern werden durch dieselbe sogleich heraus und in den Bospor geführt. Diese Strömung dringt aus dem Marmara-Meere, um die Spitze des Serais hinum, mit Heftigkeit in den Hafen, macht in demselben einen Bogen und lenkt dann bei der Spitze von Topchana wieder in den Hauptstrom des Bospors ein. Wegen dieser Strömung und Gegenströmung ist die Einfahrt in den Hafen mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Sind aber diese besiegt, so genieſst man innerhalb desselben Sicherheit wider alle Winde. Die gekrümmte Gestalt des Hafens und sein Reichthum an Schiffen und Fischen verschaffte ihm bei den alten Griechen den Namen *Chrysokeras*, d. h. das *Goldene Horn*. Die Mythe erzählt, dafs die durch die Eifersucht der Juno in eine Kuh verwandelte *Jo* zu dem Vorgebirge *Semistra*, am Zusammenflusse des Kydaris und Barbyses (der heutigen Süfsen Wasser) kam und hier von einer Tochter entbunden wurde, welche von den Hörnern, die sie trug, den Namen *Keroessa* (die Gehörnte) erhielt und von der Amme Semistra gesäugt wurde. Neptun zeugte mit ihr späterhin den *Byzas*, welcher in der Folge an dieser nämlichen Stelle die von ihm den Namen führende Stadt *Byzanz* gründete, deren Name, als der römische Kaiser *Constantin der Groſse* sie zu seiner Residenz erwählte, bekanntlich in *Constantinopel* (Constantinopolis, d. h. die Stadt Constantins) verändert wurde. Hr. *v. Hammer* findet in dieser Mythe mit Recht eine Verbindung geologischer und geschichtlicher Thatsachen. „Das

landeinwärts gelegene Vorgebirge Semistra“ — sagt er — „ist die Amme Keroessas, das ist, die Nährerinn der beiden in der Gestalt eines Horns zusammenlaufenden Flüsse *Kydaris* und *Barbyses*, welche in den hornförmigen Hafen auslaufen. Wir haben also hier ein zweifaches Horn, das doppelte des Zusammenflusses der beiden Flüsse (*Keroessa*) und das einfache goldene Füllhorn des Hafens (*Chrysokeras*). Keroessa ward mit Neptun vermählt, das ist, die Süfsen Wasser vermischten sich mit den Wogen des Meeres (im Hafen) und die Frucht dieser Ehe war *Byzas*, der Gründer des am Hafen gelegenen *Byzanz*.“ (Byzas fand sich durch die glückliche Lage dieser Stelle bewogen, eine neue Stadt hier zu gründen, die von ihm den Namen erhielt.)

Den beiden schon erwähnten Vorgebirgen, der *Serai-Spitze* und *Topchana*, gegenüber liegt östlich an der asiatischen Küste das Vorgebirge von *Skutari*. Betrachtet man Constantinopel der Länge nach von der Nordseite des Hafens aus, so unterscheidet man deutlich *sieben Berge* (oder vielmehr Anhöhen), auf welchen die Stadt liegt, so dafs das neue Rom auch in dieser Hinsicht mit dem alten Ähnlichkeit hatte. Auch in der Umgebung der Stadt erblickt man sieben mehr oder weniger ansehnliche Berge. Die höchsten liegen auf der asiatischen Küste, nämlich der fast das ganze Jahr mit Schnee bedeckte *Olympos*, der *Aalemtagh*, der *Dschamlidscha* (oder *Bolgorlu*), der *Bujuktagh* (d. h. der *Grofse* oder *Riesenberg*) und der *Kaischbunar*

Der *Aalemtagh* und der *Bujuktagh* dienen den Schiffen, die aus dem Schwarzen Meere kommen, als sicheres Merkzeichen zur Auffindung des Bosporus-Einganges.

Unter 41° Breite, auf sanften Bergabhängen und am Ufer zweier Meere gelegen, erfreut sich Constantinopel eines angenehmen und gesunden Klima's. Der Frühling zeigt sich schon im Februar, befestigt sich aber, nachdem er durch schnell abwechselnde Nord- und Südwinde im März und April unterbrochen worden, erst um die Mitte des Mai und hält mit gleichförmiger Milde bis zum Ende des Juni an. Die Hitze des Sommers wird durch regelmäfsige Nordwinde, die sich gegen 10 Uhr des Morgens bis spätestens 3 Uhr Nachmittags erheben, und durch kühle Nächte gemildert, welche, besonders bei Mondschein, mit Spaziergängen und Wasserfahrten hingebracht werden. Den höchsten Stand erreicht das Thermometer zu Ende des August, aber nur auf kurze Zeit, indem jetzt mehrtägige Regengüsse eintreten, welche die Luft wieder abkühlen. Der in Folge von Gewittern eintretende Regen hält nicht über 48 Stunden an. Auf die Nachtgleichen-Stürme im September folgt nasses Wetter bis in die letzte Hälfte des Oktober; dann aber tritt die herrlichste Herbstwitterung, der sogenannte Martins-Sommer ein, welcher oft bis Ende Dezembers anhält. Da, wie gesagt, der Frühling schon mit der Hälfte des Februars beginnt, so dauert der eigentliche Winter nur höchstens sechs Wochen. Schnee kommt nur mit Nordwinden, die vom rauhen Balkan-Gebirge herwehen, und bleibt selten über drei Tage

liegen. Die herrschenden Winde aber wehen aus Süden und bringen selbst im Jäner zuweilen Gewitter mit. Da sie von dem beschneiten Olymp herkommen, so sind sie keineswegs warm; aber dennoch gefriert es selten bei Tage und nur zur Nachtzeit fällt das Reaumursche Thermometer zuweilen 2 bis 3 Grad unter Null. Nach *v. Humboldts* Isotherm-Linien beträgt die mittlere jährliche Wärme von Constantinopel ungefähr + 13° Reaum. *Carne* giebt die gröfste Sommerhitze zu 22 bis 24° an. Vergleicht man hiermit die geschichtlichen Angaben früherer Jahrhunderte, so sieht man, dafs das Klima von Constantinopel heut zu Tage weit milder ist als ehemals. Noch als die Stadt den Namen Byzanz führte, gedenkt die Geschichte mehrmals aufserordentlicher Kältegrade, so dafs die Meerenge zufror und man zu Fufse von Asien nach Europa gehen konnte. Nicht minder ungewöhnliche Kälte trat in den Jahren 928 und 934 ein, wo die Türken das erste Mal ins griechische Kaiserthum einfielen; eben so im Jahre 1232 u. dgl. m.

Eine für Constantinopel, besonders in frühern Zeiten, nicht selten verderblich gewesene Naturbegebenheit sind die *Erdbeben*. Man sieht die Spuren davon noch jetzt an mehren öffentlichen Gebäuden. Im Verlaufe des achtzehnten Jahrhunderts waren die Jahre 1718, 1729, 1763 und 1765 durch besonders verheerende Erderschütterungen ausgezeichnet. Unbedeutende Ereignisse dieser Art sind von den Geschichtschreibern nicht angemerkt worden.

Aufser der Pest, von der wir sogleich reden werden, sind hauptsächlich Rheumatismen und Katarrhe im Frühling und Herbst, und eine eigene Art Kopfweh, mit Abspannung, Niedergeschlagenheit, ja sogar Lebensüberdrufs verbunden, als herrschende Krankheiten zu betrachten. Das letztere Übel stellt sich mit den Südwinden der Wintermonate ein, die also in dieser Hinsicht Ähnlichkeit mit dem Samum, Chamsin und Scirocco haben. Da jene Südwinde zu Constantinopel kalt sind, so beweifst diefs, dafs die beiden letztgenannten noch weit schädlichern Wirkungen nicht in dem übermäfsigen Hitzgrade, sondern in beigemischten verderblichen Gasen und Dünsten zu suchen sind. *)

Die fürchterlichste aller Krankheiten in Constantinopel ist die *Pest*. Graf *Raczynski's* Bemerkungen darüber dürften für unsere Leser nicht ohne Interesse seyn. „Am 27. August" — sagt er — „brach die Pest in Pera aus und innerhalb 24 Stunden starben an derselben in einem, unweit des französischen Gesandtschaftspalastes gelegenen Hause, mehre Menschen. Dieser unglückliche Vorfall gab mir Gelegenheit, die mannichfaltigen Äufserungen zu beobachten, welche eine verschiedenartige Erziehung mit sich führt. Die Europäer, denen die Sache ganz fremd war, betrachteten die ausbrechende Seuche als einen sichern Vor-

*) Man sehe im ersten Jahrgange dieses Taschenbuches, den Aufsatz: „*Der Samum oder Samieli*," S. 184.

D. H.

boten ihres schnellen Todes. Sie eilten demnach, die Stadt zu verlassen, oder schlossen sich in ihren Häusern ein, und brachen allen Verkehr selbst mit ihren nächsten Anverwandten ab. Fremde, welche bereits mehre Jahre in Constantinopel gelebt hatten, schienen weniger Gefahr zu fürchten, doch gingen sie“ (da die Pest nur durch unmittelbare Berührung pestkranker Personen oder solcher Dinge, besonders Kleidungsstücke, die die Verstorbenen oder Kranken an sich oder in den Händen gehabt haben etc. ansteckt) „jedem Vorübergehenden behutsam aus dem Wege. Ernst und würdevoll bleibt bei dieser Gelegenheit das Benehmen der Türken. Der unabänderlichen Vorsehung vertrauend, die der Koran lehrt, schienen sie mit derselben Gleichgiltigkeit die Gefahr selbst und die sich davor ängstlich fürchtenden Franken zu betrachten.“

„Diese Gleichgiltigkeit der Muselmänner zieht allerdings die traurigsten Folgen nach sich. Sie ist nämlich als die Hauptursache zu betrachten, dafs die Regierung keine Mafsregeln ergreift, um das Verbreiten der Pest zu verhüten. Die Türken betrachten die Sache aus einem ganz andern Gesichtspunkte. Sie glauben, der religiöse Gesetzgeber habe nicht zweckmäfsiger auf das Glück der Menschen wirken können, als indem er den Glauben an eine unabänderliche Vorsehung“ (oder vielmehr *Vorherbestimmung, Prädestination*) „zu einem Hauptgrundsatze seiner Religion erklärte. Sie behaupten, dafs zur Begründung des Glücks der Menschen eines von beiden nöthig sei, ent-

weder zu bewirken, dafs ihnen nie ein Unglück begegne, oder dafs das sie betreffende so wenig wie möglich ihre Seelenruhe störe. Das Erste ist nur dem Allmächtigen möglich; das Andere, behaupten sie, bewirkt der Glaube an eine unabänderliche Vorsehung (Vorherbestimmung) weit kräftiger, als es die Lehrsätze der Stoa zu thun vermögen.“

„Ich werde diese Meinung der orientalischen Metaphysiker weder auseinandersetzen noch widerlegen; doch kann ich nicht umhin, hier zu bemerken, dafs ich sehr oft Gelegenheit gehabt habe, die männliche Festigkeit zu bewundern, mit welcher die Muhamedaner die empfindlichsten Unfälle zu ertragen wissen. Der Muselmann, der seine Gesundheit verloren hat, der um sein Vermögen gekommen, der mit einem ansteckenden Übel befallen ist, welches ihm auch nicht die leiseste Hoffnung der Genesung läfst, glaubt, die ewige Vorsehung habe es seit Jahrtausenden also verordnet; . . . . Klagen sei unvernünftig, Murren frevelhaft; demnach unterwirft er sich dem Willen des Himmels und in stoischem Gleichmuthe, mit kindlicher Hingebung an den Allvater gepaart, antwortet er dem ihn bedauernden Fremdling: *Kissmet*, d. h. so hat es das Schicksal gewollt.“

„In den europäischen Städten, welche von einer ansteckenden Krankheit befallen sind, wacht die Polizei streng darüber, dafs alle von einem Verstorbenen hinterlassenen Geräthschaften und Kleider sogleich verbrannt werden; die Türken hingegen kaufen dieselben ohne Bedenken, und bedienen sich ihrer, ohne

sie nur vorher gelüftet zu haben. Diese Unvorsichtigkeit verbreitet das verheerende Übel.“ . . . .

„Ägyptische, in *Alexandrien* mit Kaufmannsgütern befrachtete Schiffe sind es gewöhnlich, welche die Pest nach Constantinopel bringen, wo sie sich mit den verladenen Waaren schnell verbreitet. Wirklich haben die Einwohner dieser Hauptstadt die Bemerkung gemacht, dafs während der vier oder fünf Jahre, da die *Franzosen*, und nach ihnen die *Engländer*, Ägypten in Besitz genommen und eine Quarantaine-Anstalt in *Alexandrien* errichtet hatten, Constantinopel frei von der Pest geblieben ist.“

Unter dem jetzigen Sultan, der, wie mehre seiner neuesten Reformen bewiesen haben, sich nicht allzustreng an den Buchstaben des Korans bindet, sind bereits im Jahre 1813 eigene Krankenhäuser in Skutari errichtet worden, wohin die Pestkranken gebracht werden konnten. Auch wurde dem Volke in einer besondern Bekanntmachung (Hattischerif) der Lehrsatz der mohammedanischen Religion von der unabänderlichen Vorherbestimmung auf eine sehr freisinnige Weise erklärt. Indessen kann, nach *Raczynskis* sehr richtiger Bemerkung, diese so gemeinnützige Anstalt nie eine vollkommene Wirkung haben, so lange das Volk in seinem Vorurtheile beharrt und die dieserhalb ergehenden Verordnungen als „dem höchsten Wesen mifsfällige und den Sprüchen der ewigen Weisheit vorgreifende“ Mafsregeln betrachtet.

Mit der Milde und Gesundheit des Klima stehen die Reichthümer des die Stadt umgebenden Landes sowohl als des Meeres in schöner Übereinstimmung. Man findet einen Überfluſs an Hasen, Wildschweinen, Fasanen, Rebhühnern und Wachteln, und der Bospor verdient den Namen des *fischreichen*, welchen schon *Homer* dem Hellespont beilegte, im vollsten Maſse. Namentlich kommen auf die Tafeln: Scombri, eine Makrelengattung, die die Griechen ungesalzen trocknen und essen, der Palamedes, eine Art von rautenförmigem Thunfisch, *Liche*, ebenfalls eine Gattung Makrelen, Stavridia, eine andere Gattung Thun, Sardellen und Nilufer, der schildförmige Turbot und der Schwertfisch. Aufser diesen Zugfischen, welche auf ihrer Wanderung aus dem Schwarzen Meere ins Mittelländische und zurück gefangen werden, findet man noch zu allen Zeiten im Bospor Lampreten, Rochen, Seepfauen und Lapines, eine Gattung vielfarbiger Fische, die zu Tausenden das ruhige Meer bedecken. Unter den übrigen Bewohnern des Meeres sind Austern, Seeläuse, Seespinnen, Seekrebse und Delphine zu bemerken.

Unter den zahlreichen Baumgattungen, welche der Umgebung Constantinopels und selbst den Gärten im Innern der Stadt so ungemein viel Reiz verleihen, sind die orientalische *Platane* und die *Cypresse* die ausgezeichnetsten und schönsten. Hr. *v. Hammer* sagt von ihnen: „Das weit und breit schattende Laubdach der Ersten, von der Silbersäule des Stammes getragen, gewährt erfrischende Kühle, und das in Wellenlinien spitzig zulaufende Nadel-

Bouquet der Cypresse schwankt in anmuthiger Bewegung vom Himmel zur Erde und von der Erde zum Himmel. Weil alle ihre Zweige aufwärts himmelan streben und keiner sich zur Erde niedersenkt, ist sie den Morgenländern der Baum der Freiheit, und steht als solcher an Gräbern, wodurch die Seele, der Bande des Leibes entfesselt, erst zur wahren himmlischen Freiheit eingeht.“ Graf *Raczynski* sagt in Beziehung auf die genannten Baumgattungen: „Die Türken legen einen solchen Werth auf grofse schattige Bäume, dafs sie die Form ihrer Häuser nach den an denselben stehenden Bäumen einzurichten pflegen. Ihre Baumeister nehmen oft einen solchen Baum mit in das zu errichtende Gebäude auf, und man sieht alsdann die hohe Cypresse, die schattige Kastanie durch die Wand oder das Dach des Hauses hervortreten und hoch über demselben emporragen. So sah ich neben dem kaiserlichen Palaste in *Kiahathane* eine uralte, durch das Dach eines Springbrunnens aufsteigende Platane.“

Aufser den hier genannten Bäumen findet man noch die Trapezuntische Palme (Diospyros Lotos), den Persischen Seidenbaum, die Mimosa des Nils, zwei Arten von Akazien, den Feigenbaum und die Terebinthe, welche letztern beiden Baumgattungen oft, wie *v. Hammer* und *Raczynski* bemerken, mit der Cypresse in so inniger Verbindung vorkommen, dafs sie einen und denselben Stamm zu haben scheinen. Auf der asiatischen Bospor-Küste trifft man den Alexandrinischen Lorbeer der Alten (Ruscus hypophyllum), in den vulkanischen Felsen an der Mündung des

Bospor die Sesel, die Herbstrose und eine Gattung von tatarischem Seegras; an den sandigen Küsten des Schwarzen Meeres die Sandlilie (Pancratium maritimum) und das scharfe Cynanctum. Unter den edlen Früchten ist die Feige, deren es 9 bis 10 Sorten giebt, eine köstlicher als die andere, bereits genannt worden. Aufserdem zählt man eben so viele von Kirschen, Pflaumen, Birnen und Äpfeln; ferner hat man eine Menge Wallnüsse, Haselnüsse, Mandeln, Mispeln, Quitten, Aprikosen, Pfirschen, Granaten, Oliven, Maulbeeren, Lazerolen, Cornellen, Pinien, besonders aber köstliche Trauben, die an Gröfse und Süfsigkeit kaum in Italien und Spanien ihres Gleichen haben.

In den Gärten, so wie auf vielen Feldern, zieht man alle Arten europäische Gemüse, als Kraut, Kohl, Salat, Kresse, Rüben, Rettige, Spenat, Sellerie u. s. w., besonders aber Melonen und Kürbisse, Badindschan, eine Nachtschattenart, Artischocken, Sesam u. s. w. Unter den Blumen wird, wie bekannt, von den Türken die Tulpe am meisten geschätzt und gepflegt, deren Name sogar aus dem türkischen Worte *Dülbend*, (der Turban, wegen der Ähnlichkeit in der Gestalt mit demselben) entstanden ist. Von den vornehmsten Blumen und ihrer Bedeutung in der türkischen Blumensprache sagt v. Hammer: „Unter den Lilien ist die zehnblätterige persische die Blume der Freiheit und Beredsamkeit, indem die Einbildungskraft des Morgenländers in ihren Blättern eben so viele Zungen sieht, mit denen sie frei die Wahrheit spricht. . . . . Unter den Hiacynthen ist *Muski Rumi* (grie-

chischer Moschus) als die Erklärung *Brennender Liebe* bekannt. Was der teutsche Gärtner die *Brennende Liebe* nennt (Lychnis chalcedonia), heißt dem türkischen die *Brennende Schönheit Jussufs*. Bilder der Reinigkeit sind ihm Geranium macrorrhizum, das *Auge der Reinigkeit*, Cyclamen europaeum, das *Rauchwerk Mariens*, und Alcea rosea, die *Rose Fatima's*, Maria und Fatima sind dem Moslim die Muster von Frauenwürde und Reinigkeit. Die *Perlenblume* (Lilium Cornvallium album), die *Blume des Serais* (Delphinium Ajacis), die *Kaiserkrone* (Fritillaria imperialis), die Blume *Dem Kaiser gefiel's* (Antirrhinum linaria) und die *Sultanspille* (Euphorbia Lathyris) verrathen durch ihre Namen ihre Abkunft aus den Gärten des Serais; den entsprechendsten Namen trägt die *Bienenblume* (Orchys mellifera), deren Blüthen wirklich eine Biene vorstellen." . . . . .

Die geognostische und mineralogische Beschaffenheit des Bodens von Constantinopel und seinen Umgebungen scheint noch nicht wissenschaftlich genug untersucht worden zu seyn. Die Mineralien, welche Graf *Andreossi* mit nach Paris gebracht hat, bestehen, nach Hrn. *v. Hammer*, in eisengefärbtem Stein (?) und schwefelartigem Quarz, Achat, Carneol, Chalcedon, Wacke, Porphyr, Klingstein, Basalt und Obsidian, welche sowohl auf der europäischen als der asiatischen Küste gefunden werden und die vulkanische Beschaffenheit des Bodens, besonders im Sinne der neuesten französischen Geognosten, beurkunden, womit auch die

erwähnten, gar nicht seltenen, Erderschütterungen übereinstimmen. Aus gelbem, rothem und schwarzem Thon werden in Constantinopel nette Geschirre von gleicher Farbe verfertigt. Nach ältern Nachrichten sollen die Felsen, auf welchen *Galata Serai* liegt, Eisenstein enthalten, ehedem bergmännisch bearbeitet, und aus dem gewonnenen Metall jene Damascener Klingen verfertigt worden seyn, welche man noch jetzt mit dem Namen der *Alten Stambuls* (auf türkisch Eski Islambol) belegt. Aber dafs nach eben diesen ältern Nachrichten die Felsen von *Sari jeri* goldhaltig gewesen und ebenfalls bebaut worden seyn sollen, findet *v. Hammer* unglaublich; er ist der Meinung, dafs die gelbe Farbe jener Felsen zu dieser Sage Veranlassung gegeben habe. Der graue und grobe Sand von *Domusdere* (Schweinthal) wird als Heilmittel gegen die Gicht (zu Sandbädern) geschätzt und den weifsen und feinen von *Kum burgas* (Sandthurm) holt man selbst aus weiter Ferne zum Füllen der Sanduhren. Die gewöhnlichen Bausteine kommen aus den Brüchen vor dem Adrianopler Thore, in der Nähe von *Daudpascha*, und die gewöhnlichen Grabsteine (ob Sandstein, oder Marmor, Granit?) aus der Nachbarschaft von Skutari.

Die vortheilhafte Lage Constantinopels macht es zu einem vorzüglich begünstigten und stark besuchten Handelsplatze, und sichert seine Bewohner nicht nur vor Mangel und Noth an den Bedürfnissen des Lebens, sondern auch durch die Wasserpässe des Bosporus und Hellesponts, vor feindlichen Überfällen und

Angriffen, freilich unter der Voraussetzung, dafs diese Zugänge geschickt vertheidigt und von der geographischen Beschaffenheit aller Umgebungen glücklicher Gebrauch gemacht werde. Und so ist es denn nicht zu verwundern, wenn von jeher alle Beschreiber dieser Hauptstadt in Lobsprüchen und lobpreisenden Benennungen derselben unerschöpflich gewesen sind und selbst die Sprache abendländischer Schriftsteller über diesen Gegenstand sich in morgenländischem Schwung erhebt. „An diesem Vereinigungspunkte des goldenen Ringes des Handels morgenländischer und abendländischer Völker" — sagt Hr. *v. Hammer* — „sitzt Constantinopel als ein grofser Karfunkel auf drei Seiten in Diamanten des herrlichsten Wassers, und auf der vierten in den Smaragd grünender Thäler gefafst, ein wahrer Talisman des handelnden und geistigen Verkehrs des Morgen- und Abendlandes; jenes goldnen Ringes Edelstein, worin das Loos die Worte: *Herrinn beider Meere, beider Erdtheile, (des Osten und des Westen)* eingrub, mächtige Worte, durch deren Zauberkraft Constantinopel zur Ehre gelangt ist, das zweite *neue Rom* und *Islambol*, das ist, die *Fülle des Islam*, zu heifsen, und die Hauptstadt zweier Kaiserthümer, des östlich-römischen und westlich-tatarischen, des Byzantinischen und Osmanischen Reiches zu seyn." Vielleicht ist der heutige türkische Name der Stadt, *Istambul* oder *Stambul*, aus dem so eben erwähnten *Islambol*, und nicht, wie Graf *Raczynski* mit *D'Anville* vermuthet, durch eine Verstümmelung der drei griechischen Wörter *εἰς τὴν πόλιν* (in die

Stadt) entstanden, mit welchen die griechischen Landleute der Umgebung noch jetzt ausdrücken sollen, dafs sie nach Constantinopel gehen. Vermuthlich hätten die ersten nach dieser Gegend gekommenen türkischen Soldaten diesen Ausdruck der benachbarten Landleute für den Namen der Stadt genommen, die sie vor Augen hatten und, dem zufolge, *Istambol* nannten. Oder noch wahrscheinlicher ist dieser Name eine Verstümmelung von *Constantinopolis* selbst, welches sechssylbige Wort der türkischen Aussprache zu schwer war und in *Istambol* oder *Stambul* abgekürzt wurde. Auf ähnliche Art verhunzen die Morgenländer, wie bekannt, eine Menge Wörter der abendländischen Sprachen.

Constantinopel besteht aus der *eigentlichen Stadt* und *achtzehn Vorstädten*, von welchen Letztern sechszehn auf der europäischen und zwei (*Skutari* und *Kadiköi*) auf der asiatischen Küste liegen. Im weitesten Sinne werden alle Ortschaften zu beiden Seiten des Bosporus, so wie die Prinzeninseln im Meere von Marmara, als Bestandtheile Constantinopels angesehen.

Die eigentliche Stadt hat die Form eines krummlinigen Dreiecks, dessen eine Seite nach dem Lande zu liegt und hier von einer dreifachen Mauer umgeben wird, die andern beiden aber an das Meer, nämlich an den Hafen und die Propontis stofsen. Wenn man die Spitze des Serais als den Scheitel dieses Dreiecks betrachtet, so ist der nordöstliche Schenkel, oder die Hafen-

seite, nach der *Kaufferischen* Karte der *Chevalier*'schen Reise, welche sich auch bei *v. Hammer's* Werke befindet, 2400, der südöstliche, oder die Meerseite, 3600, und die Grundlinie, oder die Landseite 3000 altfranzösische Klafter (Toisen) lang, so dafs der ganze Umfang 2¼ teutsche Meilen betragen würde. Hr. *v. Hammer* versichert jedoch, dafs er die Stadt mehr als Ein Mal, auf den Wasserseiten zu Schiffe und auf der Landseite zu Fufs, in nicht mehr als drei Stunden umkreiset habe.

Die Stadt hat 28 *Thore* (*Kapussi*), von welchen sich 14 auf der Hafenseite, 7 auf der Landseite und eben so viele auf der Meerseite befinden. Die auf der Hafenseite sind, von der Serai-Spitze an gerechnet: das Thor des *Uferlusthauses* (*Jalli Köschu Kapussi*), zugleich der Eingang in das Serai; das *Gärtnerthor* (*Bagdsche K.*) beim gewöhnlichen Landungsplatze der Überfahrt von Topchana, wo die fremden Gesandten bei ihren Audienz-Aufzügen etc. ans Land treten; das *Judenthor* (*Tschufut K.*), von den hier, in der Nähe der Hauptmauth, angesiedelten Juden so genannt; das *Fischmarkt-Thor* (*Balikbasar K.*); das *Kerkerthor* (*Sindan K.*), von den Griechen auch das *Schiffthor* und wegen des benachbarten Obstmarktes auch öfters das *Fruchthafen-Thor* (*Jemisch iskele K.*) genannt; das *Holzthor* (*Odun K.*); das *Weihwasser-Thor* (*Ajasma K.*), nach einem von den Griechen für heilig gehaltenen Brunnen diesen Namen führend; das *Mehlniederlags-Thor* (*Un kapan K.*); das Thor des *Dschüb Ali* (*Dschüb Ali K.*) auch das *Glaserthor* genannt; das *Heilige Thor* (*Aja K.*), von

Tab. II.

ADRIANOPLER THOR.

der ehemals gegenüber gelegenen St. Theodosien-Kirche; das *Neue Thor* (*Jeni K.*); das *Petrus-Thor* (*Petri K.*); das *Leuchtthurm-Thor* (*Fener K.*); die letztgenannten drei Thore führen nach dem meistens von Griechen bewohnten Stadtviertel *Fanar*; das *Palast-Thor* (*Balat K.*); und das *Thierpalast-Thor* (*Haivan Serai K.*) von dem ehemals hier befindlichen Schauplatz der Thierkämpfe, und das *Anssari-Thor*, von der vor demselben liegenden Vorstadt *Ejub Anssari* so benannt.

Die Thore der *Landseite* folgen, vom Hafen nach dem Meere, in nachstehender Ordnung auf einander: das *Krummt Thor* (*Egri Kapu*); das *Adrianopler Thor* (*Edrene Kapussi*); das *Kanonenthor* (*Top K.*), ehemals das Thor des *heil. Romanus*, und dadurch merkwürdig, dafs bei der Eroberung Constantinopels durch die Osmanen im Jahre 1453, der damalige letzte griechische Kaiser, *Constantin XI.* bei diesem Thore kämpfend den Tod fand; das *Neue Thor des Mewlana* (*Mevlana jeni K.*); das *Thor von Silivri* (*Silivri K.*); das Thor *Kapalu* (*Kapalu K.*) und das *Thor der sieben Thürme* (*Jedi Kulleler K.*), welches sich in der Nähe des jetzt vermauerten vormaligen Goldnen Thores befindet.

An der *Seeseite* finden wir, von den Sieben Thürmen nach der Serai-Spitze hingehend, folgende Thore: die *Granatapfel-Pforte* (*Narli Kapu*); das Thor *Psamatia* (*Psamatia Kapussi*), welches auch das Sandthor heifst; doch kommt unter die-

sem Namen weiterhin noch ein anderes vor; das Thor *Daudpascha* oder *Vlanga* (Daudpascha oder Vlanga K.); das *Neue Thor* (Jeni K.), welches zum neuen armenischen Viertel führt; das *Sandthor* (Kum K.), auch das Thor von *Condoscale* und das *Galeerenhafen-Thor* (*Kadriga limani K.*) genannt; das *Schlächter- oder Fleischhauer-Thor* (*Tschatladi K.*) und das *Stallthor* (*Achor K.*), bei dem die kaiserlichen Ställe liegen. Das auf dem Kaufferschen Plane noch bei der Serai-Spitze angegebene Kanonenthor (*Top K.*) rechnet *v. Hammer*, weil es blofs ins Serai führt, nicht zu den Stadtthoren.

Unter den öffentlichen *Plätzen* (*Meidan*, worunter die Türken grofse Renn- und Spazierplätze verstehen,) der eigentlichen Stadt, ist der vornehmste der *Pferdeplatz* (*Atmeidan*), der ehemalige *Hippodrom*, auf dem Wettrennen zu Pferde gehalten wurden, heut zu Tage nur noch 250 Schritte lang und 150 breit, indem einen Theil des alten Platzes jetzt die Moschee Sultan Ahmeds I. und das Spital einnehmen. Über diesen Atmeidan gehen die feierlichen Aufzüge des Sultans an den Bairamsfesten, wenn er sich aus dem Serai in jene Moschee begiebt. Von hier aus tritt ferner die Karawane der Pilger nach Mekka ihre Wallfahrt an, und hier versammeln sich alle Grofse des Hofes und des Staats, um in der nämlichen Moschee, in des Kaisers Gegenwart, das Geburtsfest des Propheten zu feiern. Von den vielen Denkmählern, die im Alterthume diesen Platz zierten, sind jetzt nur noch wenige ganz oder theilweise erhalten. Das drei-

köpfige Schlangengewinde, eine aus drei metallnen Schlangen gewundene Säule, soll ehedem im Tempel zu *Delphi* den Dreifuſs getragen haben. *Herodot* erwähnt wirklich eines goldenen Dreifuſses daselbst, dessen Fuſsgestell eine dreiköpfige Schlangensäule war, welche die Griechen dem Delphischen Apoll nach der Schlacht von Platäa geweiht hatten. Dieses Fuſsgestell war nach *Pausanias* noch im zweiten Jahrhunderte nach Christus Geburt in Delphi zu sehen, und sowohl *Zosimus*, als *Eusebius*, *Sokrates* und *Sozomenes* bezeugen, daſs *Constantin der Groſse* diese Schlangensäule von Delphi habe wegnehmen und in Constantinopel auf dem Hippodrom aufstellen lassen. Gegenwärtig fehlen an dieser Säule die drei Schlangenköpfe und sie ist bei 13 Zoll Durchmesser, nur noch 10 Fuſs hoch. Als *Mohammed II.* am 29. Mai 1453 Constantinopel erobert hatte und an der Spitze seines Heeres in die Stadt einzog, stutzte er bei dem Anblicke dieser Säule und glaubte in derselben ein die Stadt beschützendes Götzenbild zu sehen. Um also dem gesunkenen Reiche auch diese letzte vermeintliche Stütze zu rauben, vielleicht auch um die Besiegten seine aufserordentliche Körperstärke sehen zu lassen, schlug er im Vorbeireiten mit seiner Streitaxt einen der drei Schlangenköpfe herunter. Die beiden andern Köpfe sind erst im achtzehnten Jahrhunderte, zur Nachtzeit, wahrscheinlich, wie *Raczynski* vermuthet, von irgend einem habsüchtigen europäischen Alterthumsforscher, abgebrochen worden.

Am besten unter allen Denkmählern, nicht nur des Atmeidans, sondern auch Constantinopels überhaupt, hat sich der ägyptische *Obelisk*, in der Mitte des Platzes, erhalten. Er ist von röthlichem Granit, viereckig, 61 Fufs hoch und auf allen vier Seiten mit Hieroglyphen beschrieben. Das Fufsgestell besteht aus vier ehernen Würfeln, welche auf einem viereckigen, zwölf Fufs hohen Marmor-Sockel ruhen. Er war aus Ägypten über Athen nach Constantinopel gebracht und schon in früherer Zeit durch ein Erdbeben umgestürzt worden. Kaiser *Theodosius* liefs ihn, wie zwei Inschriften am Sockel, eine griechische und eine lateinische, besagen, wieder aufrichten. Was der Schönheit seiner Form Eintrag thut, ist die zu geringe Höhe im Verhältnifs zum Durchmesser, und das schiefwinkelig zugespitzte obere Ende. Man muthmafst, dafs er ursprünglich höher gewesen, bei seiner Herschaffung aus Ägypten aber ein Stück abgebrochen worden seyn möge, das man nachher, so gut es gehn wollte, zuspitzte. Auch ist die Säule auf der gegen das Meer gerichteten Seite (der Wetterseite im Winter) beträchtlich zerstört und verwittert. Auf jeder der vier Seiten des marmornen Fufsgestells erblickt man noch deutlich erhobene Bildwerke, welche freilich im Laufe der Zeit, zum Theil auch durch die Türken selbst, sehr gelitten haben. Es sind, nach *v. Hammer*, Haupt- und Staatsactionen des die Verrichtungen der Herrschaft ausübenden Kaisers.

Diesem Obelisk gegenüber, jenseits der Schlangensäule, die zwischen beiden in der Mitte steht, befindet sich ein zweiter, von Marmor-Quadern aufgeführter *Pfeiler*, welcher 91 Fuſs hoch und 8 Fuſs stark ist. Der griechische Kaiser *Constantinus Porphyrogenitus* hatte ihn mit vergoldeten Kupferplatten überziehen lassen, von welchen aber jetzt keine Spur mehr vorhanden ist.

Der *Serai-Platz* (*Serai Meidani*) ist ein Theil des ehemaligen *Augusteons* oder des *Forum Constantini*, welches im Alterthume der Hauptplatz der ganzen Stadt war. Die nördliche Seite des jetzt sehr kleinen und unregelmäſsigen Platzes wird durch die Mauern und das Thor des Serai, die westliche durch das Presbyterium der Sophien-Moschee gebildet. In der Mitte steht ein groſser und schöner Springbrunnen. Die Beschreibung der ehemals hier gestandenen Denkmähler, von welchen jetzt nichts mehr übrig ist, kann man bei *v. Hammer* nachlesen.

Der *Platz der Verbrannten Säule* ist ebenfalls ein Theil des ehemaligen *Forum Constantini*, aber heut zu Tage durch Gebäude so beschränkt, daſs man ihn bloſs als eine Wegscheide von vier Straſsen betrachten kann. Er ist jetzt bloſs noch um der von den Türken sogenannten *Verbrannten Säule* willen merkwürdig, welche diesen Namen von den vielen Beschädigungen durch Feuersbrünste erhalten hat, die sie im Laufe der Jahrhunderte so übel zugerichtet haben, daſs man sie hat mit eisernen Reifen versehen müssen. Diese Porphyr-Säule war aus mehren Stücken zusammengesetzt, und die Fugen der Verbindung bedeckten ver-

goldete Siegeskränze, von welchen aber jetzt nichts mehr vorhanden ist. Nach *Raczynski* ist das, was man jetzt noch die Verbrannte Säule nennt, blofs das Fufsgestell der ehemaligen eigentlichen Säule, welche hundert Fufs hoch gewesen seyn soll. Auf der Spitze derselben hatte *Constantin* der Grofse sein eigenes Bild, zugleich als *Apollo* und *Christus*, aufstellen lassen, indem er nämlich die von Phidias gefertigte Bildsäule des Apollo aus dem Tempel zu Heliopolis in Phrygien nach Constantinopel schaffen, derselben seinen eigenen Kopf aufsetzen und ihn, statt der Strahlenkrone, mit den Passionsnägeln umgeben liefs. Diese Bildsäule mufste später einer andern des Kaisers *Julian*, und diese noch später der des *Theodosius* Platz machen, welche Letztere aber, sammt der Säule mehrmals durch Erdbeben beschädigt wurde. Unter *Alexius I.* kam ein Kreuz, höher als alle übrigen der Stadt, auf die schon damals mit eisernen Ringen umgebene Säule. Was dieses Denkmahl des Alterthums noch merkwürdiger macht, ist das berühmte *Palladium*, welches *Constantin* der Grofse aus dem Tempel der Vesta zu Rom hierher bringen und unter den Grundfesten der Säule vergraben liefs. Da diese Grundfesten seit jener Zeit, so viel bekannt, unangetastet geblieben sind, so mufs sich das Palladium noch an dieser Stelle befinden.

Der jetzige *Hühnermarkt* (*Tauk basari*) ist ein Theil des alten *Forum tauri* oder Stierplatzes. In der Mitte desselben stand im sechsten Jahrhundert auf einem grofsen Fufsgestelle das

Standbild eines Reiters mit Flügeln an den Füfsen, welche, nach v. *Hammers* Vermuthung, der aus Antiochien hierher geschaffte *Bellerophon* war, von den damaligen Christen aber für den *Josua* gehalten wurde, in dem Augenblicke vorgestellt, wie er die Sonne still stehen heifst. Am Fufsgestell befanden sich Basreliefs, die man — sonderbar genug! — schon damals auf die Russen deutete, welche die Stadt dereinst verwüsten würden. Unter dem einen linken Hufe des fest aufstehenden Pferdes sollte eine Figur eingegraben seyn, von welcher das Volk ebenfalls glaubte, dafs sie, so lange sie hier verborgen bliebe, die Stadt vor fremder Eroberung schützen würde. In der That fanden die Kreuzfahrer, als sie im Jahre 1204 Constantinopel eroberten und neben so vielen alten Kunstwerken auch diesen Bellerophon zerschlugen, unter dem erwähnten linken Pferdehufe eine kleine Figur aus Erz und in Wolle gekleidet. Sie wurde ins Feuer geworfen.

Der *Fleischplatz* (*Etmeidani*) ist nach *v. Hammers* Vermuthung das alte *Forum Amastrianorum*. Er liegt hinter den Casernen der ehemaligen Janitscharen bei der *Prinzen-Moschee* (*Schehsadegan*), und bildet ein grofses Viereck. Den jetzigen Namen hat er davon, dafs hier sonst, als die Janitscharen noch bestanden, das Fleisch unter sie vertheilt wurde. Er ist zugleich der öffentliche Hinrichtungsplatz.

Auf dem *Weibermarkt*, dem alten *Forum Arcadianum*, sieht man noch das Fufsgestell der ehemaligen *Triumphsäule des Arcadius*, welche diesem Kaiser im Jahr 403 hier errichtet wurde. Auf

der Spitze stand die Bildsäule desselben. Schon früher beträchtlich zerstört, fiel sie bei dem grofsen Erdbeben im J. 1719 ganz zusammen.

Aufser diesen genannten Plätzen führt *v. Hammer* noch den *Abulwefa Meidani* und den *Dschindi Meidani* an, ohne sie jedoch zu beschreiben.

Von diesen grofsen Renn- oder Spazierplätzen (*Meidan*) sind die *Marktplätze* (türkisch *Basari*, persisch *Tscharschu*) zu unterscheiden. Es giebt deren in der eigentlichen Stadt folgende 26: der *Hühnermarkt* (Tauk basari), der *Fischmarkt* (Balik b.), der *Weibermarkt* (Awret b.), der *Sklavenmarkt*, (Jessir b.), der *Lausmarkt* (Bit b.), d. h. Tandel- oder Trödelmarkt; der *Pferdemarkt* (At b.), der *Fleischmarkt* (Et b.), der *Marktplatz von Grofs-Karaman*, (*Bujuk Karaman tscharschussi*) in der Nähe der Moschee Sultan Mohammeds II.; der *M. von Klein-Karaman* (*Kutschuk karaman tsch.*), in der Nähe des vorigen; der *M. v. Mola Kurani* (*Mola Kurani tsch.*), der *M. des Mahmudpascha* (*Mahmudpascha tsch.*), der *M. des kleinen Mustafapascha* (Kutschuk *Mustafapascha tsch.*), der *M. der Reiter* (*Sipahi tsch.*), der *M. der Hanfverkäufer* (*Ketandschiler tsch.*), der *M. von Aja Sofia* (*Aja Sofia tsch.*), der *M. der Schachtelmacher* (*Kutidschilar tsch.*), der *M. der Papierhändler* (*Kiagaddschilar tsch.*), der *M. der Pelzhändler* (*Kurkdschilar tsch.*), der *M. der Abwäger* (*Wesnedschilar tsch.*), der *M. von Alipascha* (*Alipascha tsch.*), der *M. der Muschelhändler* (*Sadefkiar tsch.*), der *M. der Haselnufs-*

Verkäufer (*Findikli tsch.*), der *M. der Weinbeerverkäufer* (*Usum tsch.*), der *M. der Löffelmacher* (*Kaschikdschilar tsch.*) und der *M. des Oberst-Stallmeisters* (*Mir Achor tsch.*)

Von den *Straſsen* und *Gassen* Constantinopels führt *v. Hammer* nur die vorzüglichsten an. Es sind deren 40 in der eigentlichen *Stadt*, 7 in der Vorstadt *Ejub*, 22 in der Vorstadt *Topchana* und *Pera*, und 7 in *Skutari*. Sie haben zum Theil sehr seltsame Namen, z. B. die Gasse des verschlossenen Backofens, die Gasse der gelben Keule, die Ohne-Ohren-Gasse, die Halsabschneider-Gasse, die Welteroberer-Gasse, die Gasse „Frag' nicht, geh hinein", die Haselnufsgasse u. s. w.

Von den merkwürdigsten *Gebäuden* führt *v. Hammer* zuerst solche an, welche noch Überreste des Alterthums sind, und zwar: den *Palast Constantins*, gegenwärtig von den Türken *Tekfur Serai* genannt; er ist schon von Constantin dem Grofsen erbaut worden, liegt am nördlichen Ende des Dreiecks der Stadt, hat noch jetzt drei Stockwerke, das untere mit fünf Fenstern über eben so vielen Bogen, das obere mit sieben Fenstern. Auf der Rückseite im zweiten Stock springt ein kleiner Erker vor, von dem man eine schöne Aussicht über die Stadt hat. Das alte *Cyclobion*, oder die heutigen *Sieben Thürme*, werden bei den Vertheidigungsanstalten der Stadt, den Schlössern und Thürmen beschrieben werden. Von dem Palaste der *Blachernen*, ebenfalls an der Nordspitze des Dreiecks, führt noch heute das ganze dortige Stadtviertel den Namen. Bei dem ehemaligen hölzernen

Thore (Xyloporta), an der Hafenseite, hatte Leo der Grofse einen Palast, eine Kirche, eine Rennbahn und eine Brücke erbauen lassen. Gegenwärtig sind nur von der Letztern noch die Spuren der Grundfeste zu erkennen. Sie bestand aus zwölf Bogen und führte an das jenseitige Ufer des Hafens. Die übrigen Paläste kommen bei der Beschreibung der Vorstädte, wo sie gelegen waren, vor.

Von *Monumenten* oder solchen Denkmählern der Kunst, wodurch grofse Thaten der Fürsten verewigt und die öffentlichen Plätze der Stadt verschönert worden sind, hat Constantinopel nur noch einige Säulentrümmer aufzuweisen. Alles Übrige, Triumphbogen und Hallen, Gewölbe und andere Säulen, woran die Stadt im Alterthume so reich war, sind mit den Standbildern und Kreuzen, die sie trugen, längst verschwunden und der Wandrer sucht umsonst noch eine Spur von ihnen. Wenn man die schwärmerischen Lobpreisungen dieser Denkmähler bei den Geschichtschreibern des Alterthums liest, so mufs man allerdings den Verlust so vieler Meisterwerke der alten Kunst innig bedauern. Er ist zum Theil den öftern Staatsumwälzungen zuzuschreiben, deren die Geschichte des Morgenländischen Reiches so viele aufzuweisen hat, und den schaudervollen Auftritten allverheerender Bürgerkriege, welche jene zur Folge hatten. Sehr Vieles ist durch die Eroberungen der Stadt von auswärtigen Feinden verwüstet worden. Auch die Gleichgiltigkeit der Türken für Alterthümer dieser Art mufs als eine Mitursache manches in die-

ser Hinsicht empfindlichen Schadens betrachtet werden. Doch mag der gröfste Verlust, wie *Raczynski* bemerkt, durch die Feuersbrünste und, wie *v. Hammer* nachweist, durch die Erdbeben entstanden seyn, von welchen Constantinopel so oft heimgesucht worden ist. Die Byzantinischen Geschichtschreiber schildern in den stärksten Ausdrücken die verheerende Allgewalt des Flammenmeeres, welches an einem Tage bis 20000 Häuser vernichtete. Besonders zeichnete sich in dieser Hinsicht der Brand im Monat April 1204 aus, wo die Franzosen und Venetianer Constantinopel eroberten.

Von den noch übrigen Säulentrümmern aus der heidnischen und altchristlichen Zeit sind diejenigen, welche man auf den vornehmsten öffentlichen Plätzen findet, schon oben bei der Beschreibung derselben erwähnt worden. Aufser denselben stehen, nach *v. Hammer*, nur noch drei alterthümliche Säulen aufrecht, nämlich die Säule *Marcians* auf dem vierten Hügel der Stadt, und zwei andere im Umfange des Serais. Die Säule *Marcians* heifst gegenwärtig *Kis taschi*, der *Mädchenstein*, durch eine Verwechslung, indem die Volkssage den Namen einer andern berühmten Säule des alten Constantinopels, auf welcher eine Bildsäule der *Venus* stand, auf diese Marcians-Säule übertrug. Sie ist aus weifsem Marmor, in Allem nur 35 Fufs hoch, und trägt über dem Gesimse einen marmornen Würfel, auf dem ehemals die Bildsäule des Kaisers Marcian stand. Auf drei Seiten des Fufsgestells sind Kreuze, auf der vierten zwei Genien und eine

Inschrift. Von den zwei Säulen im Umfange des Serais steht die eine im Hofe des Serais, hart vor dem Eingange in den dritten Hof, oder vor dem sogenannten *Thore der Glückseligkeit* (*Bab seadet*). Man hält sie für ein Überbleibsel der Kirche des heil. *Minas*. — Die zweite Säule steht innerhalb des Umfangs des Harems, dicht hinter der Mauer, welche den neuen Garten des Serais von der Landseite einschliefst und so denselben vom Hofe des Harems trennt. Sie ist von weifsem Marmor und gehört zur korinthischen Ordnung. Hr. *v. Hammer* schliefst aus einer Inschrift am Fufsgestelle, dafs diese Säule nicht, wie Manche glauben, die der *Theodora* seyn könne, sondern dafs sie entweder von *Theodosius, Arcadius* oder *Justinian* errichtet worden sei und oben eine Bildsäule des *Stadtglücks*, oder vielleicht auch der *Wegeführenden heiligen Jungfrau* (*Hodogetria*) getragen habe, welche mit der *Fortuna* so lange die Verehrung der christliebenden Kaiser theilen mufste.

Unter den Gebäuden des neuern Constantinopels, oder denen, welche seit der Eroberung der Stadt durch die Türken entstanden sind, verdienen die *kaiserlichen Paläste*, und unter diesen wieder das *Neue Serai*, zuerst unsere Aufmerksamkeit. Das Neue Serai liegt auf der Spitze der Halbinsel zwischen dem Hafen und dem Meere von Marmara, oder in dem Scheitel des grofsen Dreiecks der Stadt, von welchem es ein ähnliches Dreieck im Kleinen abschneidet, indem es gleichfalls nach zwei Seiten vom Meere, nach der dritten aber, oder der Stadtseite, durch

eine Mauer begränzt wird, die jedoch drei Mal gebrochen ist, so dafs das Serai streng genommen vielmehr als ein sehr unregelmäfsiges Sechseck betrachtet werden mufs. Auch nach dem Meere hin ist es überall mit Mauern eingefafst, welche zusammen, und mit den Mauern der Stadtseite, eine gute Stunde im Umkreise haben und durch welche zwölf Thore in das Innere des Serais führen. Man kann also dasselbe mit Recht eine Stadt für sich nennen, deren besondere Einwohnerzahl sich auf 6 bis 7000 Seelen belaufen mag, welche, aufser etwa 2000 Bostandschis oder Gartenwächtern, aus einigen Hundert Frauen, eben so vielen weifsen und schwarzen Eunuchen, Gärtnern, Stallbedienten, Köchen, Matrosen etc. bestehen. Das alte Byzanz lag auf derselben Stelle, wo jetzt diese Sultansburg liegt, war aber viel gröfser, indem es sich auf der Meerseite bis zum heutigen *Fleischhauer-Thore* (*Tschatladi Kapu*) und bis *Kutschuk Aja Sofia* erstreckte.

Der Haupteingang in das jetzige Serai ist das *Kaiserliche Hauptthor, Babi Humajun,* welches aber eigentlich das *erhabene* oder *erlauchte Thor* bedeutet, welchen Namen es von seinem Erbauer, *Mohammed II.,* (im Jahre 1467) erhalten hat. Will man die Mauern umkreisen, so führt der Weg von diesem kaiserlichen Hauptthore in gerader Linie nordwärts nach der *Hohen Pforte,* d. h. zu dem Eingange in den Palast des *Grofs-Wesirs.* Da diesem, wie in allen morgenländischen Reichen, die gesammte vollstreckende Regierungsgewalt übertragen ist, während der Sultan (oder Schach) nur im äufsersten Nothfalle an den

Geschäften derselben Theil nimmt: so bezeichnet man mit dem Ausdrucke: *die Hohe und Erhabene Pforte*, überhaupt das Cabinet und die Regierung des Osmanischen Reichs. Bekanntlich wurden in den alten morgenländischen Staaten eine Menge Regierungshandlungen, z. B. Entscheidungen von Rechtshändeln, Ämterverleihungen, Urtheilssprüche u. dgl. vom Monarchen selbst am Hauptthore seines Palastes verrichtet. Bei dem *Alai Köschk*, (dem Lusthause der öffentlichen Aufzüge) wendet sich die Mauer plötzlich nach dem Meere hin. Dieses Lusthaus hat seinen Namen davon, dafs der Sultan hier, ohne selbst gesehen zu werden, alle öffentlichen Auf- oder Einzüge in das Serai betrachten kann. Zwischen der Kaiserlichen Pforte und diesem Lusthause liegt auch das *Thor des kalten Brunnens* (Souk tscheschme Kapussi) und jenseits desselben das Thor des *grofsen Grofswesirs*, *Sokolli Mohammed Pascha*, des Eroberers von Sziget. Auf dieses folgt das kleine, stets verschlossene Thor des *Sultans Suleiman*, und nächst diesem das grofse (offene) *Eiserne Thor*, durch welches nur die Bostandschis und die kaiserlichen Vertrauten eingehen dürfen. Von hier führt die Mauer bis ans Meer, zum *Thor des Uferlusthauses*, (*Jalli köschk K.*). In diesem Uferlusthause, wo der Sultan das Auslaufen der Flotte beobachtet, Admiralen Audienz giebt u. s. w., befindet sich ein vom Sultan *Mahmud I.* im Jahre 1747 errichteter Thron mit einer Silberplatte von sieben Ellen ins Gevierte, zu welcher 14000 Drachmen des reinsten Silbers verwendet worden sind. Das nächste Uferthor ist das

Holzthor (*Odun Kapussi*), welches blos zur Nachtzeit geöffnet wird, um die Leichname der im Serai Hingerichteten hier ins Meer zu werfen, bei welcher Gelegenheit zugleich eine Kanone der benachbarten Batterien abgefeuert wird. Von hier kommt man an die Spitze des Serais und an das *Kanonenthor* (*Top Kapu*). Über demselben sind Gebeine eines unbekannten Riesenthieres der Vorwelt in eisernen Ketten aufgehängt, welche unter dem griechischen Kaiser *Anastasius* bei der Reinigung der *St. Minas*-Kirche unter der Erde gefunden und in seinem Palaste der öffentlichen Bewunderung ausgesetzt wurden. Auf die Batterien folgt das Thor und die Moschee der *Kranken* (*Chastalar Kapussi*), wo ehemals das Krankenhaus des Serais war, das sich jetzt im ersten Hofe befindet. Von hier gelangt man zu einem kleinen, immer geschlossenen eisernen Thore und gleich darauf zu dem prächtigen, von grünem Marmor oder Serpentin getragenen *Perlen-Lusthaus* (*Indschuli Köschk*), mit einem unter demselben hervorquellenden hochverehrten Weihbrunnen (Ajasma). Dieser letztere gehörte, nach *v. Hammers* Vermuthung, ehemals zu der hier gestandenen Kirche der *Wegweisenden Mutter Gottes* (Hodogetria), wo eine der kostbarsten Reliquien des altchristlichen Constantinopels, das vom Heil. Lucas gemalte Gnadenbild der Mutter Gottes, aufbewahrt und verehrt wurde. Die Kaiserinn *Eudoxia*, die Gemahlinn des jüngern *Theodosius*, hatte es mit vielen andern Reliquien aus Jerusalem gebracht und ihrer Schwägerinn *Pulcheria* verehrt. „Es war das Palladium der griechi-

schen Kaiser, von dem sie Rath und Weisung erflehten, das ihnen, (wie heute die Fahne Mohammeds bei den Osmanen), wenn sie wider die Feinde auszogen und wenn sie siegend heimkehrten, im Triumphe vorgetragen ward.“ Bei der Eroberung Constantinopels 1453 wurde es von einem Türken in vier Stücke zerhauen. Noch jährlich strömen am Feste Mariä Himmelfahrt, wie *v. Hammer* sagt, die Griechen häufig zu diesem Weihbrunnen und überlassen sich, dicht an den Mauern des Serais selbst, schwärmerischer Andacht und ausgelassener Lustigkeit, „was ihnen der Fanatismus und Despotismus der Türken schon durch vier Jahrhunderte ungestört hingehen läfst.“ Auf den Weihbrunnen folgt der *Henkers-Springbrunnen* (*Dschellad tscheschmessi*) und dann das *Lusthaus der Pein* (*Asabköschk*), von welchem aus die abgesetzten und zur Verbannung verurtheilten Wesire, nachdem ihnen im Serai das kaiserliche Siegel, als das Zeichen der ihnen übertragenen Gewalt abgenommen worden, sogleich nach dem Orte ihres künftigen Aufenthalts eingeschifft werden. Hierauf folgt das neue Lusthaus Sultan *Selims III.*, in dem von ihm hier angelegten neuen Garten, zu dem das letzte Thor des Serais auf der Seeseite, das schon oben erwähnte *Stallthor* (*Achor Kapu*) führt. Von hier wendet sich die Mauer gegen die Stadt auf das Kaiserliche Hauptthor (*Babi Humajun*) zu, zwischen welchem und dem Meere noch das jetzt verschlossene Thor Sultan *Bajasids* liegt.

Durch das Hauptthor gelangt man in den *ersten Hof* des Serais. Er ist gegen 500 Schritte lang und enthält einen mit

herrlichen Platanen beschatteten *Springbrunnen*, eine *Rüstkammer*, und eine *Münze*, die auf die gewöhnliche europäische Weise eingerichtet und erst im Jahre 1726 erbaut worden ist. Bei derselben befinden sich auch die Wohnungen des *Münzdirektors* (*Sarbchane Emini*), des *Stadthauptmanns* (*Schehr Emini*) und des *grofsherrlichen Cabinets-Secretärs* (*Jasidschi Efendi*). Die Rüstkammer oder das Zeughaus, auf der linken Seite, ehe man zur Münze kommt, ist eigentlich die alte Kirche der heil. *Irene*, enthält aber mehr ältere und seltene als neue und brauchbare Waffen. Diese Kirche wurde schon von *Constantin dem Grofsen* erbaut und, nachdem sie später abgebrannt war, von *Justinian* wieder neu hergestellt. Der Springbrunnen ist ein den Griechen heiliger Quell, dessen Wasser ihnen, wie das des obenerwähnten an den äufsern Mauern des Serais, an ihren Festtagen von den *Bostandschis* für schweres Geld verkauft wird. Auf der rechten Seite des Hofes erblickt man das Krankenhaus, die Bäckereien, die Casernen der *Baltadschis* (Hausknechte), die Kanzleien des *Defterdar* (der Schatzkammer), und das *Gartenthor*, welches in das *Rosenhaus* (*Gülchane*) führt, das aber ein freier, für die Wurf- und Kampfspiele der Pagen des Serais bestimmter Platz ist. Diese zeigen sich hier, besonders am dritten Festtage des *Bairams*, vor dem Sultan, im vollen Glanze ihrer Kleidung und Waffen.

Durch das *Mittelthor* (*Orta Kapu*), welches mit vergoldeten alterthümlichen Rüstungen und Waffen aller Art verziert ist,

kommt man aus dem ersten Hofe des Serais in den zweiten. Noch vor dem Eingange erblickt man rechts in der Ecke des ersten Hofes einen *grofsen Mörser*, in welchem nach einer von europäischen Reisenden verbreiteten Sage ehemals die des Todes schuldigen *Muftis* und *Ulemas* (Gottes- und Rechtsgelehrten) zerstampft worden seyn sollen. Hr. *v. Hammer* erklärt diefs für ein Mährchen, indem diese Personen, in Folge ihrer hohen Würde, nach den Reichsgesetzen nur mit Landesverweisung oder Kerker bestraft werden können und auch, so lange das Osmanische Reich besteht, nie anders bestraft worden seien. Was aber dieses zweite Thor wirklich zu einem Gegenstande des Schreckens macht, ist die Bestimmung desselben als *Hinrichtungsplatz* für höhere Beamte, und die in demselben befindliche *Wohnung des Henkers* (*Dschellad odassi*). Dieses Thor wird nämlich durch zwei Pforten geschlossen, wovon die eine sich nach dem ersten, die andere nach dem zweiten Hofe öffnet. Nur der Kaiser darf durchreiten; alle übrige Personen, selbst die Vornehmsten, so wie auch die fremden Gesandten und Botschafter, wenn sie zur Audienz gelangen, müssen schon im ersten Hofe vom Pferde steigen und zu Fufse durchs Thor gehen. Diefs erleichtert den Wachen und Henkersknechten die Ausübung ihres blutigen Geschäfts, indem der, ohne dafs er etwas davon weifs, ins Urtheil Verfallne hier plötzlich ergriffen und, da ihm die Flucht unmöglich gemacht ist, sogleich hingerichtet wird. Die fremden Gesandten müssen, dem türkischen Ceremoniell gemäfs, hier eine

halbe Stunde warten, ehe sie die Erlaubniſs erhalten, weiter in das Serai vorwärts zu gehen.

Vom Mittelthor führen drei gepflasterte und mit Bäumen besetzte Wege nach den drei Hauptgebäuden des zweiten oder innern Hofes. Auf dem mittelsten Wege kommt man zu dem *Thore der Glückseligkeit* (*Babi seadet*), welches in den dritten oder innersten Hof des Serais führt. Hier befindet sich, in geringer Entfernung vom Thore, der *Audienz-Saal*, in welchen aber die Wesire und die Minister nur durch die weiſsen und schwarzen Eunuchen, die allein im dritten Hofe Wache halten, so wie durch die Kammerherren, eingeführt werden können.

Das auf der linken Seite des Hofes liegende, von Sultan *Suleiman*, dem Gesetzgeber, errichtete Hauptgebäude enthält den *Diwans-Saal*, wo der ordentliche Diwan oder Reichsrath mit den durch die Gesetze genau vorgeschriebenen Gebräuchen unter dem Vorsitze des Groſswesirs gehalten wird. Hinter dem Sitze des Letztern befindet sich die vergitterte Loge des Sultans, welcher hier den Verhandlungen des Diwans unsichtbar beiwohnt. An diesen Saal stöſst ein zweiter, wo die fremden Gesandten, bevor sie zur Audienz gelangen, der Verhandlung einiger Rechtshändel beiwohnen und dann aus der Küche des Serais bewirthet werden. Bei dieser feierlichen Mahlzeit sitzt der Gesandte selbst mit dem *Groſswesir* an einem besondern, kleinen und runden Tische allein, die Secretäre und Cavaliere aber mit den übrigen *Wesiren* (Pascha's von drei Roſsschweifen) und *Kadilaskers*

(Heeresrichtern von Europa und Asien) an andern Tischen. Den Abhub der Tafel des Grofswesirs erhält der Minister der auswärtigen Angelegenheiten (*Reis Efendi*), den der Wesire der Reichsmarschall (*Tschauschbaschi*), und so weiter hinab. An den Tagen solcher öffentlichen Audienzen wurden bis zum Jahr 1826, wo das Corps der *Janitscharen* noch bestand, diese Truppen ebenfalls, und zwar, ehe noch der Diwan anfing, öffentlich bewirthet. Die für sie bestimmten Schüsseln mit *Pilaw* (gekrülltem Reis) waren vor den, dem Diwans-Saale gegenüber, auf der rechten Seite liegenden, kaiserlichen Küchen aufgestellt, und sobald der Gesandte in den Hof eintrat, stürzten auf ein gegebenes Zeichen die Janitscharen auf dieselben los und verzehrten die Mahlzeit mit dem gröfsten Wohlbehagen. Diefs war jedoch nur dann der Fall, wenn sie ihre Zufriedenheit mit der Regierung zu erkennen geben wollten. Waren sie unzufrieden, so rührten sie den Pilaw nicht an. Nach der Beendigung des Diwans wurde auch den Janitscharen, ebenfalls in Gegenwart des Gesandten, der Sold ausgezahlt. „Das rasselnde Getöse“ — sagt Hr. *v. Hammer* — „womit von den Defterdaren (Schatzmeistern, Cassieren) die Säcke voll Piaster den hiezu von jeder Compagnie zur Übernahme Bestimmten auf dem tönenden Steinpflaster vorgeworfen werden, ist nicht weniger pomphaft als der Wettlauf, womit sie auf die Schüsseln losgehen. Dem Gesandten wird auf diese Weise das feierliche Staatsschauspiel der Speisung und Löhnung des Heers im *Hofe*, und der Verwaltung und Gerechtig-

keitspflege im *Diwan* gegeben, damit er, mit grofsen Ideen von der Macht und Weisheit der Regierung in der äufsern und innern Staatsverwaltung erfüllt, sich desto ehrfurchtsvoller den Stufen des Thrones nahen möge.“ Ehe der Gesandte zur wirklichen Audienz beim Sultan eingeführt werden kann, mufs er noch ein Mal die Erlaubnifs dazu, welche vom Grofsweair besonders eingeholt wird, im zweiten Hofe, unmittelbar vor dem Thore der Glückseligkeit, abwarten. Die, auch aus Zeitungen und sonstigen Berichten bekannten Feierlichkeiten der Audienz kann man bei v. *Hammer* nachlesen. Der kaiserliche Thron steht seitwärts vor der Thüre des Audienzsaales, welcher Letztere blofs durch ein einziges Fenster neben dem Throne und die gegenüber liegende Thüre spärlich erleuchtet wird.

Weiter als bis in diesen *Audienzsaal* (*Ars Oda*) ist keinem fremden Gesandten, oder sonst Jemanden von seinem Gefolge, der Zutritt in die Gemächer des innersten oder dritten Hofes gestattet. Die übrigen Hauptgebäude desselben kennt man theils aus *Tavernier's Description du Serail* *), *und Beauvoisin's Notice sur la cour du grand Seigneur etc.* (Paris, 1809), theils aus *türkischen* Schriftstellern, welche *v. Hammer* haupt-

---

*) So citirt *v. Hammer* S. 256 dieses Werk; S. XX. der Vorrede aber: *Relation de Serail.*

D. H.

sächlich als Quellen seiner Beschreibung benützt hat. Diese Hauptgebäude sind die verschiedenen Säle (*Oda*) des Kaisers und des Hofstaates, die *Köschke* (Andere schreiben *Kioske*) oder Lusthäuser, die *Moscheen*, *Bäder* und *Brunnen*, der *Schatz* und die *Bibliothek*, das *Harem* oder eigentliche Frauengemach (welches man irrig oft blofs unter dem Worte *Serail* oder *Serai* versteht), und das *Schimschirlik*, sonst auch der *Käficht* (*Kafes*) genannt, nämlich die Wohnung der bis zu ihrer Thronbesteigung hier eingesperrten Prinzen von Geblüt.

Unter den zahlreichen *Sälen* (aufser dem schon erwähnten Audienz-Saal führt *v. Hammer* noch folgende an: die vier Säle oder Kammern der Pagen und Kämmerer, die Speisekammer (Kilar oda), die Schatzkammer (Chasine O., d. h. nicht die Reichsschatzkammer, sondern die besondere des Sultans), die Innerste oder eigentliche kaiserliche Kammer (Chass O.), die Falkonierkammer (Tugandschi O.), die Kammer der schwarzen Eunuchen (Tawaschi O.), die Kammer der Innersten Beiträger (Chassbaltadschi O.) oder der weifsen Eunuchen; ferner den Beschneidungssaal (Sunnet Odassi), wo die Prinzen beschnitten werden, den Saal des Prinzenhofmeisters (Lala O.), den Gastsaal (Mussafir O.), den Platanensaal (Tschinarli Oda), und den Saal der Gartenwächter (Kosbegdschilar Odassi)), ist der heiligste und berühmteste der des *Edlen Kleides* (*Chirkai scherife Odassi*), worin die Kleinodien des Reichs, die *Fahne*, der *Mantel*, der *Stab*, der *Säbel* und der *Bogen des Propheten* (Mohammed), dann die

Schwerter der drei ersten Chalifen *Ebubekrs*, *Omars* und *Osman's*, so wie die Schilder, Schwerter und Panzer anderer Waffengefährten des Propheten aufbewahrt werden. Jährlich am 15. des Monats *Ramasan* begibt sich der Sultan, von allen Hof- und Staatsämtern begleitet, hierher, um den schwarzkamelottenen Mantel des Propheten zu küssen zu geben, einen Zipfel desselben in ein Gefäfs mit Wasser zu tauchen und dasselbe zu vertheilen. Diesen Mantel erhielt der Dichter *Kaab Ben Sohair*, welcher das Lob des Propheten besang, aus Dankbarkeit von demselben zum Geschenk. Aus den Händen der Erben des Dichters kam er in den Schatz der Fatemiten und der mamlukischen Sultane, und aus diesen bei der Eroberung Ägyptens in den Besitz der osmanischen Herrscher, welche dieses Kleinod in einem besondern Saale aufbewahrten. Sultan *Mahmud I.* verwandte nicht weniger als 100000 Dukaten auf die Verschönerung dieses Saales mit silbernen Gewölbrosen und reich vergoldeten Säulen. Die silberne Kiste allein, worin das Kleinod aufbewahrt wird, wiegt 78000 Drachmen. Auch die Pforte dieses Saales ist mit reinem Silber beschlagen.

Unter einem *Köschk* (Kiosk) versteht man ein von allen vier Seiten offnes, nur von oben durch ein weit vorragendes Dach geschütztes Gebäude, welches sich durch Leichtigkeit der Bauart auszeichnet. Es befinden sich im dritten Hofe des Serais sechs solcher Köschke, nämlich das K. von *Eriwan*, (zum Harem gehörig und auf der äufsersten Höhe des ersten der sieben Hügel erbaut;

man übersieht von demselben Land und Meer, die Stadt und den Hafen, die Gärten und Gebäude des Serais), das K. der *Gerechtigkeit* (Adalet K.), das K. der *Strafe* (Asab K.), das *Sandköschk* (Kum K.), von dem sandigen Grunde so genannt, auf dem es erbaut ist, das *Saffaköschk*, vor welchem sich eine steinerne Sitzbank befindet; und das *Neue Köschk* (Jeni K.) im Harem. In den Gärten erblickt man das *Wiesenköschk* (Tschair K.), das *Käficht-Köschk* (Schimschirlik K.), zur Wohnung der eingesperrten Prinzen gehörig, das *Beliebte Köschk* (K. Mahbubie), so wie die Köschke des neuen, vom teutschen Gärtner angelegten Gartens.

In der Mitte des dritten Schatzgewölbes befanden sich noch im siebzehnten Jahrhundert viele Bücher und Handschriften in europäischen Sprachen, als Überreste der von den Türken bei der Eroberung *Ofen's* im Jahre 1464 erbeuteten Bibliothek des Königs *Mathias Corvinus*. Der Sage nach sollen hier auch noch mehre Werke aus der ehemaligen Bibliothek der *griechischen* Kaiser aufbewahrt werden; es scheint aber nach den Forschungen, welche der Abbé *Sevin*, der Abbate *Toderini* und der Decan *Carlysle*, die eigens deshalb nach Constantinopel reisten, darüber angestellt haben, dafs diese Sage ungegründet sei. Auch in der Bibliothek im Innersten des Harems dürfte nach *v. Hammers* Vermuthung wenig oder nichts mehr von den bei der Eroberung der Stadt vorgefundenen Büchern vorhanden seyn.

Außer einer *Privatkapelle* des Sultans, befindet sich im innersten Hofe noch die *Hofkapelle* oder die *Kaiserliche Moschee* (*Chunkiar dschamissi*), an welcher drei kaiserliche *Imam's* den Gottesdienst versehen. Vor dem Spitalthore an der Meerseite liegt die *Kranken-Moschee* (*Chastalar dsch.*) und am Garten auf der Hafenseite die *Garten-Moschee* (*Bostan dsch.*).

Von den *Brunnen* des Serais sind die beiden *Weihbrunnen* (Agiasma) und der *Henkerbrunnen* (*Dschellad tscheschmessi*) schon erwähnt worden. Im dritten Hofe befinden sich noch mehre und in der Mitte des zweiten erblickt man das *Sutakessimi*, oder den Theilungsort, aus welchem das Wasser in sämmtliche Brunnen des Serais geleitet wird. Unter den *Bädern* sind vornehmlich die des Sultans, der Sultaninn *Chasseki* (Favoritinn) und der Sultaninn *Walide* (Mutter) zu bemerken. Die vorzüglichsten Säle werden durch herrliche *Wasserbecken* (*Han's*) geschmückt.

Das eigentliche *Harem*, oder das Gebäude der Frauen des Sultans, welches sie aber nur im Winter bewohnen, ist, mit Ausnahme einiger Ärzte, von keinem europäischen Reisenden gesehen worden; aber in das Herbst- und Frühlings-Harem, im neuen Gebäude beim Kanonenthor, haben durch Vermittlung des Gärtners, mehre Europäer Eingang gefunden und *Clarke* *) hat es auch zum Theil beschrieben. Jede der sieben *Sultaninnen* (*Kadin*,

*) Travels in various countries of Europe, Asia and Africa. 4 Theile.

d. h. Frauen) hat ihre besondere Kammer (*Oda*) und ihren Hofstaat. Die grofse Anzahl von Nebenweibern oder Sklavinnen heifsen *Odalik* (nicht *Odalisken*), ein türkischer Name, der dem teutschen *Kammerfrau* entspricht. Auch eine solche Beischläferinn kann Sultaninn, selbst, wenn sie früher als eine der Kadin einen Prinzen zur Welt bringt, Favorit-Sultaninn werden, und wenn dieser in der Folge zur Regierung gelangt, sogar zur Würde einer Sultanin-Mutter gelangen. *)

An das Harem (das Wintergebäude) schliefst sich die schon erwähnte, gewöhnlich *Kafess* (Käficht) genannte *Prinzenwohnung* an, welche aber eigentlich *Schimschirlik*, d. i. das *Schwert-*

*) Im Widerspruch mit *v. Hammer*, dem wir das Obige entlehnen, sagt Graf *Raczynski*, (S. 63 u. f.), dafs der Gebrauch, diejenige unter den Frauen, welche dem Monarchen zuerst einen Sohn gebar, mit dem Titel einer Favorit-Sultanin (*Chasseki*, R. schreibt *Hasseki*) zu beehren, *bereits im achtzehnten Jahrhunderte abgekommen sei*. Da jedoch Hr. v. H. so viele Jahre als Secretär bei der kais. kön. Gesandtschaft in Constantinopel angestellt war und sein mit Benützung der besten Quellen bearbeitetes Werk erst im Jahre 1822 erschienen ist: so verdient er wohl in diesem Punkte mehr Glauben als die Behauptung seines Gegners, welcher nur eine verhältnifsmäfsig kurze Zeit in Constantinopel sich aufhielt und über das Innere des Serais auch nur nach Hörensagen sprechen konnte.

D. H.

gemach heifst, weil die Prinzen es nur verlassen, um als Sultane das Schwert umzugürten, oder falls sie dem Throne gefährlich scheinen, unter dem Schwerte zu fallen. Man darf übrigens dieses Schimschirlik nicht mit dem *Dschimschirlik* verwechseln. Dieses Letztere ist ein mit *Buchsbaum* (Dschimschir) bepflanzter Platz im Garten des Serais, wo sonst öfters feierliche Beleuchtungen, (*Lampenfeste*, *Tschiragan*) Statt fanden.

Das Neugebäude oder das *Herbst- und Frühlings-Harem*, (in Sommer bewohnt der Hof die Schlösser am Bosporus) durfte zu Sultan Selims Zeiten, während der Abwesenheit der Frauen, von Fremden besucht werden und Hr. v. *Hammer* hatte dadurch Gelegenheit, eine vollständige und genaue Beschreibung von diesem Harem zu geben, welche er zugleich durch einen Grundrifs versinnlicht. Wir können davon nur das Merkwürdigste ausheben.

In den Gemächern der Walide und der sieben Kadin sieht man an den Wänden fast überall *die Personsbeschreibung des Propheten*, und zwar mit Perlmutter-Schrift eingelegt. „Der Text dieser Beschreibung" — sagt *v. Hammer* — „welcher auch auf den von den Frauen getragenen Gürtel-Talismanen häufig vorkommt, vertritt hier die Stelle des gemalten Portraits, das der Islam verwehrt, und schwebt den (schwangern) Sultaninnen als Schönheitsideal vor, um durch die wiederholte Lesung derselben das Bild selbst des Propheten im höchsten Glanze der Schönheit und Vollkommenheit ihrer Einbildungskraft . . . . . einzuprägen." Diese talismanische Beschreibung lautet folgendermafsen:

„Es ist kein Gott als Gott und Mohammed ist Gottes Prophet. Der Vortrefflichste war braun und weiſs zugleich, mit langen dünnen Augenbrauen; glänzend von Angesicht; in voller Reife des männlichen Alters; dunkelaugig; von ehrwürdiger Stirne; kleinen Ohren; gebogener Nase; mit von einander getrennten Zähnen; runden Gesichtes und Bartes; langhändig; feinfingerig; von vollkommenem Wuchse; . . . . . zwischen seinen Schultern das Siegel des Prophetenthums (ein groſses Muttermahl), worauf geschrieben stand: Wende dich, wohin du willst, so folgt dir der Sieg.“

Der groſse *Tanz-* und *Festsaal* ist durch eine Treppe in zwei Hälften, eine obere und eine untere, getheilt, so daſs er die Gestalt eines europäischen Theaters hat. Aber die Bestimmung der beiden Hälften ist hier die entgegengesetzte. Die Tänze und Spiele werden von den Frauen des Harems in der untern Hälfte des Theaters, gleichsam dem Parterre, aufgeführt, und in der obern, oder auf der Bühne, welche mit einem goldenen Gitter versehen ist, thront der Sultan als ungesehener Zuschauer. Von den vielen Spiegeln, mit welchen dieser Saal ausgetäfelt ist, und welche nebst zwei wie Spiegel geschliffenen Stücken Achat (sieben Spannen lang und zwei hoch) alle Gegenstände mit magischem Schimmer zurückstrahlen, kann er auch der *Spiegelsaal* genannt werden.

Die Gemächer des Sultans heiſsen auch hier, wie in jedem türkischen Hause, im Gegensatz des Harems, *Selamlik*, d. h.

Begrüfsungsort. Ein Saal wird durch drei grofse eiförmige Fenster erleuchtet und erhält dadurch Ähnlichkeit mit dem berühmten Ochsenauge (Oeil de boeuf) zu Versailles; *v. Hammer* vermuthet, dafs er, da seine Erbauung in die Zeit *Ahmeds II.* fällt, der eine Gesandtschaft nach Frankreich schickte, durch welche bei ihrer Zurückkunft französischer Geschmack in Constantinopel eingeführt wurde, absichtlich eine Nachahmung dieses Saales zu Versailles habe seyn sollen.

An die Gemächer der Sultaninnen stofsen die der Odaliken, welche eine Doppelgallerie von 300 Schritt Länge und 45 Breite bilden. Neben den Fenstern sind kleine Soffa's erhöht, auf welchen die Odaliken, je fünfzehn und fünfzehn beisammen, schlafen. Diese an den Wänden angebrachten Soffas werden durch einen sechs Fufs breiten Raum von einer Reihe Kasten getrennt, welche blau, roth und weifs angestrichen sind und die dürftige Toilette der Sklavinnen enthalten, deren hier so viele, als Tage im Jahre sind, untergebracht werden können. An den beiden Enden dieses grofsen Harems sind zwei Treppen durch schwere Fallthüren verschlossen, deren natürliches Gewicht von oben noch durch schwere Riegel vermehrt wird.

Der an dieses Harem stofsende *Blaue Spiegelsaal* hat seinen Namen von den blauen Wänden, welche mit runden, theils flachen, theils erhabenen, theils hohlen Spiegeln bedeckt und mit Blumen und Fruchtgewinden verziert sind.

In der eigentlichen Wohnung des Sultans bemerkt man namentlich ein Gemach mit Bücherschränken, welche die Handbibliothek Sultan *Selims III.* enthalten; es sind gröfstentheils Geschichtsschreiber und Dichter, Pracht-Exemplare durch Schönheit der Schrift ausgezeichnet. An dem goldenen Plafond hangen drei goldene Käfichte mit künstlichen Vögeln, welche singen. In der Mitte steht ein ungeheures Kohlenbecken (*Tendur*) von vergoldeter Bronze. Auf dem Soffa erblickt man die grofse Brieftasche des Sultans aus gelbem Leder mit Silber gestickt. An den Wänden sind überall mit Diamanten und andern Edelsteinen besetzte Säbel, Dolche, Pistolen, Bogen und Köcher in mannichfachen Gruppen angebracht.

An die Bibliothek stöfst das *Bad* Sultan *Abdulhamids*, dessen Säulen aber im schlechtesten Geschmack gearbeitet sind. Aus dem Bade kommt man in den persischen *Saal der Hangleuchter* und von hier in die *Gallerie der englischen Kupferstiche.* Eine Fortsetzung derselben ist die *Gallerie der Plane und Baurisse.*

Diese und andere Gebäude des Serais schliefsen zwei grofse viereckige *Gärten* ein, wovon der eine der *Cypressen-*, oder auch der *Tulpen-*, *Hyacinthen-* oder *Marmorgarten*, der andere aber der *Neue Garten* heifst. Der Letztere ist unter *Selim III.* von einem teutschen Gärtner, dem Bruder des jetzigen k. k. Hofgärtners in *Schönbrunn*, Hrn. Rath *Bos*, angelegt worden. Der-

selbe brachte unter andern auch die ersten Ananas aus dem Schönbrunner Garten hierher, welche so grofsen Beifall fanden, dafs ihnen der Sultan ein Denkmahl setzen liefs, welches in einer steinernen wasserspeienden Ananas besteht. Die Gänge des Alten oder Cypressen-Gartens sind mit Marmor gepflastert und die Beete mit vielfarbigem Porzellan ausgelegt. Hr. *v. Hammer* nennt ihn ein »romantisches Gemisch von Cypressen und leichten Pfeilern, von kleinen, mit Blei gedeckten Thürmchen und Marmorgeländern, von Kaminen mit Arabesken, von Rasensitzen und Steinsoffas, von Wasserbecken und Terrassen.«

Das bisher beschriebene Neue Serai ist erst seit Sultan *Suleiman* zum Aufenthalte der Frauen eingerichtet und bestimmt worden. Das *Alte Serai* (*Eski Serai*), welches *Mohammed II.* unmittelbar nach Eroberung der Stadt im Jahre 1453 erbauen liefs, wird seit Suleiman als *Wittwensitz* betrachtet, indem nach dem Tode eines jeden Sultans seine Frauen dahin auswandern müssen und hier, bis an ihr Ende, nicht minder streng bewacht werden. Sämmtliche zum Alten Serai gehörigen Gebäude sind ebenfalls von einer gemeinschaftlichen hohen Mauer umgeben. Vom Innern dieses Serais ist noch viel weniger bekannt, als vom Neuen; es reizt aber auch — wie *v. Hammer* bemerkt — in jeder Hinsicht die Neugierde nur im geringen Grade, »indem im Umfange desselben keine Schätze von Gold, Weisheit und Schönheit vergraben sind.«

Aufser diesen beiden vornehmsten kaiserlichen Palästen giebt es in der eigentlichen Stadt noch *sechs* andere ebenfalls kaiserliche Serais, die man bei *v. Hammer* verzeichnet findet.

Unter den *Palästen der Regierungsbehörden* ist der vornehmste der *Palast des Grofs-Wesirs* (Vesir Serai) oder die *Hohe Pforte*. Seine Lage ist schon oben angegeben worden. Er ist die Wohnung dieses höchsten Gewaltträgers der ausübenden Macht und der Mittelpunkt aller Staatsgeschäfte. Hier ertheilt er den fremden Gesandten ihre Ankunfts- und Abschieds-Audienzen, bewirthet in den Nächten des Ramasans (der grofsen Fasten) die Minister der Pforte, hält den ordentlichen Diwan, spricht Recht über Leben und Tod und läfst das Urtheil oft vor seinem Angesichte vollziehen. Hier sind ferner die Kanzleien aller Zweige der Ministerien sowohl des Innern als des Äufsern, deren Vorsteher, der *Kiajabeg* (Minister des Innern) und der *Reis Efendi* (Minister des Äufsern) sammt allen ihren Untergebenen den ganzen Tag hindurch der Befehle des Grofswesirs gewärtig, dieselben empfangen und vollstrecken. Das jetzige Gebäude ist ganz neu und besteht erst seit dem Jahre 1808, wo der damalige Palast bei der Empörung gegen Sultan Selim in die Luft gesprengt wurde.

Die *Pforte des Defterdars* oder das Finanz-Ministerium hat seine sämmtlichen Kanzleien gegenwärtig im ersten Hofe des Neuen Serais; die Archive aber befinden sich am Platze *Atmeidan* (Hippodrom), in dem alten, der Moschee Sultan Ahmeds

gegenüber liegenden Gebäude, dem ehemaligen Palaste *Ibrahim Paschas*, der vom Grofswesir dieses Namens unter *Suleiman I.* erbaut wurde. Am Platze Atmeidan befindet sich auch die *kaiserliche Musikkapelle* (*Mehterchane*) und die Kanzlei des *Nischandschi*, d. i. des Ministers für den Namenszug des Sultans, dessen Untergebene allen Urkunden statt des Siegels seinen Namenszug vorsetzen. Dieser bildet den Umrifs einer *Hand* ab, weil, wie *v. Hammer* erzählt, Sultan *Orchan*, der des Schreibens unkundig war, als er eine ihm vorgelegte Capitulation unterzeichnen sollte, die Hand in die Tinte tauchte und sie dann ganz aufs Papier abdrückte. Aus dem Namenszuge des jetzigen Sultans, *Mahmuds IV.*, von welchem Graf Raczynsky gleich zu Anfange seines Werkes S. 1. einen Abdruck mittheilt, leuchtet jedoch die Ähnlichkeit mit einer Hand nur schwach hervor.

Die nun nicht mehr bestehende *Pforte des Aga der Janitscharen* befand sich in dem grofsen prachtvollen Palaste nächst der Moschee Sultan Suleimans. Zu diesem Palaste gehört das *Janginköschk* oder der *Thurm der Feuerwache*, von welchem aus man die ganze Stadt übersieht und bei einer ausbrechenden Feuersbrunst das erste Lärmzeichen gegeben wird. Der jetzige Palast ist von Sultan *Mahmud I.*, nach dem grofsen Brande im Jahr 1749 erbaut worden.

Bei der Übersicht der *Gebäude öffentlicher Anstalten* beginnen wir mit denjenigen, welche der *Religion* gewidmet sind,

mit den mohammedanischen *Moscheen*, christlichen *Kirchen* und jüdischen *Synagogen*.

Die *Moscheen* theilen sich in grofse und kleine. Die grofsen heifsen im Türkischen *Dschami*, d. h. Versammlungsort; die kleinen *Mesdschid*, d. h. Anbetungsort. Aus dem letztern Worte haben die abendländischen Europäer durch Verstümmelung *Moschee*, *Mosquée*, *Moschea*, *Mesquita*, *Mosk*, *Mosque*, *Moschey* u. s. w. gemacht. In den grofsen Moscheen, welche wieder in die *kaiserlichen* und die der *Wesire* eingetheilt werden, verrichtet alle Freitage der *Chatib*, d. i. ein hierzu besonders verordneter Prediger, indem er das *Minber*, (die Kanzel) besteigt, das *Chutbe*, d. i. das feierliche Gebet für den Sultan.

Zu den *Kaiserlichen Dschami's* gehören nicht nur die von Sultanen neuerbauten Moscheen, sondern auch solche, welche vor der Eroberung christliche Kirchen waren und erst in Moscheen verwandelt wurden.

Die vornehmste unter allen ist die *Aja Sofia* oder die grofse *Sophien-Moschee*, die ehemalige griechische Kathedral-Kirche zur *heiligen Weisheit*. Die erste Erbauung dieser Kirche geschah durch *Constantin den Grofsen* und fällt in das Jahr 325. Als aber die Türken Constantinopel eroberten, hatte sie ihre Gestalt, in Folge von Feuersbrünsten, Erdbeben und andern Zerstörungen, schon mehrmals gewechselt. In den Jahren 532 bis 538 war sie von Kaiser *Justinian* von Grund aus neu erbaut worden und galt für eines der ersten Prachtgebäude der Welt.

Sie hat noch jetzt, als Moschee, die Gestalt eines griechischen in einem Vierecke beschriebenen Kreuzes, dessen oberes Ende, wo der Altar stand, gegen Osten, das untere gegen Westen, die beiden Seitenenden gegen Norden und Süden gerichtet sind. Die Ostseite ist gegen den Platz vor dem Serai, die Südseite gegen die Mauern des Serai gekehrt. An der Nord-, Süd- und Westseite sind drei Vorhöfe angebaut, von welchen der westliche den eigentlichen Vorhof (das *Harem* in der türkischen Bankunstsprache) bildet. Er besteht aus drei offenen, mit Kuppeln bedeckten Säulengängen und hat in der Mitte einen Springbrunnen, zum Behuf der vorgeschriebenen Reinigungen. Die vierte Seite ist der Eingang in die Moschee selbst. Der nördliche und südliche Vorhof dient zu frommen Stiftungen für die Leichen und Grabmähler der Sultane. Der alte Glockenthurm der Sophienkirche, gleich rechts vom Haupteingange, sticht durch seine geringe Höhe sehr gegen die an den vier Ecken der Kirche angebauten *Minares* ab. Der Boden der innern Kirche liegt jetzt gegen die Aufsenseite des Grundes und des Serai-Platzes so tief, dafs man von dem Seitenthore der Südseite zwölf Stufen hinabsteigen mufs. An den grofsen und schönen Hauptdom (der jedoch nach *Raczynski's* Meinung für die Gröfse des Gebäudes zu flach seyn soll) schliefsen sich, an der Ost- und an der Westseite, zwei kleine halbe Dome an, an deren jeden wieder drei kleine Kuppeln angebracht sind, so, dafs das stufenweise aufsteigende Dach des Tempels aus neun Kuppeln besteht, von welchen der grofse Dom den höchsten Gi-

pfel bildet. Der Durchmesser des Letztern beträgt 115 Fuſs, der Mittelpunkt desselben hat 180 Fuſs Höhe über dem Boden der Kirche. Die innere Länge derselben, von Norden nach Süden, ist 143, die Breite, von Osten nach Westen, 269 Fuſs. Die Zahl aller Säulen des Gebäudes ist 107. Darunter sind vorzüglich, als römische Alterthümer, acht Porphyrsäulen, aus dem *Sonnentempel Aurelians* herstammend, zu bemerken. Die Fuſsgestelle und Gesimse sind vom schönsten weiſsen Marmor. Acht andere Säulen, von grünem Serpentin, noch gröſser und herrlicher als alle übrigen Säulen, hatte der Prätor *Constantin* aus dem *Dianentempel* zu *Ephesus* herbeigeschafft.

In den vier Ecken des groſsen Domgewölbes sieht man noch vier Seraphe, aus Mosaik, und auf den vier Bogen des Gewölbes erkennt man deutlich die Umrisse von Marien - und andern Heiligenbildern, ebenfalls aus Mosaik. An die Stelle mehrer anderer solcher Bilder haben die Türken kolossale Inschriften — »wahre Riesenmuster türkischer Kalligraphie« — sagt Hr. *v. Hammer* — gesetzt. In der Kuppel selbst liest man den berühmten Vers des Korans: »Gott ist das Licht der Himmel und der Erde.« Manche Buchstaben sind zehn Ellen lang. In den Nächten des Ramasans (der groſsen Fasten) wird dieser Vers von einigen Tausend Lampen erleuchtet, die in drei Kreisen über einander hangen. Dergleichen Lampenreife, nur mehr oder weniger gröſser und prachtvoller, finden sich, mit Straufseneiern, künstlichen Blumen und Büscheln von Rauschgold abwechselnd, überhaupt in

allen Moscheen. Unter den vielen Verunstaltungen, welche die ehemalige Sophienkirche durch ihre Verwandlung in eine Moschee erlitten hat, ist eine der bedeutendsten die Lage und Richtung des *Mihrab* (welches dem Hochaltar der christlichen Kirchen entspricht). Da dieses in allen mohammedanischen Moscheen, so wie das Gesicht jedes Betenden, stets nach *Mekka*, dem Begräbnifsorte Mohammeds, gerichtet seyn mufs, also in Constantinopel nach Südosten: so hat es nicht an der Stelle des alten Hochaltars, welches gerade nach Osten liegt, angebracht werden können, und verletzt demnach alle Regeln des Ebenmafses und architektonischer Schicklichkeit. Eben deshalb bildet auch die betende Versammlung eine Menge von Querlinien (Diagonalen) und versinnbildet so — wie *v. Hammer* sehr witzig bemerkt — »den grofsen Querstrich, den der Islam ins Christenthum gemacht hat.« — Nicht nur in der Sophien-Moschee, sondern auch in allen andern, welche vormals christliche Kirchen waren und erst durch Waffengewalt erobert werden mufsten, besteigt derjenige *Chatib*, welcher am Freitage das feierliche Gebet für den Sultan zu verrichten hat, das *Minber* (die Kanzel) mit einem hölzernen Schwert in der Hand, zum Andenken der Eroberung und der Gründung des Islams, den der Prophet mit dem Koran in der einen und dem Schwerte in der andern Hand, predigte und verbreitete. Zu beiden Seiten des Minber sieht man zwei Fahnen, wovon die eine den Sieg des Islams über das *Juden-*,

die andere über das *Christenthum*, oder die Vertilgung des Alten und des Neuen Testaments durch den Koran bedeutet.

Im untern Theile der Moschee, zwischen den erwähnten Porphyrsäulen des römischen Sonnentempels, stehen zwei ungeheure Krüge aus Marmor, deren jeder tausend Metzen Getreides fassen soll. Sultan *Murad III.* hat sie von der Insel *Marmara* hierher bringen lassen. Sie sind mit Wasser, zur Erfrischung und Kühlung der Gläubigen gefüllt. Dieser nämliche Sultan erbaute auch die sich in der Mitte der Moschee gegenüber stehenden beiden *Mahfils* (unsern Emporkirchen entsprechend), von welchen das eine für die Leser des Korans, das andere für die Ausrufer des Gebetes bestimmt ist.

Wie bekannt sind alle Spitzen der türkischen Minare's mit einem vergoldeten Halbmonde geziert, dessen Hörner sich aufwärts krümmen. Der auf der Kuppel der Sophien - Moschee, statt des ehemaligen Kreuzes befindliche soll fünfzig Ellen im Durchmesser haben, was aber nach Graf *Raczynskis* Abbildung eine Unwahrheit ist. Eben so ist es unmöglich, dafs er hundert Meilen weit zu Meere gesehen werden könne. *Murad III.* soll auf die Vergoldung dieses Halbmonds 50000 Dukaten verwendet haben.

Unter mehren für den Mohammedaner als Gegenstände gläubiger Verehrung merkwürdigen Stellen und Bestandtheilen der Sophien - Moschee, von welchen allerlei Mährchen erzählt werden, wollen wir blofs die *Schwitzende Säule*, das *Kalte Fen-*

ster und den *Leuchtenden Stein* anführen. Die *Schwitzende Säule* befindet sich linker Hand vom Eingange des nördlichsten Thores aus der Vorhalle, und die Feuchtigkeit, welche sie ausschwitzt, wird für ein wunderwirkendes Heilmittel gehalten. Das *Kalte Fenster* erblickt man unweit des Thores, durch welches der Sultan vom Platze des Serais in die Moschee tritt; es hat seinen Namen von der frischen Luft, welche hier, zur Zeit des Nordwinds, beständig hereinstreicht, und wird von den Koranlesern besonders geschätzt, vermuthlich, weil es sich im Sommer hier kühler sitzt und liest, als irgendwo anders in der Moschee. Der *Leuchtende Stein* ist nach *v. Hammer* ein Stück reinen und durchsichtigen persischen Marmors, welches im Glanze der Sonne funkelnd strahlt. Es befindet sich in der obern Gallerie, an einem nach Westen gekehrten Fenster.

Die *Kleine Sophien-Moschee* (Kutschuk Aja Sofia) liegt nahe am Meere, südwestlich von der vorigen, beim Fleischhauer-Thore (Tschatladi Kapu) und war ehemals eine vom Kaiser Justinian den griechischen Heiligen *Sergius* und *Bachus* zu Ehren erbaute Kirche. Der Baumeister hat, sonderbar genug, die Attribute des *heidnischen* Bachus damit in Verbindung gebracht, indem er das Innere des Gebäudes mit einem Kranze von Trauben und Reben verzierte, welcher oberhalb der Säulen rings um die ganze Kirche läuft. Blofs die lange, zwischen diesem Kranze ebenfalls rings herum laufende, noch sehr wohl erhaltene, erhoben in Stein gehauene griechische Inschrift, welche die Zeit und den

Namen des Erbauers angiebt, verhindert den Eintretenden, sich in einen Tempel des heidnischen Bachus versetzt zu glauben. Das Ganze bildet ein in einem regelmäfsigen Viereck beschriebenes Achteck, von dreifsig Schritt im Durchmesser. Die Kuppel wird von acht Mauerpfeilern getragen, zwischen welchen sich 34 schöne Marmorsäulen befinden. Auch das Dach der Vorhalle ruht auf sechs Marmorsäulen.

Die *Kirchen-Moschee* (*Kilisse dschamissi*, auch *Sirek* genannt) liegt südwestlich von dem an der Hafenseite befindlichen Mehlthore (Un Kapu) und war sonst ebenfalls eine, von Kaiser *Joannes dem Comnenen* erbaute Kirche, welche zum Begräbnifsplatz dieser Dynastie bestimmt und bei welcher zugleich ein Kloster gestiftet wurde. Sie ist nach und nach durch Feuer und Erdbeben fast ganz zerstört worden und hat jetzt nur noch 12 Kuppeln, deren man selbst nach der Eroberung 46 zählte. Von den alten Grabmählern der Comnenen ist blofs ein Sarg aus Verde antico übrig, welcher jetzt vor der Thüre der Moschee als Wasserbehälter zur Abwaschung der Moslimen dient.

Die *Moschee der Eroberung* (Fethije dschamissi) liegt auf dem Gipfel des fünften Hügels, wenn man vom Hafen durch das Griechenviertel *Fanar* gerade aufsteigt. In der ehemaligen hiesigen Kirche wurde der Leichnam des *heiligen Paulus* aufbewahrt, bis man ihn von hier nach Venedig brachte.

Die *Rosen-Moschee* (Gul dsch.) und die *Moschee des Zwanges* (Kahrije dsch.) bieten keine besondern Merkwürdigkei-

ten dar. Die *Moschee der sechs Marmorsäulen* (*Exi Marmara dsch.*) war nicht nur vor der Eroberung durch Mohammed II. eine Kirche, sondern diese war auch schon früher, vor Constantin, ein Tempel Jupiters gewesen, so dafs im Laufe der Jahrhunderte Heiden, Christen und Mohammedaner an einer und derselben Stelle ihren Gottesdienst verrichtet haben.

Die so eben angeführten sieben Moscheen sind, wie schon bemerkt, früher christliche Kirchen gewesen. Die nun folgenden fünf sind von *Mohammed II.* ganz neu erbaut worden.

Die vornehmste darunter ist die grofse nach ihm benannte *Moschee Sultan Mohammeds II.* Sie liegt südwestlich vom Mehlthore (Un Kapussi), auf dem vierten Hügel der Stadt, etwas nördlich von der Stelle, wo bis 1463, zehn Jahre nach der Eroberung, die von Constantin gegründete und von Justinian durchaus neuerbaute prachtvolle *Kirche der heiligen Apostel*, zugleich die Begräbnifsstätte der damaligen Kaiser, gestanden hatte. Der Baumeister der jetzigen Moschee war ein Grieche, Namens *Christodolus*, welchem der Sultan zur Belohnung eine ganze benachbarte Gasse schenkte. Das Gebäude ist nebst dem Vorhof und der an der Hinterseite befindlichen Grabstätte auf einer, vier Ellen erhöhten Terrasse aufgeführt, und hat vom Grunde bis zum Giebel des Daches 87 Ellen Höhe. Das *Mihrab* (die Nische des Hochaltars, welche sich hier, wie in allen neuerbauten Moscheen, dem Haupteingange gegenüber befindet), das *Minber* (die Kanzel), die Emporsitze des Kaisers und die Stätte

der Gebetausrufer (das *Mahfil*) sind von weißem Marmor, im alten einfachen Style gearbeitet. Rechts vom Hauptthore steht auf einer Marmortafel, auf himmelblauem Grunde, mit goldener, erhobener Schrift, die Constantinopel betreffende Überlieferung des Propheten: »*Sie werden Constantinopel erobern, und wohl dem Heere, das dieses vollbringt.*« Die Grabstätte hinter der Moschee enthält die Gräber des Eroberers und seiner Familie, und führt, nach dem Beispiele der Moschee zu *Medina*, wo der Prophet begraben liegt, den Namen *Garten* (Bausa). Zu beiden Seiten der Moschee liegen die acht vom Eroberer hier angelegten *höhern Schulen* (*Medresse*), das *Haus der Studenten*, welche durch eine ebenfalls von ihm herrührende Stiftung unterhalten werden, das *Speisehaus für die Armen* (*Darol Siafet*), ein *Krankenhaus* (*Darol Schifa*), ein *Karawanserai*, und ein *Bad*, Alles, so wie die Moschee und die Vorhalle, mit bleiernen Kuppeln gedeckt. Zunächst dem Thore des Vorhofs liegt eine *Knabenschule* (*Mekteb*), deren Kuppel eine von dem berühmten Astronomen *Ali Kuschdschi* verfertigte Sonnenuhr schmückt. Auch ist noch ein unterirdischer *Brunnen*, der stattlichste von allen dieser Art in Constantinopel, zu bemerken.

Die *Moschee des Scheich Ebul Wefa* führt diesen Namen von Ebul Wefa (d. h. *der Vater der Treue*), einem frommen Scheich in dem Kriegsheere des Eroberers, welcher sie ihm zu Ehren an der Stelle der ehemaligen Kirche des *heiligen Theo-*

dor Sphoracius errichten liefs. Nach dem grofsen Brande im Jahre 1717 ist sie neu erbaut worden. Einem andern Scheich seines Gefolges, Namens *Buchari*, zu Ehren gründete Mohammed die nach demselben benannte Moschee in der Nähe des Adrianopler Thores, hinter dem Platze Karaman.

Die *Regiments-Moschee* (*Orta dschami*), d. h. die Moschee der Janitscharen-Casernen, wird jetzt, seit der Aufhebung dieses Corps, einen andern Namen führen. Das ursprünglich von Mohammed II. gegründete Gebäude ist bis zum Jahre 1779 mehrmals abgebrannt und wiederhergestellt worden.

Die *Moschee des Ejub* liegt zwar in der gleichnamigen Vorstadt, wird aber um deswillen hier am schicklichsten aufgeführt, weil sie zu den zwölf Moscheen gehört, welche vom Eroberer selbst gegründet wurden. *Ejub* war der Fahnenträger des Propheten Mohammed *) und hatte hier bei der Belagerung Constantinopels das Leben verloren. Kurz vor der Eroberung der Stadt durch Mohammed II. wurde hier durch den geistlichen Rath desselben, *Ak Schemseddin* (d. i. die weifse Sonne des Glaubens) das Grab Ejubs entdeckt, und dadurch der schon ersterbende Muth der Belagerungsarmee neu belebt. Der Sul-

*) Man vergleiche die *Briefe über den Bosporus* einer ungenannten französischen Dame im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuches, S. 399 u. f.

D. H.

tan liefs ihm zu Ehren noch in demselben Jahre (1453) nicht nur ein prächtiges Grabmahl, sondern auch die noch jetzt bestehende Moschee, und zwar auf derselben Stelle erbauen, wo bis dahin die Kirche des heiligen *Mamas* gestanden hatte. Zugleich bestimmte er die Moschee zum Einweihungsorte aller künftigen osmanischen Herrscher, indem jeder Sultan sogleich nach der Besteigung des Thrones in feierlichem Zuge hierher wallfahrten mufs, um mit dem Schwerte des Propheten umgürtet zu werden, von welchem Augenblicke an man ihn erst als Herrscher zu betrachten hat. Diese Moschee ist übrigens die einzige, welche, ihrer besondern Heiligkeit wegen, die Ungläubigen nicht betreten dürfen. Nach türkischen Schriftstellern ist sie im einfachsten Style erbaut, ohne Säulen von innen und aufsen. Die Kuppel ruht blofs auf vier grofsen gemauerten Pfeilern. Zu beiden Seiten erheben sich zwei hohe Minare's, welche aber in ihrer jetzigen Gestalt von *Ahmed III.* herrühren, der sie im Jahre 1724, an der Stelle der beiden alten und baufällig gewordenen neu errichten liefs. In der Mitte des Hofs erblickt man ein Köschk, und zwischen demselben und dem Grabmahle des Prophetenjüngers zwei ungeheure Ahornbäume, in deren Zweigen eine Menge Vögel hausen. Der Vorhof hat zwei Thore, wovon das zur rechten Hand in einen zweiten, mit Ahorn- und Maulbeer-Bäumen bepflanzten Hof führt. Aufser dem erwähnten Grabmahle verehrt man in dieser Moschee auch noch die Fufsstapfe des Propheten. Als derselbe nämlich am Bau der *Kaaba* zu *Mekka* mit arbeiten

half, soll sein Fuſs in dem Steine, worauf er stand, eine Vertiefung hinterlassen haben, und dieser Stein, nebst andern Überresten nach der Eroberung Ägyptens in die Schatzkammer der osmanischen Sultane gekommen seyn. Aber hier lag er mehre Jahrhunderte unbeachtet, bis er im Jahre 1705 aufgefunden wurde. Sultan *Mahmud* lieſs ihn nun sogleich in der Moschee *Ejub*, auf der rechten Seite, dem grofsen Fenster gegenüber, in Mannshöhe und mit silberner Einfassung, einmauern und so der öffentlichen Verehrung aussetzen.

Die *Moschee Sultan Bajasids* liegt am Platze der Verbrannten Säule und ist in den Jahren 1497 bis 1505 vom Sultan *Bajasid II.*, dem Nachfolger Mohammeds II., erbaut worden. Die sogenannten *Gebet-Compasse* (*Kiblaname*), welche von den bei dieser Moschee angestellten Dienern verfertigt werden und deren die Reisenden vorzüglich bedürfen, um sich unterwegs zu orientiren, d. h. die Himmelsgegend zu finden, nach welcher sie beim Gebet das Angesicht wenden müssen, stehen im vorzüglichen Rufe der Untrüglichkeit. Dieser gründet sich auf eine alte Sage, dafs nämlich, als der Baumeister dieser Moschee den Sultan um die Bestimmung der *Kibla* (der Lage von Mekka) fragte, dieser ihm auf seinen Fuſs zu steigen befahl, worauf er denn sogleich, durch ein Wunder, Mekka vor sich sah.

Die *Moschee Sultan Selims I.* liegt nahe am Hafen, auf dem fünften Hügel der Stadt, westlich vom Thore Dschüb-Ali. Sie wurde in den Jahren 1520 bis 1526 erbaut und zeichnet sich

durch die grofse Einfachheit des Styls und die Gröfse der Kuppel aus, welche um eine Spanne mehr im Durchmesser haben soll, als die von der Sophien-Moschee. Zu beiden Seiten des Gebäudes befinden sich, als Stiftungen des Erbauers, eine Kinderschule, eine Armenküche und ein Karawanserai, auch 300 Schritte davon ein Bad.

Die herrlichste aller Moscheen in Constantinopel, selbst die Sophien-Moschee nicht ausgenommen, ist die Moschee *Suleimans des Grofsen*, des Sohnes und Nachfolgers Selims I. Sie liegt südlich vom Holzthore der Hafenseite, nahe bei dem Alten Serai. Hr. *v. Hammer* nennt sie ein Meisterstück des saracenischen Baustyls, indem sie ganz nach dem Muster der grofsen Meisterwerke aus den schönsten Zeiten des Chalifats der Ommiaden in Syrien und Spanien, erbaut worden ist, obschon dabei, was z. B. die Kuppeln betrifft, die Sophien-Kirche als Muster gedient hat, welche aber in Hinsicht der Regelmäfsigkeit des Planes, der Vollendung der einzelnen Theile und der Zusammenstimmung des Ganzen hier noch übertroffen worden ist. Ihr Erbauer (in den Jahren 1550 bis 1555) war *Sinan*, der gröfste Architekt des osmanischen Reichs. *) An den grofsen Dom schlie-

*) Von diesem Baumeister giebt es in verschiedenen Gegenden der Türkei an 50 grofse Moscheen (*Dschamis*), an 100 kleine (*Medschids*), mehr als hundert Paläste (*Serais*), eben so viele *Brücken*, und gegen 30 *Karawanserais* (s. v. Hammer, I. S. 413.)
D. H.

MOSCHEE SOLIMANS DES GROSSEN.

Tab. III.

fsen sich zwei etwas kleinere Halbkuppeln, und an diese weiter zu beiden Seiten fünf noch kleinere, aber ganze Kuppeln an, so dafs die Moschee in Allem dreizehn Kuppeln hat. Die Hauptkuppel, welche denselben Umfang hat, wie die der Sophien-Moschee, aber um 7 Ellen höher ist, wird von vier gemauerten Pfeilern getragen, zwischen denen rechts und links, auf jeder Seite zwei, die vier gröfsten Säulen Constantinopels eingetheilt sind. Sie messen dreizehn Schuh im Umfang am Boden und haben die verhältnifsmäfsige Höhe. Die Capitäler dieser vier Säulen sind von weifsem Marmor. Auch das *Mihrab*, das *Minber* und das *Mahfil* des Sultans sind von solchem Marmor und mit ausgehauener Arbeit geschmückt. Neben dem Mihrab stehen zwei Riesenleuchter aus vergoldetem Metall, auf welchen in den sieben heiligen Nächten mannsdicke Wachskerzen brennen. Graf *Raczynski* sagt, dafs unter den Säulen dieser Moschee sich mehre sehr prachtvolle, so wie auch andere architektonische Verzierungen, befinden, welche Sultan Suleiman, da ihn die Geschicklichkeit der damaligen türkischen Künstler nicht befriedigte, aus der griechischen Kirche der *heil. Euphemia* in *Chalcedon* habe wegnehmen und hierher bringen lassen. Das Mausoleum dieses Sultans ist klein und äufserst einfach. Um das ganze Gebäude geht eine besondere Mauer, welche den grofsen äufsern Vorhof bildet, an dessen vier Ecken sich die vier Minares erheben. Einer davon heifst der *Edelstein-Minare*, weil nach einer Volkssage eine Menge Edelsteine darin eingemauert seyn sollen. Sie seien dem Sultan bei

dem Baue der Moschee von dem damaligen persischen Schach *Thamas*, nebst mehren Beuteln Goldes, als Geschenk übersandt worden, um damit das gute Werk zu fördern. Dieser habe ihn jedoch nur damit verhöhnen wollen, da bekanntermaßen die Perser, als *Schiiten*, von den *Sunniten*, zu welchen die Türken gehören, als Ketzer betrachtet werden und beide Sekten sich grimmig hassen. *Suleiman* habe sogleich in des Botschafters Gegenwart das Geld unter die *Juden* vertheilen lassen, mit der Bemerkung, es werde ihm bekannt seyn, daſs am jüngsten Tage die Schiiten die Pferde vorstellen sollen, auf welchen die Juden in die Hölle reiten müſsten. Damit nun diese sie nicht allzusehr sporren und peitschen möchten, so wolle er sie durch dieses Geldgeschenk in Voraus begütigen. Was aber die Edelsteine betreffe, so seien sie, im Vergleich der ungeheuern Menge von Bausteinen und kostbaren Säulen, die zum Bau der Moschee verwendet werden müſsten, von ganz und gar keinem Werthe, und er habe sie daher mitten unter die andern Steine des so eben im Bau begriffenen Minares mit einzumauern befohlen. — Übrigens findet man alle Anstalten frommer Stiftungen des Islams, welche bei andern Moscheen nur einzeln angetroffen werden, hier bei der Moschee Suleimans vereinigt, nämlich Elementar- oder Leseschulen (*Mekteb*), vier Akademien (*Medresse*), ein Hörsaal der Überlieferung (*Darol Hadiss*) für die vier rechtgläubigen Sekten, ein anderer für die Lesung des Korans (*Darol Kiraet*), eine Arzneischule (*Medressei tibb*), ein Spital (*Darosch schifa*), eine Armen-

küche (*Imaret*), ein Unterkunftsort für Reisende (*Karawan Serai*), eine Bibliothek (*Kitabchane*), eine Brunnenanstalt (*Sebilchane*), ein Versorgungshaus für Fremde (*Tawchane*) und das (schon erwähnte) Begräbnifs (*Turbe*).

Die *Moschee der Prinzen* (*Schehsadegan dschamissi*) liegt südlich von der vorigen und den (ehemaligen) Casernen der Janitscharen gegenüber. Sie ist ebenfalls vom Architecten Sinan, und zwar noch zwei Jahr früher als die Moschee Suleimans, nämlich 1548, erbaut worden. Wie beim Baue der Moschee Mohammeds II. die Sophien-Moschee zum Muster genommen wurde, so diente bei der Prinzen-Moschee, nur in kleinerm Mafsstabe, die Moschee Mohammeds zum Vorbilde, doch mit dem Unterschiede, dafs der Dom der Prinzen-Moschee auf allen vier Seiten von eben so vielen Halbkuppeln umgeben ist. Suleiman liefs sie als Grabmahl und zum Andenken seines ältesten Sohnes und Lieblings, *Mohammed*, der im Jahre 1543 als Statthalter von Magnesia starb, errichten. Später wurde auch der Bruder Suleimans, *Mustafa*, hier beigesetzt; daher heifst sie die Prinzen-Moschee. Das Innere ist, vielleicht um an die traurige Veranlassung des Baues zu erinnern, viel dunkler als bei andern Moscheen, und die beiden Minares zeichnen sich durch eine ungewöhnliche Menge von Arabesken und andern Verzierungen aus.

Nicht minder prachtvolle Gebäude sind die gleichfalls unter Suleiman erbauten Moscheen der *Chasseki* (Favorit-Sultaninn) und der *Walide* (Sultanins-Mutter), welche jedoch mit zwei an-

dern weiter unten zu beschreibenden dieses Namens nicht verwechselt werden dürfen. Die *Moschee der Chasseki* liegt am Weibermarkte (Awret basar) und steht an Gröfse den andern kaiserlichen nach; die der *Walide* befindet sich am Adrianopler Thore und soll, der Sage nach, so wie eine andere zu Skutari, von der Sultaninn *Mihrmah* (d. h. Sonnenmond) von dem Werthe eines einzigen ihrer Pantoffeln erbaut worden seyn. Nach von *Hammer* ist die Benennung »Moschee der *Walide*« unrichtig, indem diese Mihrmah nicht die *Mutter*, sondern die *Tochter* Suleimans war. Bei beiden Moscheen befinden sich mehre fromme Stiftungen.

Die *Moschee Sultan Ahmeds I.* liegt am Platze Atmeidan, auf einer hohen Terrasse, und ist im ganzen osmanischen Reiche die einzige, welche *sechs* Minares hat, während alle übrigen, selbst die Moschee des heiligen Hauses zu Mekka nicht ausgenommen, höchstens nur vier haben. Der Grund dazu wurde im Jahre 1608 gelegt. Die Länge des Vorhofs beträgt 56, die Breite 77 Schritte. Die Moschee selbst hat 100 Schritte ins Gevierte. Der Dom wird von vier auffallend dicken Säulen getragen, welche mehr wie kleine Thürme aussehen, indem jede 36 Ellen Umfang hat. Das *Minber* ist ein Meisterstück von Steinbildnerei und, nach dem Muster des zu Mekka, mit einer vergoldeten Krone gedeckt, über welche sich ein vergoldeter Halbmond erhebt. Auch die beiden Flügel des grofsen Kibla-Thores sind mit sehr kunstreicher getriebener Arbeit aus Erz bedeckt. Kei-

ne Moschee ist so reich an Kostbarkeiten aller Art, welche theils in den Schatzgewölben aufbewahrt werden, theils am Kranze der Lampen und in der Moschee selbst aufgehängt sind. Darunter zeichnen sich sechs mit Smaragden besetzte Lampen aus, welche an goldenen Ketten hangen. Auf den vergoldeten und mit Perlmutter ausgelegten Pulten erblickt man Korane von allen Formaten und von den schönsten Schriften. An der einen Wand hangt der jedesmalige letzte Ueberzug oder das sogenannte »Edle Kleid« der Kaaba zu Mekka, welches die Pilger-Karawane statt des Geldgeschenkes, mit dem sie von hier auszieht, mit zurückbringt; denn von hier aus erfolgt der festliche Auszug jener Karawane. Auch findet hier zur Feier des *Mewlud*, (des Geburtsfestes des Propheten) jährlich eine feierliche Versammlung des Hofes und aller Staatsbehörden Statt. Eben so begiebt sich der Sultan an den zwei grofsen Festen des Bairams, in Begleitung des gesammten Hofstaates nach dieser Moschee, um die vorgeschriebenen Gebete zu verrichten.

Von der *Moschee der Walide am Gartenthore* war schon oben die Rede. Sie ist nicht mit der am *Adrianopler Thore*, auch nicht mit einer dritten gleiches Namens, welche gewöhnlich die *Neue Walide* genannt wird, zu verwechseln. Die, von der wir hier sprechen, wurde 1665 von *Terchan Sultan*, der Mutter Mohammeds IV., mit grofsem Aufwande nach dem Muster der *Ahmeds*- und *Prinzen*-Moscheen gebaut. Eine besondere Merkwürdigkeit ist die unter dem Betsitze des Sultans befindliche Säule von goldgel-

dem Marmor. Sie war früher in Besitz *Jussuf Paschas*, des Eroberers von Canea, und wurde nach der Aussage eines Angebers für reines Gold gehalten. Um sich derselben zu bemächtigen, mufste Jussuf gewaltsam umgebracht werden. Als man jedoch die Täuschung erkannte, wurde dem Angeber der Kopf abgeschlagen und derselbe unter dem Fufsgestell der Säule mit eingemauert. Fenster und Thüren sind mit Perlmutter ausgelegt; der Boden ist mit ägyptischen Teppichen, die Wand mit Sprüchen aus dem Koran, in persischem Porzellan, weifs auf Lasurblau, geschmückt.

Die *Moschee Sultan Osmans III.* verdient den Namen *Nur Osmani*, d. h. *das Licht Osmans*, wegen der Menge schöner und grofser Fenster, mit Recht. Sie liegt südlich von der vorigen, östlich von der Moschee Sultan Bajasids, und bildet mit diesen beiden und der Suleimans-Moschee ein unregelmäfsiges Viereck. Schon *Mahmud I.* liefs im Jahr 1748 den Grund legen, aber erst unter *Osman III.* im J. 1755 wurde sie vollendet. Sie hat 76 Schritte ins Gevierte, welche zugleich der Durchmesser der Kuppel sind. Da diese von keinen Seitenkuppeln umgeben ist, so gewinnt das ganze Gebäude dadurch, so wie durch die geschmackvolle Ausführung der Minares, vor allen andern Moscheen aufserordentlich. In der Nähe befinden sich, als fromme Stiftungen, eine Gesetzschule, eine Bibliothek und eine Armenküche. Im Vorhofe dieser Osmans-Moschee liegt, halb verschüttet, ein Sarg aus Porphyr, aus dem die alte Sage den Sarg *Con-*

stantins des Grofsen macht. Auf dem nicht mehr vorhandenen Deckel dieses Sarges soll, wie Graf *Raczynski* nach ältern Schriftstellern berichtet, eine griechische Inschrift eingegraben gewesen seyn, deren Bedeutung aber die Gelehrten jener Zeit vergebens zu ergründen suchten. Erst im fünfzehnten Jahrhunderte, unter der Regierung des vorletzten griechischen Kaisers, *Johannes Palälologus*, behauptete ein gewisser *Gennadius*, welcher späterhin zum Patriarchen von Constantinopel ernannt wurde, dafs er den Sinn dieser, damals nur noch aus Anfangsbuchstaben und einzelnen Sylben bestehenden Inschrift gefunden habe, und dafs sie folgendermafsen zu lesen sei:

»Zur Zeit der ersten Indiction soll das Reich des Ismael, »der sich Mohammed nennen wird, den Namen der Palälogen »vertilgen. Er wird die auf sieben Hügeln erbaute Stadt er»obern und in derselben viele Völker beherrschen. Er wird die »Inseln bis an das Schwarze Meer verheeren und die Ufer der »Donau entvölkern. In der achten Indiction wird er den Pelo»ponnes erobern; in der neunten wird er im Norden Krieg füh»ren; in der zehnten wird er die Dalmatier überwältigen und in »einer andern Zeit abermals mit ihnen Krieg führen und sie zum »Theil bezwingen. Alsdann werden die westlich wohnenden Völ»ker sich zu Lande und zur See vereinigen, um mit Ismael zu »streiten, und sie werden ihn bezwingen. Seine Nachkommen »werden nur kurze Zeit herrschen. Denn ein Volk, welches »*blonde Haare* hat, wird sich mit den ursprünglichen Bewoh-

»nern verbinden, den Inusel belegen und die Stadt der sieben »Hügel erobern. Alsdann fängt ein Bürgerkrieg an, der bis um »die fünfte Stunde dauern wird, und eine Stimme wird drei Mal »ausrufen: Bleibt, bleibt in Furcht, und begebt euch eilig auf »die rechte Seite; dort findet ihr einen edlen, bewunderungswür»digen und überaus kräftigen Mann, dieser wird euer Herr seyn, »denn er ist mein Freund; und wenn ihr ihn annehmt, so wird »mein Wille erfüllt.«

Die *Moschee Fatima's* war ehemals eine bloſse Betmoschee (Medsched) und ist erst seit dem Jahre 1727 durch *Fatima*, die Tochter *Ahmeds III.*, in ein Dschami verwandelt worden. Es ist ein in jeder Hinsicht prachtvolles Gebäude.

Die letzte unter den kaiserlichen Moscheen der eigentlichen Stadt, und zugleich die kleinste, so wie die jüngste (denn sie ist erst 1760 erbaut worden), ist die *Tulpen-Moschee* (*Laleli*), von Sultan *Mustafa III.* gegründet. An der Stelle derselben, bei der Tulpen-Fontaine, lag sonst ein Garten.

Von den übrigen kaiserlichen Moscheen, welche sich auſserhalb der eigentlichen Stadt befinden, wird an ihrem Orte die Rede seyn. Hier wollen wir nur noch bemerken, daſs sämmtliche kaiserliche Moscheen das Vorrecht haben, in den sieben heiligen Nächten von innen und auſsen bis an die Spitzen der Kuppeln hinauf, prächtig beleuchtet zu werden. Vorzüglich glänzen bei solchen Gelegenheiten die Moscheen *Suleimans*, *Ahmeds* und der *Walide* (am Gartenthore).

Aufser den 24 kaiserlichen Moscheen zählt *v. Hammer* noch 76 andere Moscheen auf, welche nebst den dazu gehörigen frommen Stiftungen von Privatpersonen, namentlich von Grofs-Wesiren, Wesiren oder Pascha's, Mufti's, Ulemas, Scheichen, Agas, Effendis u. dgl. m. so wie von Frauen errichtet worden sind. Auch führt er noch 36 kleine Moscheen (*Medschids*) an.

Unter den *nicht-mohammedanischen* Religionsgebäuden sind in der Stadt 24 *griechische*, 2 *armenische Kirchen* und einige *jüdische Synagogen* zu bemerken. Die *katholischen* Kirchen liegen in den Vorstädten *Pera* und *Galata*.

Die vornehmste *griechische* Kirche ist die Kirche der *Allerseligsten* (Mutter Gottes), mit welcher die Wohnung des *Patriarchen von Constantinopel* in Verbindung steht. Hier werden die Leiber der *heiligen Euphemia* und *Salome* aufbewahrt, die Säule, woran Christus bei der Geifselung gebunden ward, der mit Perlmutter ausgelegte Lehnstuhl des *heiligen Johannes Chrysostomus* und das Grab des griechischen Kaisers *Alexius Comnenus* gezeigt. An den hohen Festen sitzt der Patriarch auf dem Lehnstuhl des heil. Chrysostomus, bei andern Gelegenheiten auf einem kleinern. Ihm gegenüber stehen zwei grofse mit Scharlach ausgeschlagene Lehnstühle, welche nur von den Fürsten der Moldau und Walachei, bei ihrer Anwesenheit in Constantinopel, eingenommen werden dürfen. Sie sind mit einem weifsen Kreuz und dem russischen Adler geziert. Auf der einen Seite des Patriarchen-Stuhles erblickt man die zwölf Sitze der

ihm untergebenen Metropoliten und auf der andern die der Archonten oder vornehmen Griechen des Fanals. Die Frauen haben vergitterte Plätze. An der Wand des Allerheiligsten sieht man die Bildnisse des Erlösers, der *heiligsten Jungfrau* (Panagia), des Erzengels *Michael* und der heiligen Ritter *Minas* und *Georg*. Aufserhalb der Kirche, in den Vorhallen, sind die himmlischen Freuden und höllischen Leiden abgebildet. In dem Patriarchats-Gebäude wohnen, aufser dem Patriarchen selbst, die zwölf den Gottesdienst versehenden Priester. In dem einen der zwei grofsen Rathssäle wird unter dem Vorsitze des Patriarchen alle Dinstage und Freitage der gewöhnliche Rath für die laufenden Geschäfte gehalten, in dem andern versammeln sich die zwölf Metropoliten nur bei aufserordentlichen Gelegenheiten. Der Patriarch hatte bis 1826 eine Janitscharen- (jetzt vermuthlich aus andern Truppen bestehende) Wache, und die Gerichtsbarkeit des Kerkèrs für Polizeivergehen. Die Wachtstube ist unmittelbar ans Patriarchat angebaut und unter derselben befindet sich der Kerker.

Die Kirche und die Wohnung des *Patriarchen von Jerusalem*, welcher nach dem von Constantinopel den ersten Rang hat, liegen aufserhalb des Fanals. Auch der Bischof von Bethlehem und alle aus dem gelobten Lande kommende Geistliche wohnen daselbst.

An der Stelle der ehemaligen *Kirche Unserer Lieben Frau vom Quelle*, vor dem damaligen Goldenen Thore, jetzt in der

Nähe der Sieben Thürme, sieht man jetzt nur noch die, um des heiligen Quells und eines neuern armenischen Märtyrers willen, als Wallfahrtsort von Griechen und Armeniern besuchte *Kapelle Balikli*.

Andere griechische Kirchen sind die der *Panagia Muchlia*, des *heil. Demetrius*, die beiden des *heil. Basilius*, die Kirche der *neun Chöre der Engel* (Agias Taxiarches, woraus manche Reisende irrig eine Kirche der heil. Taxiarche gemacht haben), die der *Mutter Gottes*, die *Unserer Lieben Frau mit dem Dolche*, die *Belgrader Kirche*, die beiden Kirchen des *heil. Nikolaus*, die Kirche des *heil. Polykarp*, des *heil. Constantins*, die beiden der *heil. Paraskeve*, die Kirche *Unserer Lieben Frau von den sechs Marmorsäulen*, die des *Fischöls* (*Pareleion*), die Kirche *Aja Kyriaki* (des heil. Sonntag), die *Unserer Lieben Frau der Hoffnung*, die des *heil. Theodor*, und die des *Nardos*. Von der alten berühmten *Kirche der Blachernen* ist nur noch der *heilige Quell* (Ajasma), am nordwestlichsten Ende der Stadt, übrig.

Die beiden Kirchen der *Armenier* sind: die alte Kirche *der neun Chöre der Engel* (nicht mit der so eben genannten griechischen dieses Namens zu verwechseln) und die neue *Patriarchats-Kirche*. In der erstern befindet sich eine wunderthätige Säule, um welche Fieberkranke herumgeführt werden, damit sie genesen. Die Verzierungen der Thüre, welche den heil. Georg und die Vertreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel

vorstellen, sind das Werk eines unbekannten (wenigstens in *v. Hammers* Werke nicht genannten) *teutschen Bildhauers*, und man liest noch darauf folgende beiden Inschriften in teutscher Sprache: »Georgius mit Heldenmuth den gift'gen Drachen tödten thut.« und: »Jesus kam in Tempel und macht aus Stricken Geifsel, trieb aus die Wechsler und Verkäufer 707.« — Die neue Patriarchats-Kirche liegt innerhalb des Quartiers von *Psamatia*, beim Thore gleiches Namens. Sie ist erst zu Anfange dieses Jahrhunderts, mit einem Aufwande von 300000 türkischen Piastern, welche die armenische Bevölkerung unter sich aufbrachte, mit vielem Glanz und nicht ohne Geschmack erbaut worden. Sie besteht aus zwei abgesonderten Kirchen, die eine für die Männer, die andere für die Weiber.

»Der Unterschied zwischen einer *armenischen* und einer *griechischen* Kirche« — bemerkt *v. Hammer* — »ist in mehr als Einem Stücke auffallend genug. Das Innere der Ersten nähert sich weit mehr, als das der Zweiten, dem Innern einer Moschee. Da sind weder Bänke noch Kanzel; der Boden ist wie in den Moscheen mit Matten bedeckt, und zwischen den Hängeleuchtern sind hier wie dort Straufseneier mit Büscheln aus Goldflitter aufgehängt. Die ausgezeichnetste Verschiedenheit aber liegt im Allerheiligsten, welches in den griechischen Kirchen entweder auf derselben Fläche, oder kaum eine Stufe erhoben, von der Kirche selbst durch eine vergoldete, mit Heiligenbildern und Lampen verzierte Wand getrennt ist, durch die drei Thüren in das Aller-

heiligste führen, wo, vor dem Volke durch die Wand und durch die Schleier der Thüren verborgen, der Priester die heiligen Mysterien des Mefsopfers begeht. Ganz anders ist das Allerheiligste in dieser und andern *armenischen* Kirchen bestellt. Dasselbe ist auf einer mehr als mannshohen Terrasse über die Köpfe der Gläubigen erhöht, so dafs dieselben zu den Priestern stets mit emporgerichtetem Haupte hinaufsehen müssen. Es ist eine Emporkirche, welche die ganze obere Breite der Kirche einnimmt, und auf welcher, statt der drei Thore der griechischen Kirche, drei Altäre stehen, doch so, dafs die Verbindung derselben nicht offen, sondern durch ein Mauergewölbe bewerkstelligt ist, wie in einer Kirche die Seitenkapellen mit einander durch gewölbte Thürbogen in Verbindung gesetzt sind. Zwischen diesen drei Altären und den Verbindungsgängen derselben wandelt der Patriarch mit seinen Diakonen während des Mefsopfers bald von der Rechten zur Linken, bald von der Linken zur Rechten, oder zieht sich hinter den mittlern oder Hochaltar zurück, bald nur im Durchgange von den zwei Seitenaltären zum Hochaltare für eine kurze Zeit, bald hinter dem Letztern auf längere den Augen der Gemeinde entzogen. Da der Gottesdienst immer in der gröfsten Frühe, und selbst im Sommer vor Sonnenaufgang gehalten wird, so trägt Zeit und Ort und Alles zur höchsten Begeisterung der Andacht durch sinnliche Eindrücke bei. Unter langsamem feierlichem Chorgesang, der bald in weichen leisen Tönen verhallt, bald vollstimmig wie die Windsbraut durch die Hallen einherstürmt, wandelt der Prie-

ster, von den Diakonen umgeben, bald sichtbar, bald unsichtbar, zwischen den Altären herum. Hellfarbige und goldene Meſsgewänder werfen den Glanz der Kerzen und den Schimmer des durch farbige Gläser eindringenden Morgenroths, als zauberisches Licht zurück. In Wolken von Weihrauch eingehüllt und von Wogen des Gesanges umbraust, erscheinen die auf der Höhe wandelnden Priester, wie die Engel, welche auf der Höhe dem Herrn Hosanna singen.«

Über die Zahl der jüdischen *Synagogen* in Constantinopel sagt Hr. *v. Hammer* nichts Bestimmtes; er bemerkt bloſs, daſs sich eine derselben in der Gegend der *Blachernen*, eine andere im Juden-Quartiere, im Viertel *Psamatia*, befinde; beide seien aber so armselig, daſs man sie eher für Ställe als für gottesdienstliche Gebäude halten sollte.

Von der Beschreibung der Moscheen geht Hr. *v. Hammer* zu den damit verbundenen *Grabkapellen* über. Die meisten Moscheen sind bloſs in der Absicht erbaut worden, damit die Stifter hier ihre künftige Ruhestätte finden möchten. Daher besteht der Grundplan der Moscheen, wie schon oben gesagt worden, aus drei Vierecken, der *Vorhalle* (Harem), der eigentlichen *Moschee*, und dem *Garten* (Rausa), mit der *Grabkapelle* (*Turbe*), wo der Stifter mit den Seinigen »unter dem Dufte der Blumen und dem Wohlgeruche des Gebets ruht, bis zu dem Tage, an welchem der groſse Gärtner der Welt die Heerschau seiner Blumen hält, und das verdorrte Gebein wieder von der Erde zum Früh-

ling des ewigen Lebens auferstehen wird.« An allen grofsen Grabkapellen sind zugleich zwei Klassen von Koranlesern, nämlich *Adscha Chuan*, Leser einzelner Theile des Korans, *Dewr Chuan*, Leser des ganzen Korans (in Einem fort) so wie mehre *Naat Chuan*, Hymnensänger, gestiftet. Bei geringern Grabmählern werden in Ermangelung einer solchen Stiftung die andächtigen Besucher mittelst einer Inschrift eingeladen, für die Seele des Abgeschiedenen ein *Fatiha*, d. i. die erste Sura des Korans zu beten, »welche« — sagt *v. Hammer* — »gleichsam der Kern und Inbegriff des ganzen Korans ist und deren sieben Verse gleichsam die sieben Glieder des heiligen Leibes des Korans vorstellen. Die sieben Glieder des menschlichen Leibes, welche (wie die sieben Verse der ersten Sura) *Es sebaa Messani* genannt werden, sind die zwei Hände, die zwei Füfse, die zwei Ohren und die Stirn, weil dieselben unmittelbar beim Gebete in Verrichtung sind, indem die *Füfse* knien, die *Hände* ausgestreckt werden oder die *Ohren* berühren, und die *Stirn* sich in den Staub wirft.«

Die ausgezeichnetste aller Grabkapellen ist die des grofsen Sultans *Suleiman*, bei der Moschee seines Namens. Man bewundert hier eben so sehr die Kühnheit der Kuppel als die Verzierungen arabischer Baukunst. Hinter diesem Grabmahle erhebt sich ein zweites, kleineres, das der berühmten *Roxelane*, der Favorite Suleimans, durch deren Ränke die beiden mit der frühern Sultaninn *Chasseki* gezeugten Söhne, *Mustafa* und *Bajesid* gewaltsam ums Leben kamen.

In den Grabkapellen der Sophien-Moschee ruhen die Sultane *Selim II.*, *Murad III.* und dessen *siebzehn Söhne*, nebst ihrem ältesten Bruder *Mohammed III.*, welcher sie am Tage seiner Thronbesteigung hatte hinrichten lassen; ferner der Prinz Sultan *Mahmud*, seine von ihm gleichfalls hingerichtete *Mutter*, der Prinz Sultan *Dschihangir*, und dessen zweiter Sohn *Mustafa I.*, nebst dessen Neffen *Ahmed I.*

Das Innere dieser und der andern Grabkapellen, welche wir hier nicht weiter anführen können, ist, die gröfsere oder geringere Pracht abgerechnet, überall sich gleich. Die Leichen ruhen in hölzernen Särgen, mit Goldstoff, Shawls und einem Stücke von dem jährlich erneuerten Überzuge der Kaaba bedeckt. Beim Kopfe erblickt man einen Turban, so gewunden, wie ihn der Verstorbene zu tragen pflegte. Daneben stehen grofse Leuchter mit Wachskerzen, und Pulte für die bestellten Leser des Korans, welche denselben, zum Seelenheile des Stifters, von Zeit zu Zeit ablesen. Rund um liest man erhoben gearbeitete und vergoldete Inschriften aus dem Koran, z. B. »Jede Seele wird den Tod schmecken«; oder Verse wie folgende: »Wäre die Welt bestimmt, darin im Leben zu bleiben, wäre Gottes Prophet wahrlich für ewig darin«; oder auch die ganze Sura *Haschar*, d. i. des jüngsten Gerichts.

Die verschiedenen *Klöster* der mohammedanischen geistlichen Orden der Derwische heifsen bald *Chankah*, *Tekie*, oder *Sawie*, drei Wörter, die im Persischen, Türkischen und Arabi-

schen dasselbe bedeuten, nur mit dem Unterschiede, dafs dem Letzten der Begriff der *Zelle* zum Grunde liegt. Die angesehensten vier Derwisch-Orden des Osmanischen Reichs sind die *Nakschbendi*, die *Begtaschi*, die *Mewlewi* und die *Rufai*. Auf sie folgen die *Chalweti*, die *Dschelweti*, die *Kadri*, die *Saadi*, die *Gülscheni*, die *Ruscheni*, die *Bostami* und *Bairami*. Alle haben nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch in andern Theilen des Reiches ihre Klöster, welche nach dem Orden benannt sind, dem sie gehören. Aufserdem giebt es noch viele andere Klöster, die nach ihrem Stifter genannt werden, der hier eine besondere Grabkapelle hat. Hr. *v. Hammer* führt zusammen mehr als 40 Klöster an.

Die *Armenanstalten* Constantinopels bestehen in *Armenküchen*, *Krankenhäusern* und *Irrenhäusern*.

Die *Armenküchen* (*Imaret*) sind fromme Stiftungen bei den Moscheen und haben die Bestimmung, täglich eine gewisse Anzahl von Armen mit Speise zu versorgen. Auf diese Art finden in Constantinopel täglich gegen 30000 Menschen ihren Unterhalt, welcher in Brod, Fleisch und Gemüse besteht. Man zählt 101 solcher Anstalten. Die vorzüglichsten sind die der Moscheen von *Aja Sofia*, *Ahmed*, *Osman*, *Suleiman* u. a. In dem von Sultan *Abdulhamid* gestifteten Imaret am Gartenthore werden täglich 1200 Brode, zu 5 bis 6, an solche Familien ausgetheilt, die sich mit einem Armuthszeugnisse ausweisen können; die Bett-

ler ohne Zeugniſs erhalten jeder Ein Brod. Auſser dem Brode wird auch Fleisch und Reiſs ausgetheilt.

Von *Krankenhäusern* (*Daruschschifa*, d. i. Haus der Heilung, und *Dewachane* oder *Tawchane*, d. i. Haus der Arznei oder der Erwärmung) sollen sich in der Stadt, so wie in den Vorstädten *Scutari* und *Topchana*, zusammen 183 befinden. Die gröſsten und am besten eingerichteten sind bei den kaiserlichen Moscheen. Gewöhnlich fassen sie 150, die gröſsten auch 300 Kranke; in einigen werden nicht bloſs Mohammedaner, sondern auch Christen aufgenommen. Statt der Betten hat man breite Soffas, welche längs der Wände angebracht sind. Wo die Verwalter (*Muteweli*) ehrliche Leute sind, ist sowohl die Kost als die Wartung und Pflege gut bestellt, aber mit den Arzneien sieht es auch in den besten Anstalten dieser Art übel aus. »Der Reisebeschreiber *Ewlia*« — sagt *v. Hammer* — »rühmt zwar mit groſsem Wortaufwande nicht nur die Geschicklichkeit der Ärzte, welche aus der Schule der *Mohammedije* (Mohammeds-Moschee) hervorgehen, sondern auch die Kostbarkeit der Medicinen an; indem laut den Stiftungsbriefen (*Wakfname*) den Kranken sogar Tauben, Spatzen und Nachtigallen gekocht werden sollen; aber heute will weder von der Vorzüglichkeit der Ärzte noch der Arzneien etwas Besonderes verlauten.« Das groſse Spital an der Mohammedije hat 70 Zimmer, 80 Kuppeln, 200 Diener, einen Protomedicus (*Hekimbaschi*), der zugleich medicinische Vorlesungen hält und einen ersten Wundarzt (*Dscherrahbaschi*).

Irrenhäuser (*Timaristan*) giebt es 9 zu Constantinopel; das schönste und gröfste ist das an der Moschee *Sultan Ahmeds*. Das Ganze bildet ein grofses regelmäfsiges Viereck mit hohen geräumigen Sälen. Ringsum sind die Mauern mit Bäumen malerisch eingefafst. Bemerkenswerth und etwas, das, wie *v. Hammer* nicht mit Unrecht meint, von den europäischen Irrenanstalten nachzuahmen seyn dürfte, ist die Stiftung von *Sängern* und *Musikanten*, welche blofs dazu angestellt sind, durch ihre Kunst die Wuth der Rasenden zu mildern und Melancholische zu heilen. Einen Beweis von Menschlichkeit der Mufti's oder Grofs-Westre liefern mehre blofs angebliche Wahnsinnige, nämlich Christen und Juden, welche, nachdem sie Renegaten geworden, wieder zum Glauben ihrer Väter zurückgekehrt waren und dadurch nach dem Gesetze den Tod verdient hatten. Dadurch, dafs sie für Wahnsinnige erklärt und hier eingesperrt wurden, entgingen sie der Todesstrafe.

Verdienstlicher als die auf leibliche Bedürfnisse sich beziehenden Wohlthätigkeitsanstalten, sind unstreitig diejenigen, welche *Bildung* und *Erziehung* betreffen, und deren Menge in Constantinopel unglaublich grofs ist. Es giebt nämlich in der Stadt und den Vorstädten Topchana und Scutari 1653 *Elementar-Schulen*, 515 *Collegien* oder *höhere Schulen*, 7 *Überlieferungsschulen*, 8 *Leseschulen*, 20 *Bibliotheken* (nach *Muradscha d' Ohsson* 35) und mehre *Druckereien*. Auch diese wissenschaftlichen Anstalten stehen meistentheils in Verbindung mit Mo-

scheen, oder sie vertreten, wenn der Stifter nicht reich genug war, die Stelle der Moschee und dienen sehr oft zur Grabstätte des Stifters.

In den *Elementar-Schulen* (*Mekteb*) lernen die Kinder blofs das *Elef Be* (das türkische A B C) und das *Fatiha* (die erste Sura des Korans, welche *v. Hammer*, da sie aus sieben Versen besteht, mit unserm Vaterunser vergleicht). Die berühmtesten sind die von *Aja Sofia*, die des *Kislar Aga* (des Oberhaupts der schwarzen Eunuchen), die von *Ahmed Kiaja*, von *Chodschapascha*, von der *Walide*, von *Abdulhamid* u. a. Es ist Schade, dafs Hr. *v. Hammer* nicht die Zahl der Kinder, wenigstens schätzungsweise, angiebt, welche diese 1653 Elementarschulen besuchen.

Die *Collegien* (*Medresse*) sind die eigentlichen hohen Schulen der Mohammedaner. Nicht nur die Chalifen am Tigris und Nil, sondern auch die Sultane der Osmanen haben durch die Stiftung solcher Schulen ihr Andenken zu verewigen und einem der wichtigsten Aussprüche des Propheten, »dafs der Kampf wider die Ungläubigen nur der kleinere, der aber wider die Unwissenheit der gröfsere heilige Krieg ist« nachzuleben gesucht. *Mohammed II.* stiftete gleich nach der Eroberung Constantinopels ein Medresse an der Sophien-Moschee und acht andere an der von ihm erbauten Mohammedije. Zugleich gab er dem ganzen Studienwesen eine regelmäfsige Einrichtung. Der *Talib* (Schüler), welcher seine Studien vollendet hat und sich dem Lehrstand

widmet, wird zuerst *Muderri* (Professor) mit einer täglichen Besoldung von 20 Aspern (5⅓ Kreuzer Conv. M.), und zwar entweder der *Mathematik* (*Riasat*), oder der *Metaphysik* (*Kelam*). Hierauf wird er mit 30 Aspern (7⅞ Kr.) zum Lehramte des *Miftah*, (der Redekunst) und *Ssadrescheriat* (der Rechtsgelehrsamkeit) befördert, von welchen er zum Professor des *Mewakif* (eines Hauptwerks über höhere Metaphysik) und des *Makassid* (eines ähnlichen über die Überlieferungskunde) vorrückt und nun 40 Asper (10⅔ Kr.) tägliche Besoldung erhält. Zuletzt betritt er mit 50 Aspern (13 Kr.) die Lehrkanzel des *Hedajet*, des berühmtesten aller Werke über die Rechtsgelehrsamkeit. Hinter den erwähnten acht Collegien bei der Mohammeds-Móschee, deren vier auf der rechten und vier auf der linken Seite des Vorhofs liegen, befinden sich die 365 *Tetimme* oder Zellen für die Studenten.

Nächst diesen *Medresse's* sind die vier von Sultan *Suleiman dem Grofsen*, an der nach ihm benannten Moschee gestifteten zu bemerken, welche jene des Mohammed sowohl an Gröfse und Schönheit, als auch in Hinsicht auf bessere Besoldung der Professoren, übertreffen.

Die meisten dieser und aller andern Medresse's haben gereimte Aufschriften, von welchen der letzte Vers als Chronograph das Stiftungsjahr anzeigt. Einige dieser Inschriften sind zugleich als kalligraphische Kunstwerke zu betrachten und stam-

men von berühmten Meistern der Schönschreibekunst her, auf welche die Türken bekanntlich grofsen Werth legen.

Die *Überlieferungsschulen* (*Darol hadis*) sind Hörsäle, worin blofs Vorlesungen über die Überlieferungen des Propheten gehalten werden, von denen man mehre Sammlungen hat. Hr. *v. Hammer* führt sieben solcher Hörsäle an, welche theils mit Moscheen verbunden theils besondere Gebäude sind. Zuweilen wohnt der Sultan den Vorlesungen bei, um den Eifer für die Wissenschaft zu beleben.

Die *Leseschulen* (*Darol Kirajet*) sind eigene Stiftungen für die Lesung des Korans, welche bei den Mohammedanern eine besondere Wissenschaft ausmacht, über die man zahlreiche Werke hat. Die schönste und gröfste ist die bei der *Suleimans-Moschee*.

Von den *Bibliotheken* (*Kitabchane*) Constantinopels sind nur einige dem Nicht-Mohammedaner, gegen besonders dazu ertheilte Fermans zugänglich. Für den Mohammedaner aber stehen sie alle Tage, Freitag ausgenommen, vom Morgen bis zum Nachmittagsgebete offen. Die Bücher liegen in bemalten Schränken mit Drathgittern wagrecht aufgeschichtet. Die Titel sind auf dem Schnitte der Blätter, oder auf der schmalen Seite des Futterals angeschrieben. Hr. *v. Hammer* führt 12 kaiserliche Bibliotheken und 8 von Grofs-Wesiren und andern Personen gestiftete an. Von den Bibliotheken des *Serais* war schon oben bei der Beschreibung desselben die Rede. Andere befinden sich bei

den Moscheen *Aja Sofia, Mohammeds II., Suleimans, Selims, Osmans* u. s. w. Unter den Bibliotheken der Grofs-Wesire ist die des *Raghibpascha* eine der schönsten und sehenswerthesten, sowohl durch innern Reichthum als durch äufseren Schmuck. Hr. *v. Hammer* sagt nirgends etwas über die Bändezahl aller dieser Bibliotheken.

Von der kaiserlichen *Druckerei*, die sich in der Vorstadt *Scutari* befindet, wird bei der Beschreibung der Letztern gesprochen werden.

Wir gehen nun zur Aufzählung derjenigen öffentlichen Anstalten über, welche die Beförderung des Lebensgenusses zum Zweck haben, und zur Bequemlichkeit, Reinlichkeit und Erholung dienen. Es sind diefs die *Weinhäuser, Kaffehhäuser, Bäder, Wasserleitungen, Fontainen* und *Cisternen.*

Weinhäuser finden sich nur in den von Griechen, Armeniern und Juden bewohnten Stadttheilen, nämlich im *Fanal* und im Viertel *Condoscale.* Obschon der Wein den Moslimen verboten ist, so finden sich dennoch insgeheim viele daselbst ein.

In den türkischen *Kaffehhäusern* trinkt man nicht nur wie bei uns, Kaffeh und raucht Tabak, sondern man ifst in einigen auch Opium. Am berühmtesten unter allen in Constantinopel sind die bei der Suleimans-Moschee gelegenen Kaffehhäuser, wo der eigentliche Sammelplatz der Opiumesser (*Teriakis*) ist. Das Opium dient bekanntlich als Berauschungsmittel den Türken als Surrogat für den ihnen durch den Koran verbotenen Wein. Indes-

sen ist der Gebrauch desselben nicht so häufig, als man in Europa zu glauben geneigt ist. Sein Gebrauch hinterläfst, wie jedes andere Reizmittel, einen um so höhern Grad von Erschöpfung, je gröfser die Anspannung der Lebenskräfte ist, welche es verursacht. Die Teriakis von Profession erkennt man sogleich an ihren blassen, abgemagerten, Stumpfsinn ausdrückenden Gesichtszügen und an der Kraftlosigkeit, mit welcher sie dem Kaffehhause zuwanken. Am interessantesten ist der Besuch der Kaffehhäuser an den Abenden des Ramasans, unmittelbar vor Sonnenuntergang. Die Türken dürfen bekanntlich während dieser achtundzwanzigtägigen Fasten von Früh bis Abends weder Speise noch Trank zu sich nehmen, sondern erst von Sonnenuntergang an ist ihnen dieses erlaubt. Da stehen denn überall ganze Schaaren voll hungriger und durstiger Leute mit Speise und Trank, Kaffeh und Sorbet in den Händen und blicken sehnsuchtsvoll nach dem nächsten Minare, um, so wie der Gebetausrufer seine Lippen öffnet, das köstliche Labsal sogleich an die ihrigen zu bringen. Man unterhält sich übrigens in den Kaffehhäusern entweder mit dem Schachspiel, oder hört den *Meddah's*, d. h. Geschichtenerzählern, und Bänkelsängern zu, welche Rittergeschichten und Mährchen zum Besten geben, die, obgleich zum Theil schon hundert Mal vorgetragen, dennoch jedermann so entzücken, als ob sie ganz neu wären. Das berühmteste aller arabischen Rittermährchen ist das des *Antar*. Schon der Prophet hatte seinen besondern Meddah, Namens *Sohaib Rumi*, welcher ihn mit den

Kriegsthaten und Abenteuern dieses Vaters aller Ritter und Sänger unterhalten musste und er versprach ihm zur Belohnung dafür den ersten Trunk aus seinem Wasserbecken im Paradiese. Nach Antar ist *Hamsa*, der Oheim des Propheten, der berühmteste Gegenstand der Geschichtenerzähler. Man hat an 60 Bände über ihn. Aufserdem sind das *Iskendername* (das Buch von Alexander), das *Suleimaname*, die *Siret Ben Hilal*, die *Siret Dulhamma* u. a., die vorzüglichsten Ritterromane dieser Art.

Auch das *Scherbet* (Sorbet, Wasser, das über Früchte und Zucker gegossen und zur Abkühlung getrunken wird) verkauft man in besondern Häusern oder Läden. Die meisten sind in der Gegend der Moschee Sultan Bajasids und von Chodscha Pascha zu finden. Auch sind bei den Sorbetmachern (Scherbetdschian) gebrannte Wasser zu bekommen, mit welchen der sophistische Moslim dem Buchstaben des Korans in Bezug auf das Weinverbot nicht zuwider zu handeln glaubt.

Ungemein zahlreich sind zu Constantinopel die *Bäder* (*Hamami*). Schon Byzanz und das alte Constantinopel waren an diesen, ursprünglich zur Beförderung der Reinlichkeit eingeführten, später aber zu Gegenständen der Behaglichkeit und des Luxus gewordenen Anstalten sehr reich. Graf *Raczynski* besuchte das öffentliche Bad bei der Sophien-Moschee (*Aja Sofia Hamam*) und beschreibt dasselbe, wie folgt. »Der erste, dreifsig Fufs hohe Saal, worin man sich aus- und ankleidet, ist mit breiten Marmorplatten gepflastert. In der Mitte ist ein Springbrun-

nen, der eine angenehme Kühlung verbreitet, und rings umher an den Wänden stehen breite Soffa's, auf welchen man nach dem Bade einige Zeit auszuruhen pflegt. Nachdem ich mich hier entkleidet hatte, nahm ich hölzerne Sandalen, eine breite Schürze um den Leib, und begab mich, von dem *Hamamdschi*, (d. h. Aufwärter, Badediener) begleitet, in ein kleines, auf 24 Grad Reaumur geheiztes Gemach. Nach einigen Minuten trat ich in einen unmittelbar daran stofsenden, geräumigen, achteckigen Saal, worin das Thermometer auf 32 Grad stieg. Rings umher an den Mauern fand ich einen acht Fufs breiten Gang. Den übrigen innern Raum nimmt eine Estrade ein, von farbigen Marmorplatten zusammengefügt, und für die sich gemeinschaftlich Badenden bestimmt. In dieser so hohen Temperatur tritt ein starker Schweifs aus dem ganzen Körper hervor. Der Hamamdschi, der diesen Augenblick wahrgenommen, kniet vor dem Badenden nieder, zieht eine Art Handschuh von rauher Wolle an, und reibt damit eine Zeitlang den ganzen Körper ab. Nachdem dieses geschehen, bringt ein zweiter Aufwärter in einer Schale wohlriechenden Seifenschaum, gieſst dieselbe über den Badenden aus und trocknet ihn mit einem Büschel von Angoraziegen-Wolle ab, welche die Seide an Weichheit übertrifft. Dieses wird einige Mal wiederholt. — Wenn sich ein Türke badet, so pflegt der Hamamdschi ihm alle Gelenke zu ziehen und beschliefst sein Geschäft mit einem Schlage, den er ihm ins Genick giebt. Diese Empfindung ist sehr unangenehm. Nach beendigtem Bade begab ich mich in

das erste kleinere Gemach zurück, und da ich aus einer viel höhern Temperatur kam, so empfand ich einen unangenehmen Schauer. Endlich kehrte ich in die erste Halle zurück, wo ich mich ankleidete und ein unterdessen zubereitetes Frühstück einnahm.«

Die Frauen haben nicht blofs in Constantinopel und in den gröfsern Städten, sondern selbst in Flecken und Dörfern ihre besondern gemeinschaftlichen Bäder, oder wenigstens sind gewisse Stunden täglich festgesetzt, wo ihnen die Bäder allein offen stehen. Da das Bad ausdrücklich im Koran befohlen ist, so darf selbst der eifersüchtigste Mann seinen Frauen den Besuch jener Badstuben nicht verwehren.

Das innerste Bad des kaiserlichen Harems, im Neuen Serai, soll an Pracht Alles übertreffen, was man von Gegenständen dieser Art nur sehen kann. »Der vielfarbige Marmor des Pflasters und der Wandbekleidung« — heifst es bei *v. Hammer* — »spiegelt die Silbergestalten der badenden Schönheiten zurück, und farbige Gläser brechen das durch die vielfältige Kuppel von oben einfallende Licht zum farbigen romantischen Schimmer. In der Mitte springt ein Wasserstrahl, dessen Erguſs von zwei Becken, einem kleinen und einem grofsen, aufgefangen wird. Das kleine ist weifser Marmor mit rothen und schwarzen Adern gegittert, aus welchem die Fluth in das untere grofse, aus mehren Stücken farbigen Marmors zusammengesetzte Becken stürzt.«

Am berühmtesten unter allen öffentlichen Bädern der Stadt ist wegen seiner Schönheit und Gröfse das *Bad des vertieften*

Grundes (*Tschukur Hamam*), welches deshalb so heifst, weil es von *Mohammed II.* in der Vertiefung der alten Cisterne des Arcadius gebaut worden ist. Man sieht um dasselbe noch Reste von altem Mauerwerk und Ruinen, und vor dem Thore zwei auf dem Boden liegende alte Capitäler. Den meisten Zuspruch haben, aufser dem schon beschriebenen der Aja Sofia, die Bäder *Bajasids*, *Wefa Meidani*, *Tahtakalaa*, *Chasseki*, *Adschi*, *Jeni Hamam* u. a. m. Die meisten derselben sind vorzugsweise von gewissen Menschenklassen besucht und führen zum Theil davon den Namen. So hat man z. B. ein *Fremdenbad* (*Gharib Hamami*), ein Bad für die *leichte Reiterei* (*Serradschbaschi H.*), ein *Taglöhner-Bad* (*Ergad H.*), sogar ein besonderes Bad für *Sternkundige*, welches den Namen *Sternenbad* (*Jildis H.*) führt, eines für *Bettler* (*Tschardakli H.*), u. dgl. m. Das Bad für die *Ärzte* heifst *Madschundschi H.*, d. h. der *Latwergenmacher*; eines führt den Namen *Luftipascha H.*, d. h. das Bad für die *freigebigen Leute*. Selbst für die *Mystiker*, *Verliebten*, *Narren* und *Spitzbuben* ist gesorgt worden.

Von noch gröfserer Wichtigkeit als die Bäder sind für die Bewohner Constantinopels die *Fontainen*, *Brunnenhäuser*, *Cisternen* und *Wasserleitungen*.

Eine der schönsten und merkwürdigsten *Fontainen* ist die unter *Ahmed III.* erbaute vor dem *grofsen Thore des Serais*. Sie befindet sich in einem grofsen viereckigen Gebäude, dessen Dach Ähnlichkeit mit dem eines chinesischen Tempels hat, an den

vier Ecken aber abgestumpft ist. Überall erblickt man, auf lazurnem Grunde, goldene Inschriften zum Lobe dieses Wassers. Dessenungeachtet wird, was die Vortrefflichkeit desselben betrifft, die *Sineons-Fontaine*, vor dem nach Osten gekehrten Thore des Alten Serai, für die erste der ganzen Stadt angesehen. Schon seit *Mohammed II.* werden von dem Wasser dieser Quelle täglich drei Pferdeladungen, jede zu 20 Okka's, in silbernen Flaschen nach dem Neuen Serai gebracht, und sobald sie hier angekommen sind, in Gegenwart des Wasseraufsehers, von den dazu bestimmten Leuten des *Kilardschibaschi* (Oberkellermeisters) mit rothem weichem Wachse, welchem man ein Siegel aufdrückt, bis zum Augenblick des Gebrauches verschlossen.

Aufser diesen beiden führt *v. Hammer* noch 42 solcher Fontainen und Brunnen (*Tscheschme*) an. Fast auf allen findet man den Spruch des Korans: »Vom Wasser haben alle Dinge ihr Leben« als Inschrift. Andere Inschriften sind Anspielungen auf die Quellen des Paradieses u. dgl. m.

Die *Brunnenhäuser* (*Sebilchane*) sind, wie in andern grofsen Städten und Gegenden des Morgenlandes, besondere Stiftungen, welche darin bestehen, dafs an einem Quelle oder Brunnen eigene Leute angestellt sind, die den Vorübergehenden zu allen Stunden des Tages eingeschenktes, zuweilen auch mit Schnee abgekühltes Wasser anbieten müssen. Gewöhnlich haben sie die Gestalt eines halbrunden vergitterten Erkers, hinter dessen Gittern die mit Wasser gefüllten, metallnen oder irdenen Krüge stehen,

die zuweilen mit Ketten befestigt sind. Bei manchen Brunnenhäusern stehen diese Gefäfse auch aufserhalb des Gitters, auf der Strafsenseite, und werden, so wie sie von den Vorübergehenden geleert worden, von den hierzu bestellten Leuten wieder gefüllt. Man findet bei *v. Hammer* 14 solcher wohlthätiger Stiftungen, die mancher reiche Abendländer dem Türken nachzuahmen sich nicht schämen dürfte, aufgeführt.

Diejenigen Brunnen, welchen man Heilkräfte zuschreibt und daher eine Art von religiöser Verehrung erweist, die *Weihbrunnen* (Ajasma), sind zum Theil schon oben bei der Beschreibung der Gebäude, wo sie vorkommen, erwähnt worden.

Hr. *v. Hammer* zählt zwölf *Cisternen* auf, welche sämmtlich aus den Zeiten der Byzantiner und griechischen Kaiser herstammen, heut zu Tage aber nicht alle mehr als Wasserbehälter, sondern zu anderm Gebrauche verwendet werden. Auch schon unter dem Kaiser *Heraklius* waren die meisten alten Cisternen ausgetrocknet und in Gärten verwandelt worden, weil man ihm prophezeiht hatte, dafs er durch Wasser umkommen werde. Die vornehmste ist die von Kaiser *Justinian*, unter einer der Hallen, welche das damalige Residenz-Schlofs umgaben, angelegte *Cisterna Basilica*. Sie ist noch jetzt mit Wasser gefüllt, 336 Fufs lang, 182 breit, und hat 224 Schritte im Umfange. Das mit Ziegeln (zu 13 Zoll ins Gevierte und 18 Linien Dicke) gedeckte Gewölbe wird von 336 Marmorsäulen getragen, die, 28 in einer Längen- und 12 in einer Breitenreihe, 12 Fufs eine von der andern

entfernt sind. Die Kapitäler dieser Säulen sind von verschiedener Ordnung und Gröfse.

Nicht minder berühmt ist dicht am Platze *Atmeidan* die jetzt verfallene Cisterne *Bin bir Direk*, d. h. *tausend und eine Säule*; nicht als ob sie wirklich so viel Säulen hätte — sie hat deren in allen drei Stockwerken nur 672 — sondern 1001 ist eine morgenländische hyperbolische Bezeichnung einer grofsen Zahl überhaupt. Man sieht jetzt nur noch die obersten, welche das Dach stützen, in ihrer ganzen Höhe von 24 Fufs 4 Zoll. Im untern (zweiten) Stockwerke sind die Säulen nur auf 7 Fufs 7 Zoll Höhe sichtbar; das Übrige, so wie das ganze dritte Stockwerk, ist unter dem ausgetrockneten Bodensatz und Schlamm, so wie unter dem, im Laufe der Jahrhunderte aus den atmosphärischen Niederschlägen erzeugten Erdreiche, vergraben. Überhaupt hat man blofs aus der Tiefe eines Brunnens, der späterhin bis auf den alten untersten Grund der Cisterne hinabgesenkt worden, auf das Vorhandenseyn eines dritten Stockwerkes geschlossen. Nach *Andreossy's* Berechnung konnte diese Cisterne 1,037939 Kubikschuh Wasser fassen, also beinahe den fünffachen Betrag des täglichen Wasserbedürfnisses von Constantinopel, welches nämlich für 24 Stunden 267678 Kubikfufs ausmacht. Auf einigen Säulen findet man die Buchstaben KN, als den Namenszug *Constantins des Grofsen*, unter dessen Regierung diese Cisterne vom Senator *Philoxenus* erbaut wurde. Ungefähr seit dem Jahre 1810 hat ein armenischer Kaufmann das Gebäude von der Regierung in Pacht

genommen und eine Seidenspinnerei darin eingerichtet, in welcher an tausend Personen beschäftigt werden. »Der innere Bau dieses so beträchtlichen Wasserbehältnisses« — sagt *Raczinsky* — »ist keinesweges schön. Schwerlich liefse sich eine Entschuldigung finden für die aufser allem Verhältnifs dünnen Säulen, für die engen Kuppeln (252), und vorzüglich für die geschmacklosen Vorsprünge an den Säulen, die durch ihre Zwecklosigkeit den Verstand und zugleich das Auge beleidigen. Dieser Fehler ungeachtet, macht das Gebäude auf den Beschauer eine grofse Wirkung durch seinen Umfang und durch die Menge der Säulen, die es enthält.«

Mehre alte Wasserbehälter dieser Art sind von den Mohammedanern in Gärten verwandelt worden und führen jetzt den Namen *Tschukurbostan*, d. h. *Grubengärten*. Die gröfste darunter ist die ehemalige *Cisterna Petri*, welche Kaiser *Manuel Comnenus* im Stadtviertel *Petri* (dem heutigen *Fanal*, in der Nähe der *Selims-Moschee*) erbaut hat. Sie mifst 78 Klafter ins Gevierte; die Mauern sind 16 Fufs dick und ragen jetzt noch 8 Fufs über dem angebauten Erdreich hervor. Diese Cisterne konnte über 6½ Millionen Kubikfufs Wasser halten.

Die *Wasserleitungen* Constantinopels rühren ebenfalls zum Theil noch aus dem Alterthume her und verdanken ihre Entstehung dem Mangel an trinkbaren Quellen- und Brunnenwasser, welchem die Stadt, obwohl nach drei Seiten vom Meere umgeben, ausgesetzt ist. Sie führen das Wasser aus den Umgebungen her-

bei, gehen in der Stadt theils unter theils über der Erde hin und leeren sich in die *Theilungsplätze* (*Taksim*) aus, von welchen das Wasser nach den verschiedenen Brunnen hin geleitet wird.

Aus den Zeiten der griechischen Kaiser sind noch jetzt Überreste der beiden grofsen Wasserleitungen *Justinians* und *Valens* vorhanden, deren Erbauungsgeschichte man bei *v. Hammer* umständlich nachlesen kann. Die Reste der Wasserleitung des *Valens* bestehen in den gegenwärtig sogenannten *Kemer* oder Wasserbogen, deren Wasser, aus zwei Armen zusammengeleitet, in die Stadt geht und sich darin vertheilt. Diese beiden Arme heifsen nach den benachbarten Dörfern, wo sie ihren Ursprung nehmen, der von *Chalkali* und der von *Chawafsköi*. Beide nehmen ihre Richtung, jener unterhalb der Vorstadt *Daudpascha*, dieser unter der Vorstadt *Toptschilar*, nach dem *Adrianopler-Thore*, wo sie sich vereinigen und in die Stadt eintreten. Den Theil dieser Wasserleitung, welchen man in der Nähe der *Prinzen-Moschee* erblickt, beschreibt Graf *Raczynski* als ein zwei Stock hohes Gebäude, von besonders schönen Verhältnissen, welche um so angenehmer überraschen, als die meisten von den griechischen Kaisern aufgeführten Bauwerke einen ganz eignen und höchst traurigen Charakter von Nachlässigkeit in der Ausführung und gänzlicher Nichtachtung aller Grundsätze der schönen Baukunst an sich tragen. Oben über dem Wasserkanal ist jetzt zwischen den Steinen eine lange Reihe Gebüsch hervorgewachsen. Die zarten Zweige desselben, von einem leisen Winde

geschaukelt, verleihen der kolossalen Steinmasse eine eigene Anmuth. Diese Wasserleitung würde eine grofse Zierde der Stadt seyn, wenn sie frei stände und gesehen werden könnte; sie ist aber dergestalt mit Gebäuden aller Art umgeben, dafs man sie kaum an einigen Stellen in der Nähe betrachten kann.

Die *Justinianische* Wasserleitung besteht ebenfalls aus zwei Armen, deren einer von dem Thale *Ewhadeddins*, der andere von *Belgrad* (einem Dorfe in der Nähe von Constantinopel) herkommt, welche beide sich dann im Becken vor *Pyrgos* vereinigen und nun dem Theilungsplatze von *Egri Kapu* zufliefsen. Die beiden Arme sind jedoch von neuerer Entstehung. Was von *Justinians* Bau selbst noch übrig ist, sind die beiden gewölbten Wasserleitungen in der Nähe von *Dschebedschi Köi*. Die gröfsere besonders ist ein herrlicher und künstlicher Bau, der aus vier grofsen Hauptbogen und zwei Stockwerken besteht, und da, wo das Thal (des Flusses *Kydaris*) am tiefsten ist, 107 Fufs Höhe hat. Die beiden Hügel, welche dadurch verbunden werden, sind 420 Fufs weit von einander entfernt. Die Pfeiler, welche die vier Hauptbogen trennen, sind nach allen vier Seiten durchbrochen, so dafs diese kleinen Öffnungen neben den gröfsern, wie Fenster neben Thüren erscheinen, aber doch so hoch und weit sind, dafs ein Mann zu Pferde durchkommen kann. Die Wasserleitung von *Pyrgos*, welche über das vom *Barbyses* durchflossene Thal weggeht, hat drei Stockwerke. Aufserdem gehören noch vier andere Bauwerke zum Systeme der *Justinianischen*

Wasserleitung, aber nur das eine, beim *Dschebedschi Köi*, ist noch altgriechischen Ursprungs; die andern drei sind von neuerer, nämlich türkischer Bauart. Die beiden Hauptwasserleitungen, die des *Valens* und des *Justinian*, setzen (jene vom Adrianopler, diese vom Krummen Thore (Egri Kapu) aus) ihren Hauptlauf durch die Stadt fort. Die Erstere geht ungetheilt nach dem Serai; die Letztere theilt sich und nimmt einerseits ihre Richtung nach der Sophien-Moschee, andererseits nach dem Granatapfel-Thor (Narli Kapu) und den Sieben Thürmen.

Unter den Sultanen, welche sich um die Wasserleitungen Constantinopels, theils durch Herstellung der alten, theils durch den Bau neuerer, verdient gemacht haben, sind *Mohammed II.*, und *IV.*, *Suleiman der Grofse*, *Ahmed III.* und *Mustafa III.*, *Mahmud I.* und *Abdulhamid* zu bemerken.

In einer Entfernung von drei oder vier Stunden von der Hauptstadt im Umfange des Belgrader Waldes, auf der westlichen Seite des Bosporus, gegen dessen Mündung zu, befinden sich die sogenannten *Bende*, durch Eindämmung der Thäler gebildete künstliche Seen, worin sich das vom obern Theile des Thales herabfliefsende Wasser ansammelt und einen Vorrath bildet, aus dem die Wasserleitungen ihren Zufluſs erhalten. Ohne diese *Bende* (ein persisches Wort, welches eigentlich *Band* bedeutet) würden die Wasserleitungen in der trockenen Jahreszeit, wo die meisten Bäche versiegen, Mangel leiden. Die Bewohner der in jener Waldgegend zerstreuten griechischen Dörfer haben

die Verpflichtung, für die Reinigung und Erhaltung der *Bende* zu sorgen und sind dafür von allen Abgaben befreit. Die meisten Benden sind erst unter *Ahmed III.* (1722 u ff.) angelegt worden.

Zur Verschönerung der Wasserleitungen in Constantinopel tragen die *Wasserpfeiler* (*Su terasu*, was aber eigentlich *Wasserwage* heifst) sehr viel bei. Es sind diefs obeliskenähnliche gemauerte, inwendig bis auf den Boden hinab hohle Pfeiler, welche nach der irrigen Meinung der alten Erbauer dieser Werke dazu dienen sollten, dem Wasser, welches sich hineinstürzt und auf der andern Seite wieder emporsteigt, dadurch eine gröfsere Kraft und Geschwindigkeit zu geben. Ihr wahrer Nutzen besteht aber darin, dafs sie zum Abzuge der Luft über dem Wasser dienen, welche sich sonst in den Kanälen zu sehr anhäufen und den Lauf des Wassers aufhalten würde.

Wir wenden uns jetzt zu den öffentlichen Anstalten und Gebäuden, welche sich auf *Handel* und *Erwerbfleifs* beziehen. Dergleichen sind die *offenen Marktplätze*, die *geschlossenen Märkte*, die *Magazine* und *Niederlagen*, die *Fabriken* und grofsen *Werkstätten*, und die *Zollämter*.

Die *offenen Marktplätze*, welche theils, auf türkisch, *Basar*, theils, auf persisch, *Tscharschu* heifsen, sind schon oben, gleich nach der Beschreibung der öffentlichen Plätze (*Meidan*), aufgezählt worden. Es gehören dazu auch mehre Verkaufsplätze einzelner Gewerbe, welche aber blofs nach dem

Namen der Letztern benannt werden, ohne dafs man die Worte *Tscharschu*, *Basar* oder *Suk* dazu setzt. Auf dem *Buchbinder*-Markte (*Mudschellidler*) findet man zugleich allerlei Schreibmaterialien, als Tinte, Federn, Papier, Federmesser, Brieftaschen, Scheeren, Lineale, Schreibzeuge, Vorschriften und schön geschriebene Inschrifttafeln, mit welchen die Morgenländer so gern ihre Gemächer verzieren. Die Sattler, Schuhmacher und Schneider setzen ihren Märkten den Namen *Chane* (Halle) bei, und die der beiden ersten Zünfte (*Serradschchane* und *Chawaffchane*) gehören unter die sehenswerthesten der Hauptstadt, weil sie alle möglichen Bedürfnisse der Fufsbekleidung und des Reisens zu Pferde liefern. Auf dem Sattelmarkte findet man zugleich die Buden aller Arbeiter, deren Erzeugnisse einige Beziehung auf die Erfodernisse des Reisens haben, als *Riemer* (*Mottaf*), *Felleisenmacher* (*Heibedschi*), und *Koffermacher* (*Sandukdschi*).

Die *geschlossenen* und *gedeckten Märkte* (*Besestan*) lassen sich am besten mit den Pariser Hallen vergleichen. Das *Alte* und das *Neue Besestan* bilden jedes ein grofses Viereck solcher gewölbten und mit Kuppeln bedeckten Hallen, in denen die Waaren so aufgespeichert und ausgelegt sind, dafs man die von einerlei Gattung immer beisammen findet. Hier liegen Tag für Tag alle möglichen Erzeugnisse europäischen und asiatischen Kunstfleifses, Waffen (Damascener Säbel, tatarische Bogen, arabische Lanzen, persische Dolche), Stoffe (Shawls von Angora, aus Persien und Kaschmir, indische Musseline und Kalikos, eng-

lische und französische Tücher, teutsche Leinwand, geschnittener Sammt aus Brussa, Heiks oder Beduinen-Mäntel aus der Berberei etc.) Pelzwerk, Kleider, Schuhe, Edelsteine (Türkisse aus Nischabur, Rubinen aus Badaschan, Diamanten von Golkonda) Perlen von Bahrein, Garn, schwedisches Eisen, Gold- und Silberarbeiten, Bücher u. s. w. vor dem Auge des Kauflustigen ausgebreitet.

Auch der *Ägyptische Markt*, obwohl er den Namen *Missr tscharchussi* führt, ist ein gewölbtes Besestan. Es liegt gegen die Hafenseite zwischen den beiden Moscheen der Walide, besteht aus zwei unter einem rechten Winkel zusammenstofsenden Hallen und ist ausschliefslich für Specereien, Arzneien, Wohlgerüche und Gewürze bestimmt, welche theils unmittelbar aus *Ägypten*, theils über dieses Land aus Arabien und Ostindien kommen.

Die *Magazine* (*Kapan*) sind Niederlagen von allerlei Lebensmitteln im Grofsen. Am berühmtesten darunter sind das *Mehl-Magazin* (*Un Kapan*), das *Schmalz-Magazin* (*Jag Kapan*) und das *Honig-Magazin* (*Bal Kapan*).

Unter der Benennung *Chane* (welches eigentlich ein persisches Wort ist und *Haus* bedeutet) versteht man in Constantinopel nicht blofs einige bedeckte Märkte (wie oben das *Serradschchane* und das *Chawaffchane*), sondern auch die *Werkstätten*, *Fabriken* und *Karavanserais*. Von Werkstätten und Fabriken oder solchen *Chane's*, wo gemeinschaftlich gearbeitet wird, werden

in *v. Hammers* Werke als die nennenswerthesten angeführt: die Fabrik der *Silberdrathzieher* (*Simkeschchane*), wo sowohl goldene und silberne Schnüre, blofs aus Metallfäden, ohne Seide geflochten, als auch eine andere künstliche Art von Knöpfen aus fein gesponnenem Gold und Silber verfertigt werden; die *Wachskerzen*-Fabrik (*Schemichane*), die Werkstätte der *Gärber* (*Dabbagchane*), der *Flintenmacher* (*Tüfenkchane*), die *Pulverstampfe* (*Barutchane*), die *Stückgiefserei* (*Topchane*), die *Ankerschmiedte* (*Lengerchane*), die *Druckereien* (*Bassmachane*) sowohl die der Bücher zu *Skutari*, als die der Musseline in der Stadt, und das *Tahmischane*, oder der Ort, wo der ganze *Kaffehbedarf* der Stadt gestofsen und gesiebt wird. Dieses geschieht durch Armenier, und Hr. *v. Hammer* bemerkt dabei, dafs die sonst schwerfälligen und in sich gekehrten Gesichter dieses Volkes hier durch den beständigen Kaffehdunst auf eine ganz eigene Weise belebt werden.

Die als Karawanserais zu betrachtenden *Chane* sind grofse steinerne viereckige Gebäude, mit einem Hofe in der Mitte, von allen Seiten mit Gängen umgeben, innerhalb welcher die den Chan bewohnenden Kaufleute ihre Waarenlager und Wechselstuben haben. Der Fremde findet also (und dadurch unterscheiden sich diese Chane von den gewöhnlichen Karawanserais an den Landstrafsen) hier nicht blofs Herberge, sondern kann auch während seines ganzen Aufenthalts zu Constantinopel seine Waaren auslegen oder auf andere Weise Geschäfte machen. Diese Chane ste-

hen als fromme Stiftungen (*Wakf*) gewöhnlich mit Moscheen, Spitälern, Schulen etc. in Verbindung, so dafs von dem Zinsertrage derselben diese Anstalten zum Theil mit erhalten werden. Der gröfste aller Chane ist der zur Osmans-Moschee gehörige *Neue Chan* (*Jenichan*), welcher so viel Zimmer als Tage im Jahre haben soll. Nach der Stiftung soll der Zins für ein Zimmer täglich nicht mehr als 7 bis 8 Para's (5½ bis 6 Kreuzer Conv. M.) betragen, wird aber durch Unterschleif der Verwalter auf 60 bis 80 Piaster (30 bis 40 fl.) monatlich erhöht. Die grofsen Kaufleute (meistens Griechen und Armenier) machen hier den Tag über ihre Geschäfte ab, lassen sich gegen Mittag eine Schüssel Reifs oder Fleisch auf ihr Zimmer bringen und gehen um Sonnenuntergang wieder nach Hause. Nächst diesem Chan sind noch der vorzugsweise so genannte *Chodschachan* (d. h. *Meisterchan, Chodscha;* Meister, ist ein Ehrentitel der Kaufleute), mit 70 Zimmern, der gewöhnliche Aufenthalt der persischen Kaufleute, der Chan von *Mahmudpascha,* mit 120 Feuerstellen, der Chan der *Wollendeckenmacher* (*Gebedschichan*), meistens von servischen und bosnischen Kaufleuten bewohnt, der *Gefangnen-* oder *Sclavenchan* (*Essirchan*), mit 200 Zellen zum Sklavenhandel bestimmt, der *Chan mit der Treppe* (*Nerdibanlichan*), gröfstentheils von Kaufleuten aus *Angora* bewohnt, welche hier ihre Chalons (Zeuge aus Kämelziegenhaar) verkaufen, der *Chan Pertewpaschas* und der *Chan Ferhadpaschas,* jeder mit 200 Zimmern, der *Chan der Walide* (der Sultaninn

Kössem, Mutter Sultan *Ibrahims* und Grofsmutter *Mohammeds IV.*), einer der gröfsten und schönsten, mit einem besondern Medschid, zur Bequemlichkeit der Inwohner, welche hier ihr Gebet verrichten wollen; der *Gesandten-Chan* (*Iltschichan*), unweit der Verbrannten Säule, wo ehemals alle Gesandten der europäischen Mächte einquartirt und wie Gefangene bewacht wurden, u. v. a. m. zu bemerken.

Einige Gebäude dieser Art führen den Namen *Karawanserais* und sind ausschliefslich zur Beherbergung der Fremden bestimmt, wie das des *Kodscha Mohammedpascha*, des *Sinanpascha* u. a. Die meisten befinden sich an den grofsen Moscheen in der Stadt. Die eigentlichen grofsen Karawanserais aber trifft man in Scutari an, von wo alle grofse Karawanen nach Asien aufbrechen und wo sie auch das Ziel der Reise bei ihrer Rückkunft finden. Auf der europäischen Seite nehmen die Vorstädte *Pera* und *Galata* die aus dem Abendlande kommenden Franken auf.

Der *Mauthgebäude* (*Gümruk*) giebt es zwei, eines für die *Seemauth* am Hafen, beim Fischmarkt-Thore (Balikbasar Kapu), das andere für die *Landmauth*, unweit der Mohammeds-Moschee.

Die letzte Klasse von öffentlichen Gebäuden und Anstalten zu Constantinopel sind diejenigen, welche auf die *Befestigung* und *Vertheidigung* der Stadt Beziehung haben.

Die *Pulverstampfe*, *Stückgiefserei* und *Ankerschmiedte* sind schon vorhin bei der Aufzählung der Werkstätten und Fabriken erwähnt worden. Wir werden auf diese Anstalten bei der

Übersicht der Vorstädte, wo sie liegen, noch ein Mal zurückkommen. Auch das *Zeughaus* (*Tersane*) wird dort beschrieben werden. Von den *Casernen* (*Oda*, welches Wort aber auch Regiment bedeutet) liegen einige ebenfalls in den Vorstädten, die andern in der Stadt. Die Reiterei hat bei den Türken keine Casernen, weil sie aus lehnspflichtigen Leuten besteht, welche erst durch ein besonderes Aufgebot zum Kriege berufen werden und in Friedenszeiten aus einander gehen. Von den Casernen der übrigen Waffengattungen sind in der Stadt die *Alten* und die *Neuen Casernen* der ehemaligen *Janitscharen* zu bemerken, in welche die 199 Regimenter derselben so vertheilt waren, dafs in den Alten 26, in den Neuen 173 lagen. Die alten Casernen liegen unweit des Kanonenthores (Top Kapussi) der Landseite, die Neuen in der Nähe der Prinzen-Moschee. Zwischen beiden liegt die dem Corps sonst gehörige Moschee *Orta dschami*, welche in den Empörungen der Janitscharen, als Sammelplatz der Mifsvergnügten so berühmt geworden ist. Beide Casernen sind im Verlaufe der Zeit mehre Male abgebrannt und theils auf Kosten der Regierung, theils aus dem von der Generalität des Corps und den Ministern zusammengeschossenen Gelde wieder aufgebaut worden. Der letzte Brand erfolgte im Jahre 1750, worauf sie von *Mahmud I.* in neuem Glanze hergestellt wurden.

Auch die *Janitscharen-Recruten* (*Adschemoglans*) hatten bisher ihre eignen Casernen, dicht an der Alten Janitscharen-Caserne. Diese Recruten waren ursprünglich Christenknaben, die

man entweder im Kriege als Sclaven erbeutet, oder im Lande durch Aushebung des zehnten Christenkindes (*Dewschürme*) zusammengebracht hatte. In der letzten Zeit bestanden sie dagegen meistentheils aus Janitscharen-Kindern, welche auf diese Art mit ein Paar Aspern täglich bei Zeiten in nothdürftige Versorgung gebracht, nach und nach in die bessere der Väter einrückten und in die Rollen derselben eingeschrieben wurden.

In der Gasse, die vom Platze vor dem Hauptthore des Serais gerade aus führt, liegen die, seit 1750 ebenfalls neu erbauten *Casernen des Munizions-Personale* (Dschebedschi).

Die *Bostandschi* (Gartenwachen) und die *Baltadschi* (Holzhauer), welche beide Corps die äufsern Wachen der kaiserlichen Serais bilden, haben bei jedem derselben ihre besondern Casernen. Die beim *Alten Serai* bestehen in ihrer jetzigen Gestalt erst seit dem Jahre 1726.

Die *Seesoldaten* (*Lewendi*) haben ihre Casernen seit 1704 im Zeughause. Die *Artilleristen* (*Topdschi*) besitzen deren zwei, die Alten, in der Vorstadt *Topchana*, und die Neuen, auf dem Hügel, wo sich der Begräbnifsplatz von *Pera* befindet. Die ganz neue, erst unter *Selim III.* erbaute Caserne der *Matrosen* (*Kaliondschi*) liegt am Ausgange des Arsenales, und die der *Bombardiere* (*Chumbaradschi*) in der Gegend von *Chaskoi*, nicht fern von der Ankergiefserei, am Hafen.

Was die zur eigentlichen Befestigung gehörigen Bauwerke Constantinopels betrifft, so sind die *Mauern* und *Thore* schon

oben beschrieben worden. Aufser jenen Mauern ist die Stadt heut zu Tage nur an einem einzigen Punkte mehr als anderwärts befestigt, nämlich an den *Sieben Thürmen*, welche die Stelle eines Castells oder einer Citadelle vertreten. Schon in der vormohammedanischen Zeit befand sich hier ein Schlofs, das *Cyclobion*, welches als der festeste Punkt der Stadt von der Landseite betrachtet wurde. Es hatte, wie die Stadt selbst, mancherlei Schicksale und war zur Zeit der Eroberung durch Mohammed II. gänzlich verfallen. Erst dieser Monarch liefs im Jahre 1458 die jetzige Festung, und zwar mit sieben Thürmen, aufführen. Das Ganze ist eigentlich ein Fünfeck. An jeder Ecke erhebt sich ein Thurm, und in der Mitte der gegen den Stadtgraben gekehrten Hauptseite, zu beiden Seiten des Goldnen Thores, erblickt man noch zwei andere, viereckige, welche nach *v. Hammers* Vermuthung ein Werk der Byzantiner sind. Von den ersten fünf Thürmen sind drei rund, zwei aber, sich diagonal gegenüberstehende, achteckig. Der eine dieser runden Thürme, an der linken Ecke der gegen den Stadtgraben gekehrten Stirnseite, ist vor 50 bis 60 Jahren durch ein Erdbeben eingestürzt und seitdem nicht wieder aufgebaut worden, so dafs das Schlofs heut zu Tage nur *sechs Thürme* hat. An den beiden viereckigen, aus Quadersteinen erbauten, gegen 100 Fufs hohen Thürmen sind noch römische Adler zu sehen.

Bekanntlich war das Schlofs der sieben Thürme noch bis in die neuern Zeiten ein berühmtes Staatsgefängnifs der Pforte,

besonders für die Gesandten europäischer Mächte, beim Ausbruche eines Krieges mit denselben. Aber auch andere Opfer der osmanischen Politik sind hier eingekerkert und zum Theil hingerichtet worden. In der Mitte des südlichen der beiden viereckigen Thürme ist das *Gefängnifs des Blutbrunnens* — » von keinem Sonnenstrahl erhellt, kalt und finster wie die Nacht, wo selbst die Spuren des Blutes in grauser Finsternifs unsichtbar sind.« Dieser *Blutbrunnen* befindet sich in der Mitte des Gefängnisses und hat seinen Namen von den Köpfen der Hingerichteten, welche in denselben hinabgeworfen werden. Das ganze Schlofs der Sieben Thürme nimmt einen Flächenraum von ungefähr 5500 Geviertklafter ein. Der Eingang in den ersten Hof ist auf der Stadtseite, unter einem kleinen viereckigen Thurme, der nicht mit zu den sieben grofsen, von welchen das Gebäude den Namen führt, gezählt wird. Die Thore sind mit Eisen beschlagen, roth angestrichen und mit einem Fallgitter versehen. Gleich nach dem Eintritte zeigt man den Ort, wo Sultan *Osman* in Folge einer Janitscharen-Empörung hingerichtet wurde. Rechts ist ein Saal voll alter Waffen und Ketten, links ein kleines Gemach für den Kiaja oder Unteraufseher des Schlosses. Vom Eingange führt ein mit Marmor gepflasterter Weg gerade zu den gegenüberstehenden, oben beschriebenen, viereckigen Quaderthürmen. Zu beiden Seiten dieses Weges sieht man ungeheure steinerne Kanonenkugeln, und links noch insbesondere eine kleine Moschee. Den übrigen Raum dieses ersten Hofes nehmen 20 bis 30 Häu-

ser, unregelmäfsige Gärten, Steinhaufen und ein Gehölze ein, welches auf den Trümmern mehrer Brandstellen emporgewachsen ist. Eine Mauer trennt den ersten Hof vom zweiten, in welchen man ebenfalls durch ein rothangestrichnes Thor gelangt. Links ist die Wachstube, rechts das dem *Aga* oder Commandanten der Festung gehörige Haus, welches zugleich in Kriegszeiten als Gefängnifs für die hier eingesperrten Gesandten europäischer Mächte, oder für ausgezeichnete Kriegsgefangene diente, die man gleichsam als Gäste des Aga betrachtete, welche Ehre sie jedoch bezahlen mufsten. Diesem Hause gegenüber liegt ein Garten mit den Grabstätten mohammedanischer Märtyrer, welche beim Angriffe dieses Schlosses als rechtgläubige Moslimen gefallen sind. Diese Gräber sind so riesenmäfsig grofs, dafs sie *v. Hammer* mit den alten Hünengräbern vergleicht. Alle Nächte brennt hier eine Lampe. Kriegsgefangene Russen und Franzosen haben diesen Garten, die Erstern mit ein paar hölzernen Köschken, die Letztern mit Rosenanlagen verschönert. Auch im äufsern Umfange des Schlosses, oberhalb der Goldnen Pforte, erheben sich zwei Köschke, von welchen man eine herrliche Aussicht auf die dortigen Umgebungen der Stadt, die Inseln des Marmor-Meeres und die asiatische Küste geniefst. Nach einer alten schon von den Byzantinern her überlieferten Prophezeihung wird das jetzt vermauerte Goldne Thor einst wieder geöffnet werden . . . . .

Aufser den Sieben Thürmen sind noch einige andere Thürme vorhanden, welche als schon von alten Zeiten her befestigte Punk-

te unter die merkwürdigen Bauwerke Constantinopels gehören. Sie dienen zur Sperre des Hafens und sind wie die Sieben Thürme auf der Landseite, als die vorzüglichsten Vertheidigungsmittel auf der Seeseite zu betrachten. Der *Mädchenthurm* (*Kis Kullessi*), oder wie er auch heifst, *Leander-Thurm*, ist ein kleines schon unter dem griechischen Kaiser *Manuel Comnenus* erbautes Castell, und liegt auf einem Granitfelsen, der sich zwischen der Spitze des Serais und der Vorstadt Scutari, doch näher am asiatischen Ufer, aus dem Meere emporhebt. Die Benennung Leanderthurm hat jedoch mit der altgriechischen Sage von *Hero* und *Leander* nichts gemein; denn der Schauplatz derselben lag bekanntlich am Hellespont. Der Name Mädchenthurm gründet sich auf eine arabische und türkische Sage vom *Sid al Battal* (d. i. *Sid* (Cid) *der Kampfheld*), welcher im Jahr 739, als Feldherr des Chalifen *Hescham* im Kriege wider die Byzantiner fiel. Unter seine Heldenthaten gehört die Befreiung einer von ihrem Vater (weil ihr grofses Unglück von Schlangen prophezeiht worden war) in diesem Thurme eingesperrten griechischen Prinzessinn, bei welcher der *Sid*, nachdem er ihr seine Liebe durch die Blumensprache und die Taubenpost erklärt hatte, unter Verkleidung und mit einem Blumenkorbe Zutritt zu erhalten wufste. Eine Natter, die unter den Blumen verborgen gewesen war, verwundete die Brust der Prinzessinn. Der Sid sog das Gift aus und erhielt dadurch ihre Hand. Graf *Raczynski* ist der Meinung, dafs dieser Felsen für die Vertheidigung Constantinopels sehr wich-

tig gemacht werden könnte, wenn die türkische Regierung Werke mit stufenartig sich über einander erhebenden Batterien auf demselben errichten liefse. Das Geschütz würde nebst der am Zeughause befindlichen Batterie und einer starken noch bei *Scutari* aufzuführenden Schanze die Einfahrt in den Bosporus sehr wirksam vertheidigen, so dafs, wenn auch eine feindliche Flotte die Dardanellen oder die Festungen am Bosporus glücklich passirt hätte, dennoch wenigstens das Serai, das Zeughaus und der Hafen gesichert seyn würden.

Ein andrer Thurm liegt an der Spitze des Serais, am Kloster des Zeughauses, und ist ebenfalls von *Manuel Comnenus* erbaut worden, in der Absicht, mittelst einer von hier bis zum Leanderthurm gezogenen Kette das Meer zu sperren.

Auch in der Vorstadt *Galata* befindet sich ein, von den Genuesern erbauter, ehemals mit zu den Befestigungen der Stadt gehöriger Thurm, von Einigen die *Christus-Bastei* genannt. Er liegt auf einer Anhöhe und ist 140 Fufs hoch. Die Erzählung vieler Reisebeschreiber und Topographen Constantinopels, dafs vom Thurme zu Galata ehemals eine Kette nach der jetzigen Seraispitze habe herüber gezogen werden können, um den Hafen zu sperren, bezieht sich auf einen andern, näher an der Küste liegenden, jetzt ganz verfallnen Thurm. Die Christus-Bastei dient gegenwärtig als der Sitz einer Feuerwache.

Andere Thürme des alten Constantinopels, die ebenfalls zur Befestigung gehörten oder als Gefängnisse gebraucht wurden, liegen jetzt in Trümmern, oder sind gänzlich verschwunden.

Soviel von den *öffentlichen* Gebäuden Constantinopels. Die *Privatgebäude*, besonders der mittlern und niedern Volksklassen, bieten nichts dar, was Aufmerksamkeit verdiente. Die Strafsen sind enge, winkelig und äufserst schlecht gepflastert, und die ganze Art, wie die Stadt gebaut ist, entspricht, nach dem einstimmigen Urtheile aller Reisenden, durchaus nicht dem erhabnen Eindrucke, den ihr Anblick von der Seeseite her macht. Graf *Raczynski* sagt, er habe die Strafse *Baktsche Kapussi iol* (bei *v. Hammer* heifst sie: *Bagdschi Kapussi Sokaghi*, die Gasse des Gartenthores) sorgfältig gemessen, und sie an einer Stelle nicht über 9 Fufs 4 Zoll breit gefunden.

Ein Hauptgrund, warum man nicht nur in der Türkei, sondern auch anderwärts im wärmern Asien, die schlechtgebauten Häuser so eng an einander rückt, ist der Wunsch, so viel als möglich Schatten und Kühle zu gewinnen. Daher pflegt man auch die Häuser so zu bauen, dafs die obern Stockwerke über die untern hervorragen, wodurch manche Gassen oben kaum drei Fufs breit werden. Diese schmalen Gassen können unmöglich überall mit Wagen befahren werden; auch bedienen sich ihrer die Türken nur selten. Die reichsten und vornehmsten Personen, so wie der Sultan selbst, pflegen durch die Stadt zu *reiten*. Nur Frauen von Stande bedienen sich, in den breitern Strafsen, schwerer vergoldeter Wagen, welche entweder mit Pferden oder Büffeln bespannt werden. Die einzige schöne Gasse ist nach *Raczynski*, die des *Thores von Adrianopel*, (*Edrine iol*, bei

v. Hammer Edrene Kapussi Sokaghi), welche sehr lang, ziemlich breit und mit artigen hölzernen Häusern bebaut ist.

Die innere Einrichtung der türkischen und auch der griechischen Häuser ist, ungeachtet aller Verschiedenheit in der Größe derselben, so wie in den Vermögensumständen der Eigenthümer, dem Wesen nach überall dieselbe. Sie ist dem Klima vollkommen angemessen, läßt aber die zweckmäßige Vertheilung der Gemächer vermissen, welche die Verfeinerung der Sitten in Europa als Haupterforderniß eines wohleingerichteten Wohngebäudes betrachtet. Den Mittelraum eines Hauses nimmt ein großer Saal ein, den man *Selamlik*, d. h. *Begrüßungszimmer* nennt. Die an der einen Seite daran stoßenden Gemächer bewohnt der Eigenthümer selbst. Die andere Seite ist das *Harem*, d. h. den Frauen und Kindern gewidmet. Eben so einfach ist das Zimmergeräthe. »Ich habe« — sagt Graf *Raczynski* — »in den bedeutendsten türkischen Häusern nur wenige Spiegel gesehen. Die so theuren Bronzen sind ihnen unbekannt. Gemälde und Bildhauer-Arbeiten, welche menschliche Figuren darstellen, sind den Türken durch den Koran untersagt. Statt unserer oft so theuern seidenen Tapeten lassen sie die Wände mit einer glänzenden Oelfarbe anstreichen. In den meisten Häusern sind die Wände weiß, die Decken getäfelt, blau, roth und gelb gemalt. Die Stuben sind mit niedrigen breiten Sofa's versehen, auf denen zwei bis drei Reihen Polster liegen, um Haupt, Schultern und Arme an dieselben anlehnen zu können. Diese äußerst bequemen Sitze

sind meist mit einem weißen seidnen Stoffe bezogen und mit herabhangenden Quasten gezeirt.«

Nach dieser allgemeinen Übersicht der eigentlichen Stadt wenden wir uns zu der Aufzählung der *Vorstädte* Constantinopels und derjenigen kleinern Ortschaften, welche mit dazu gerechnet werden. Wir müssen uns jedoch aus Mangel an Raum nur auf das Wesentlichste beschränken und lassen daher manche Orte weg, welche, wie *Bujuk* und *Kutschuk Tschekmedsche*, *St. Stefano* u. a. nicht in der unmittelbaren Nähe Constantinopels liegen, obschon sie Hr. *v. Hammer* mit zu den Vorstädten Constantinopels rechnet.

Wenn wir von dem südlichen Ende der Landseite, von der Spitze der Sieben Thürme ausgehen, so erblicken wir hier, nahe am Meere, die *Vorstadt der Fleischereien* (*Kassabai Salehane*), woselbst sich aber auch die Werkstätten der Gärber, Leim- und Flecksieder befinden. Auf diese folgt, nach Norden hin, die *Vorstadt des Neuen Thores* (*Kassabai jeni kapu*), mit einer Moschee, einem Bade und einem *Mewlanachane*, d. h. einem Kloster der Derwische *Mewlawi*. Nordwestlich und westlich von dieser Vorstadt breitet sich die *Ebene von Dawd Pascha* aus, welche von der gleichnamigen, am Wege nach *Kutschuk Tschekmedsche* auf einer sanften Anhöhe sehr malerisch gelegenen Moschee den Namen führt. Diese Ebene ist gegenwärtig der

Sammelplatz aller Heere, welche in Kriegeszeiten aus Constantinopel nach der europäischen Seite ins Feld ziehen. Bei dieser Gelegenheit wird hier die heilige Fahne Mohammeds aufgepflanzt. Der Sultan begleitet sie bis hierher und geht ihr, wenn die Armee zurückkehrt, wieder bis zu dieser Stelle entgegen.

Nordöstlich von der Ebene Daud Pascha und nordwestlich vom Adrianopler Thore, liegt am Fuße einer Anhöhe die *Vorstadt der Artilleristen* (*Kassabai Topdschilar*), von den Casernen dieser Truppengattung so genannt. (Sie darf nicht mit der auf der andern Seite des Hafens, dem Serai gegenüber liegenden Vorstadt der Stückgiefserei (Topchana) verwechselt werden.)

Oestlich davon, bis fast an den Hafen hin, erstreckt sich die *Vorstadt der Zeltaufschläger* (*Kassabai Otakdschilar*). Man findet hier 4 Moscheen, 6 Klöster, ein Brunnenhaus und einen schönen Spaziergang, welcher der *Zeltplatz* (*Otak meidani*) heifst.

An diese Vorstadt stöfst, unmittelbar vor den Thoren der Stadt, die Vorstadt *Nischandschi Pascha*, mit der gleichnamigen grofsen und schönen Moschee und einem nicht minder schönen Bade.

Nahe dabei, vor dem Thore von *Haiwan Serai*, dicht am Hafen, erblickt man die *Vorstadt der Töpfer* (*Kassabai Dschömlekdschiler*), mit 4 Landungsplätzen, der Moschee *Sal Pascha*, einem Meisterwerke des schon mehrmals erwähnten Baumeisters *Sinan*, und der kleinen Moschee des Defterdar *Nasli Mahmud*

Pascha, wo die Grabstätten einiger berühmten Männer, unter andern des Dichters *Kefsade*, Aufmerksamkeit verdienen.

Die ansehnlichste aller Vorstädte auf dieser Seite des Hafens ist die von *Ejub*, nicht nur um ihrer Gröfse, sondern auch um der Heiligkeit dieses Ortes willen, indem sich hier die schon oben S. 61 beschriebene Moschee mit der Grabstätte *Ejubs*, des berühmten Fahnenträgers Mohammeds, befindet. Unter den Gewerbsleuten dieser Vorstadt sind die *Verkäufer saurer Milch* (*Jogurddschi*) und die *Barbierer* vorzüglich berühmt. Auch werden die Aprikosen, Pfirsiche, Granatäpfel und das weifse Brod von Ejub ganz besonders gepriesen. Von der Menge der hiesigen Grabstätten war schon im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuches (S. 400) die Rede. Es sind hauptsächlich berühmte Paschas, Wesire, Gesetzgelehrte, Muftis, Scheichs, Mollas, Heeresrichter etc., welche hier begraben liegen. Nächst der Moschee und diesen Grabkapellen ist die gröfste Sehenswürdigkeit dieser Vorstadt der *kaiserliche Palast*, hart am Meere, welcher im Jahr 1639 für die damalige *Walide* erbaut wurde und seitdem bis auf unsere Zeiten der Sommerpalast der Sultanin-Mutter geblieben ist. Aufserdem hat Ejub den Vortheil schöner und nahe gelegener Spaziergänge, welche es mit den weiter nord- und nordwestwärts befindlichen Thälern der Süfsen Wasser verbinden. Am nördlichen Ende des Hafens, beim Ein- und Zusammenflusse derselben liegt das Dorf *Kiagadchane* (d. h. Papierfabrik) eben-

falls mit einem prächtigen kaiserlichen Palaste, wohin sich der Sultan mehrmals im Frühling und Sommer zu begeben pflegt. *)

Geht man von Kiagadchane, an der entgegengesetzten Seite des Hafens, südwärts herab, so kommt man zuerst zu dem jetzt ganz in Verfall gerathenen, ehemals sehr prachtvollen grofsherrlichen Sommerpalast *Kara Agatsch* (d. h. *Schwarzbaum*), und von diesem noch weiter abwärts, *Ejub* gegenüber, in die Vorstadt *Südlidsche* (d. h. *Milchort*), wo sich wahrscheinlich ehemals die byzantinische Vorstadt *Galakrene* (*Milchquelle*) befand. Unter den hiesigen Moscheen ist die des *Tschauschbaschi* die schönste. Auch sind hier zwei Klöster, *Dschaferabad* und *Hussanabad*, und nach dem Kaufferschen Plane die *Caserne der Bombardiere*. Noch jetzt wird diese Vorstadt wegen ihrer vortrefflichen süfsen und sauern Milch häufig besucht.

Zwischen *Südlidsche* und der darauf weiter abwärts folgenden Vorstadt *Piri Pascha* liegt die kaiserliche *Ankerfabrik* (*Lenkerohane*), wo alle Anker für die osmanische Flotte geschmiedet werden. In *Piri Pascha*, welches gröfstentheils von Griechen, Armeniern und Juden, ihrem Gewerbe nach Ziegelbrenner oder Wirthsleute, bewohnt wird, sind drei bemerkenswerthe

*) Man sehe den vorigen Jahrgang, S. 401, wo aber der Name des Dorfes *Giathana* geschrieben ist.

D. H.

Moscheen, und zwei heilige Brunnen, wovon der eine, wenn er im August getrunken wird, das Fieber heilen soll.

Die nun folgende Vorstadt *Chaſsköi* theilt sich in die Obere, auf einer Anhöhe, und die Untere, am Meere gelegene, und wird, wie das gegenüber liegende Stadtviertel *Balata*, von *Juden* bewohnt, welche sich meistens zur Sekte der *Karaiten* bekennen. Auch ist hier der allgemeine Begräbnifsplatz aller in und um Constantinopel lebenden Juden. Jedes Grab ist mit einem grofsen Steinblocke bedeckt, ohne weitere Verzierung oder Inschrift, was der Anhöhe, worauf sich diese Grabstätten befinden und die nach allen Seiten hin weit sichtbar ist, ein sehr trauriges Ansehen giebt. Nach *v. Hammer* gehören zur Vorstadt *Chaſsköi* auch die *Casernen der Bombardiere* (*Kischlai Chumbaradschian*, welche sich aber nach dem *Kauffferschen* Plane in *Südlidsche* befinden) und die *Mathematische Schule* (*Muhendischane*). Hinter dem Orte liegt auf der Platte des Hügels der grofse freie *Platz der Bogenschützen* (*Okmeidan*, buchstäblich der *Pfeilplatz*), wo die Übungen dieser Truppengattung Statt finden, an welchen zuweilen der Sultan selbst thätigen Antheil nimmt. Eine Menge steinerner Pfeiler mit Inschriften verewigen die Namen berühmter Bogenschützen.

Die nun folgende grofse Vorstadt *Kassim Pascha* umfafst das Arsenal der gesammten osmanischen Seemacht und alle damit in Verbindung stehenden Anstalten. Zur Zeit der Eroberung Constantinopels befanden sich dieselben auf der Stadtseite; erst im

Jahr 1515 wurden sie hierher verlegt und unter den folgenden Sultanen bis zu ihrem jetzigen Umfange erweitert. Die wichtigsten Veränderungen und Neubaue entstanden unter dem berühmten Grofsadmiral (*Kapudan Pascha*) *Hussein Pascha*, welcher als der eigentliche Reformator des türkischen Seewesens zu betrachten ist, indem er durch englische und französische Schiffs-Baumeister die ganze Flotte umgestaltete. Das Arsenal kann in das Obere und Untere eingetheilt werden. Das Obere ist blofs der Wohnpalast des Kapudan Pascha sammt Harem etc. Das eigentliche Admiralitäts - Gebäude (*Diwanchane*) befindet sich unten, gleich beim Eingange des Arsenals, hart an der Spitze einer kleinen Ausbiegung des Ufers. Hier werden im Diwan, welcher aus den Admiralen, Viceadmiralen und Flottenbefehlshabern besteht, alle grofsen und wichtigen Geschäfte des Seewesens entschieden. Unmittelbar an dieses Diwanchane stöfst eine kleine Moschee, und auf diese folgen, in der Richtung vom Eingange des Arsenals gegen das Ende des Hafens, die Magazine für das Schiffbauholz, das Blei, die Schiffswerfte, die Bemastungsmaschine, der Ort zum Kalfatern etc. etc. Auch gehört zu diesem Arsenale das berüchtigte *Bagno*, der *Kerker der Galeerensclaven*, welchen die Türken das Gefängnifs des heil. Paulus nennen. Er ist der Aufenthalt von Kriegsgefangenen, welche hier als Ruderknechte der Galeeren, bei harter Arbeit und elender Kost, reihenweise an einander geschmiedet, das schrecklichste Loos haben. Hr. *v. Hammer* sagt: »In diesen Kerkern leben die Schrecken und Gräuel,

welche die Sage von dem *Thurme der Vergessenheit* des alten Persiens und von den unterirdischen *Bleikammern* Venedigs erzählt, noch in Wirklichkeit fort, wiewohl die fortschreitende Zeit auch hierin Vieles gemildert hat, so dafs die Barbarei, womit ehemals die Gefangenen sowohl in den Sieben Thürmen als im Bagno behandelt wurden, schon in den Beispielen, welche der letzte französische und russische Türkenkrieg gab, durch gelindere Behandlung ungemein menschlicher erschien.« Zu den Bauwerken der Vorstadt *Kassim Pascha* gehören ferner die *Kasernen der Seesoldaten* (*Kaliondschi*) und 15 gröfsere und kleinere Moscheen. Die gröfste, schönste und am malerischsten gelegene ist die Moschee *Piale Pascha's*, bei deren Baue dieser Wesir Suleimans sieben Fässer voll Gold gefunden haben soll. Sie ist mit 12 Kuppeln bedeckt, welche auf Säulen aus rothem Granit ruhen. Zu dieser Moschee gehört die Grabstätte des Erbauers, ein Medresse, ein Kloster und ein Bad. Aufserdem findet man in Kassim Pascha mehr *Derwisch-Klöster* zusammengedrängt, als in irgend einer andern Vorstadt oder einem Stadtviertel. Die ganze Vorstadt wird in 20 Viertel (Quartiere) eingetheilt; eines heifst das Viertel der *Verliebten* (*Uschaki*), ein anderes das der *Ohrenlosen* (*Kulaksis*) u. dgl. m. Es giebt hier 7 *Marktplätze* (*Basari*). Über die Schluchten zwischen den Hügeln, auf denen sich Kassim-Pascha gegen das Meer herabsenkt, führen drei steinerne und ein Paar Dutzend hölzerne *Brücken*. Die *Grabstätten* hinter dem Arsenale stehen, als die ältesten Constantinopels,

in einem besondern Ruf der Heiligkeit, weil der Sage nach hier diejenigen Moslimen begraben liegen sollen, welche bei den *sieben Belagerungen* der Stadt durch die Araber hier gefallen sind.

Geht man von *Kassim Pascha* noch weiter südwärts, so gelangt man, am Eingange des Hafens einerseits und des Bosporus andererseits, in die Vorstadt *Galata*, deren Gröfse so ansehnlich ist, dafs sie nach *v. Hammers* Meinung, dem Umfange der Stadt *Wien*, ohne die Vorstädte, nur wenig nachgeben dürfte. Sie ist auf drei Seiten durch eine, noch aus den Zeiten der *Genueser*, welche Galata bis zur Eroberung Constantinopels als Eigenthum besafsen, herstammende Mauer von den Vorstädten *Kassim Pascha*, *Pera* und *Topchana* getrennt, und auf der vierten halbkreisförmig vom Meere umgeben. In das Innere der Stadt führen folgende 12 Thore: das *Todtenthor* (*Meit kapussi*), das *Thor der Asabs* (*Asab kapussi*) oder der ursprünglichen Seesoldaten und Arbeitsleute des Arsenals, das *Thor der Ruderer* (*Kürekdschi kapussi*), das *Thor des Schmalzmagazins* (*Jag K.*), das *Thor des Fischmarktes* (*Balik basar k.*), welches dem gleichnamigen Thore der Stadt Constantinopel gegenüber liegt; ferner das *Thor von Schwarzdorf* (*Kara köi kapussi*), mit dem Hauptzollamte, das *Thor des Blei-Magazins* (*Kurschunlimachsen k.*), das *Thor des Wachs-Magazins* (*Mumchana k.*), das *Thor der Kalkbrenner* (*Kiredsdschi k.*), das *Krumme Thor* (*Egri k.*), das letzte auf der Meerseite, das *Thor der Stückgiefserei* (*Topchana k.*), welches in die gleich-

namige Vorstadt, und das (doppelte, nämlich das Grofse und das Kleine) *Thurmthor* (*Kulle k.*), welches nach der Vorstadt Pera führt. Die Letztere bildete mit Galata zur Zeit der Byzantiner nur eine einzige Vorstadt, welche *Sykä*, d. h. *bei den Feigen* hiefs. Der Name *Galata* entstand erst später und schreibt sich, nach *v. Hammer*, weder von dem griechischen *Gala* (Milch), noch von den *Galatern*, an welche der heil. Paulus seine bekannte Epistel schrieb, sondern von einem Manne Namens *Galatius* her, über den jedoch nichts weiter gesagt wird. *Pera* erhielt diesen Namen von seiner Lage, indem *pera* auf Griechisch *jenseits* heifst. Unter den zahlreichen Moscheen Galatas ist die gröfste und schönste die der *Walide* (Sultaninn-Mutter *Mustafas II.* und *Ahmeds III.*). Die heutigen Einwohner von Galata sind, so wie die von Pera, Abkömmlinge der ehemaligen italiänischen Colonisten, welche im Mittelalter sich hier niederliefsen und sich mit den ursprünglichen griechischen Einwohnern verbanden. Hr. *v. Hammer* schildert sie »als eine Mischlingsrace griechischen und italiänischen Blutes, von Türken und Franken gleich verachtet, die sich allein für den Ausbund aller *Politik* und *Politesse* halten, und deren erste Familien noch auf die Namen stolz thun, welche als ein hohler Klang den italiänischen Ursprung der Väter nachtönen.« . . . . . Jene alten Niederlassungen kamen aus den italiänischen Handelsstädten, welche sich im Mittelalter durch den Handel von Constantinopel zugleich den indischen und persischen angeeignet hatten; nament-

lich gab es hier Colonien von Kaufleuten aus *Venedig*, *Pisa*, *Genua* und *Amalfi*. Sie hatten ihre eigene Gerichtsbarkeit und die vornehmsten obrigkeitlichen Personen führten Titel, welche von den höchsten Würden des altrömischen Freistaates oder auch asiatischer Reiche hergenommen waren, z. B. *Podestà* (von Potestas consularis), *Consul* und *Bailo*, (von dem lateinischen *Bajulus*, welches, wie das arabische *Wesir*, eigentlich einen *Lastträger* bedeutet). Von diesen Benennungen sind die beiden letzten noch heut zu Tage bei den Türken als diplomatische Würdenamen für Minister und Handlungs-Agenten im Gebrauch. Die Macht, welche diese Colonien damals besafsen und durch welche der Mutterstaat seine Gewalt auch auf andere Theile des griechischen Kaiserthums ausdehnte, ist ein deutlicher Beweis der Geistesschwäche und Charakterlosigkeit der damaligen Beherrscher des morgenländischen Reiches. Galata war zur Zeit der Eroberung Constantinopels im alleinigen Besitz der Genueser, welche bis dahin heimliche Verbündete der Osmanen gewesen waren. Diefs konnte sie jedoch keineswegs von der Nothwendigkeit befreien, mit der Hauptstadt gleiches Schicksal zu theilen, und den Türken ebenfalls unterwürfig zu werden. Aber schon am fünften Tage nach der Eroberung kam *Mohammed II.* nach Galata und ertheilte den Einwohnern einen Schutz- und Freiheitsbrief, wodurch sie, gegen Erlegung der Kopfsteuer, in freier Ausübung ihrer Religion und anderer Freiheiten erhalten wurden. Dieser Ferman, von dem sich eine beglaubigte Abschrift in den Händen

der christlichen Vorsteher von Galata befindet, wird noch heute als Urkunde ihrer Freiheiten und Vorrechte von den Türken geehrt.

Die Bauart dieser Vorstadt ist, so wie die von *Pera*, ganz der der Hauptstadt gleich. Die Strafsen sind eben so schmal und dunkel und die Häuser meist nur schlecht von Holz erbaut, bis auf einige wenige der reichern Handlungshäuser und in Pera die Paläste der europäischen Gesandten. Die alten genuesischen Mauern und Thürme sind auf der Landseite noch heute in wohlerhaltenem Zustande, und man liest noch auf den Inschriftentafeln die Namen derjenigen, welche sie erbaut oder erweitert haben. Am besten ist der schon oben, bei den Festungswerken Constantinopels beschriebene *Groſse Thurm* (die Christus-Bastei) erhalten, auf dessen Höhe jetzt eine Feuerwache postirt ist. Was den Berg, auf welchem dieser Thurm steht, für den Witterungsbeobachter merkwürdig macht, ist der heftige Wind, welcher hier ohne Unterbrechung, zu allen Jahrszeiten, Tag und Nacht, weht. Graf *Raczynski* glaubt, dafs diese Erscheinung in dem Verhältnifs der Lage dieses Berges zu den Bergen der asiatischen Küste ihren Grund habe, indem sich die verdünnte Luft zwischen denselben wie durch einen Trichter hindurch drünge und dann um so gewaltsamer gegen den Thurm anpralle.

Galata und *Pera* sind, als die ehemaligen und jetzigen Wohnplätze abendländischer Christen, die einzigen Vorstädte Constantinopels, wo man lateinische oder *katholische Kirchen* findet.

Die bemerkenswertheste in Galata ist die alte, schon von den Genuesern erbaute Kirche *San Giorgio a Monte* (*des heil. Georg am Berge*). Sie liegt fast in der Mitte der Stadt, am Platze, wo alle Donnerstage der öffentliche Markt gehalten wird. In ihrer jetzigen Gestalt besteht sie aber nebst dem dazu gehörigen *Benedictiner*-Kloster,*) erst seit 1677, wo sie *Ludwig XIV.*, König von Frankreich, nach einer vorhergegangenen Feuersbrunst neu aufbauen liefs. Nahe an der Landmauer liegt das Kloster und die den heil. Aposteln *Peter und Paul* geweihte Pfarrkirche der *Dominikaner*. Andere ehemals christliche Kirchen sind später in Moscheen verwandelt worden.

Die Vorstadt *Pera* liegt nördlich von Galata, zwischen Kasim Pascha (westlich) und Topchana (östlich). Nach der türkischen Eintheilung Constantinopels wird Pera noch, wie zu den Zeiten der griechischen Kaiser, mit zu *Galata* gerechnet, wie man dieses unter andern aus der Benennung des in der Mitte von Pera gelegenen sogenannten *Galata-Serai* sehen kann. Auch führt Pera bei den Türken den Namen *Beg joli*, d. h. *Fürstenstrafse*, wahrscheinlich davon, dafs seit der Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts diese Vorstadt den christlichen Gesandten zu ihrem Wohnorte angewiesen worden ist. Alle Gesandte nämlich

*) Man vergleiche den vorigen Jahrgang, S. 397.

D. H.

gehören bei den Türken zu den ersten der vier Klassen, in welche die abendländischen Fremden eingetheilt werden, in *Prinzen* (*Begsade*, d. h. Fürstensöhne), *Ärzte* (*Hekim*), *Capitäne* (*Kapudan*) und *Kaufleute* (*Basirgan*). Pera, von Galata durch die erwähnte alte Mauer geschieden, ist, nach *v. Hammer*, blofs »eine enge stinkende Gasse«, auf dem Rücken eines Hügels gelegen, dessen Abhang nach dem Hafen und dem Meere hin von den Vorstädten Galata und Topchana eingenommen wird. Weiter nordwärts zieht sich das langgestreckte Pera bis zu der noch weiter hinauf gelegenen Vorstadt *St. Demetrius* (*Dimitri*) hin. Auch in Hinsicht der Bewohner sind beide Vorstädte, Galata und Pera, heut zu Tage sehr scharf von einander getrennt. Während Galata gröfstentheils von Kaufleuten, Krämern und Matrosen bewohnt wird, bestehen die Einwohner Pera's, aufser den fremden Gesandten und deren Gefolge, welches zuweilen durch einige europäische Reisende vermehrt wird, aus einer Anzahl Familien, von genuesisch-griechischer Abkunft, welche sich selbst am liebsten *Perotes* nennen hören. Ein halbes Dutzend solcher zahlreicher, unter einander verschwägerter Familien haben sich schon seit zwei Jahrhunderten in den ausschliefslichen Besitz aller untergeordneten Stellen der fremden Gesandtschaften gesetzt; besonders werden aus ihnen die Dragomans gewählt. Nach *v. Hammers* Schilderung ist ihr Charakter ein Gemisch grober Unwissenheit, sinnlicher Bigotterie und eigennütziger Kriecherei, wodurch sich diese »diplomatischen Kleinstädter« nicht minder als

durch ihre abenteuerliche Kleiderpracht (als deren Hauptbestandtheile die *Kalpaks* (Mützen) und *Babuschen* (Pantoffelschuhe) der Männer, so wie die *Kondabuni* (Halbpelze) und *Galenses* (Stelzschuhe) der Weiber zu betrachten sind) von den gebildetern Bewohnern anderer europäischen Städte auszeichnen. Alle Peroten sind der Meinung, dafs es in ganz Europa unmöglich etwas Sehenswürdigeres, Gröfseres und Schöneres geben könne, als Pera. Ihre einzigen Ausflüge sind die als Spaziergänge dienenden *Begräbnifsstätten* von Pera, welche man in die *Kleinen* und die *Grofsen* eintheilt. Die Erstern liegen dicht hinter der Vorstadt, dem Kloster der Mewlewi gegenüber, die letztern am äufsersten Ende derselben. Diese Gottesäcker sind Tummelplätze des öffentlichen Vergnügens. »Hart um die Denkmahle der Todten« — heifst es bei *v. Hammer* — »sind Kaffehbuden aufgeschlagen; am Fufse der Cypressen, die zu den Füfsen der Todten stehen, liegen Lebende betrunken wie todt, und lärmende Griechen stampfen tanzend die Plattheit armenischer Gräber noch tiefer in die Erde.«

Durch das *Galata-Serai* (ein kaiserlicher Palast, worin die zum Pagendienst bestimmten Knaben ihre erste Erziehung erhalten) wird Pera in zwei Hälften eingetheilt, wovon die untere, beim Kloster der Mewlewi beginnende, die gröfsere und schönere ist, indem hier die Paläste der fremden Gesandten liegen. Die obere Hälfte hat nur schmutzige und unbedeutende Häuser. In dem *Kloster der Mewlewi* befindet sich das Grab des bekannten

französischen Renegaten *Bonneval*, welcher, nachdem er früher als General in österreichischen Diensten gestanden hatte, im Jahr 1730 zu den Türken überging, Mohammedaner und zugleich Chef des von ihm neuerrichteten türkischen *Bombardier - Corps* wurde. Von diesem Kloster kommt man, links bei dem *russischen* und rechts bei dem *schwedischen* Gesandtschaftspalaste vorbei, zu dem *Dörtjol Agsi*, d. h. *Mündung der vier Straſsen*, weil hier die gerade aus führende Hauptstraſse von einer andern seitwärts kommenden rechtwinkelig durchschnitten wird. Der *niederländische* Gesandtschaftspalast gewährt durch seine hohe Lage die schönste Aussicht auf den Hafen, das kaiserliche Serai und das Marmor - Meer. Tiefer, auf der halben Höhe des Hügels, liegt der *französische*, und demselben gegenüber, noch tiefer, der ehemals venetianische, jetzt *österreichische* Palast. Hier gränzt Pera an Topchana. — Vom ersten Absatze der Hauptstraſse von Pera führt links der Weg nach dem *englischen*, unter Lord *Elgin* auf Kosten der levantischen Handlungsgesellschaft von Grund aus neu aufgebauten Gesandtschaftspalaste, und rechts erhebt sich, dicht an der Straſse, das schon erwähnte *Galata - Serai*.

Aufser der Kirche der *Trinitarier*, bei welcher sich die Wohnung des apostolischen Bischofs befindet, giebt es in Pera noch drei katholische Kirchen, die des *heil. Ludwig*, links vom Eingange des französischen Palastes, die der *heil. Maria Draperis*, am Anfange des schmalen Steiges, der zum österreichischen Gesandtschaftshause führt, und die des *heil. Anton von*

Padua. Die erste wird von *Kapuzinern,* die zweite von *Franciscanern* und die dritte von *Minoriten* versehen, von welchen drei Orden jeder ein Kloster bei seiner Kirche hat. Die Franciscaner, so wie die bischöfliche Kirche, stehen unter österreichischem, die Kapuziner und Minoriten unter französischem Schutze. Die Franciscaner, früher in Galata, haben sich erst im Jahre 1678 in Pera niedergelassen. Nach dem Brande im J. 1767 stürzte die Wiedererbauung der neuen Kirche das Kloster so sehr in Schulden, dafs sie 1785 den Gläubigern überlassen werden sollte. Der damalige k. k. österreichische Internuntius, Freiherr *Herbert-Ratkeal* erwarb sich das Verdienst, durch eine zweckmäfsig eingeleitete Lotterie die allmähliche Abtragung der sich damals auf 250000 türkische Piaster (ungefähr 130000 fl. Conv. M.) belaufenden Schuld zu bewerkstelligen, und aus Dankbarkeit dafür wurde ihm über einer der innern Kirchthüren eine lateinische Inschrift als Denkmahl gewidmet. Auch liegt er, da er in Pera starb, in dieser Kirche begraben.

Von den Landhäusern am Bosporus, welche die europäischen Gesandten während des Sommers bewohnen, soll weiter unten gesprochen werden.

Am Ende der zweiten oder obern Hälfte von Pera erhebt sich links *das Pest-Spital* und rechts das *Taksim* (der Theilungsort) oder das Gebäude zur Vertheilung des Wassers. Es ist erst 1731 unter *Mahmud I.* angelegt und 1786 von *Abdul Hamid* erweitert worden. Von hier wird das, aus den zwei gro-

fuen Behältern (Bendeh) der *Walide* und Sultan *Mahmuds*, hinter dem Dorfe *Baghdscheköi*, kommende Wasser durch vier Kuffen an die vier Vorstädte *Pera*, *Galata*, *Kassim Pascha* und *Topchana* vertheilt. Die Gestalt des innern Raumes ist achteckig. In den acht Winkeln stehen Säulen, welche eben so viele Bogen tragen. Das ganze wird von einem halbkugelförmigen Gewölbe bedeckt. Der Thüre gerade gegenüber ist das *Mussluk*, oder das Röhrenregister, wodurch das Wasser nach dem angenommenen Mafse von *Massure* in Röhren (*Lüle*) abfliefst. Ein Massure hat vier Linien, und acht Massure machen den Durchmesser einer Röhre. Rechts und links erblickt man zwei Tafeln mit Inschriften, welche die Verwendung der von hier aus zu vertheilenden zwanzig Massure bestimmen.

Die Vorstadt *St. Dimitri*, (auf Türkisch *Tatawla*) liegt hinter Pera auf einem Hügel und besteht aus einer Gruppe elender Häuser, welche vom niedrigsten griechischen Pöbel bewohnt werden. Auch ist dieser Ort mit seinen Tavernen als der Erlustigungsplatz des Abschaumes der Matrosen und Schiffsarbeiter verrufen.

Die Vorstadt *Topchana* hat ihren Namen von der Stückgiefserei (Topchane, d. h. Kanonen-Werkstatt oder Fabrik *),

*) Andere Europäer schreiben *Tophana*, wo man natürlich das *ph* nicht wie *f* aussprechen darf.

D. H.

dem Hauptgebäude derselben, welches gerade südöstlich von Pera, am Ufer des Bosporus liegt. Es ist von *Mohammed II.* erbaut worden; sein Sohn *Bajasid* fügte die ersten *Casernen der Artilleristen* hinzu. Unter *Suleiman* dem Grofsen wurde Beides von Grund aus neu gebaut. In ihrer jetzigen Gestalt besteht aber die Stückgiefserei erst seit dem Jahre 1745. Unter den Moscheen Topchana's sind die nach ihrem Stifter *Kilidsch Ali Pascha*, einem der gröfsten osmanischen Seehelden, so benannte, und die von *Dschihangir*, dem ältesten Prinzen Suleimans gestiftete, am merkwürdigsten. Die erstere zeichnet sich unter andern durch besonders grofse Fenster aus. Über denselben ist im Innern der Moschee die 67. Sura des Korans (*Mülk*, d. h. *die Herrschaft*), weifs auf lasurblauem Grunde und auf persischem Fayence geschrieben. Links von dieser Moschee befindet sich das Grabmahl des Stifters. Auf dem grofsen Platze von Topchana, dessen eine Seite die Moschee einnimmt, erhebt sich die grofse, berühmte Fontaine Sultan *Mahmuds I.*, die schönste aller Fontainen in Constantinopel, indem sie selbst die auf dem Serai-Platze übertrifft. Die nach einem Brande im Jahr 1764 neu erbaute Moschee *Dschihangir's* liegt auf dem Gipfel des Hügels von Topchana, und bildet sonach, obwohl sie nicht besonders grofs ist, für die Ansicht von der Stadtseite den anziehendsten Gegenstand. Aufserdem hat Topchana mehre *Derwisch-Klöster*, öffentliche *Bäder* und *Spaziergänge*, und hinter der Vorstadt, am Wege nach *Beschiktasch* liegt der grofse Stall für die *Jagdhunde* des Sultans

(*Sanssunchane*, d. h. das Haus der Doggen). Dicht am Ufer des Meeres, vor der Stückgiefserei, erblickt man mehre Batterien, welche in Verbindung mit den gegenüber liegenden des Serais, den Eingang des Hafens vertheidigen. Man kann sie als den äufsersten Punkt desselben betrachten, von welchem an schon der Bosporus beginnt. So oft der Sultan zu Wasser hier vorüber fährt, wird er von diesen Batterien mit 21 Kanonenschüssen begrüfst. Auch Kriegsschiffe, welche vom Meere her in den Hafen einfahren, erhalten, nachdem sie das Serai mit 21 Kanonenschüssen begrüfst haben, die Antwort darauf von den Batterien Topchana's, welche aber nicht immer in einer gleichen Anzahl von Schüssen besteht.

Von Topchana aus gehen wir jetzt nordwärts, an der europäischen Küste des Bosporus fort, setzen dann nach der asiatischen über und beschliefsen mit den Prinzeninseln unsere Übersicht der Vorstädte und Umgebungen Constantinopels.

Den Bosporus selbst beschreibt Hr. *v. Hammer* folgendermafsen:

»In *sieben Windungen* liegt die ungeheure Wasserschlange des Bospors zwischen dem Pontus (dem Schwarzen Meere) und der Propontis (dem Marmor-Meere), als das sie vereinende Band. Nach den natürlichen Gesetzen aller grofsen Wasserströmungen sind diese sieben Windungen durch *sieben Vorgebirge* bezeichnet, denen auf dem entgegengesetzten Ufer eben so viele Buchten antworten, so wie umgekehrt den sieben Vorgebirgen des

asiatischen Ufers sieben Buchten des europäischen entsprechen. Diesen sieben Windungen folgen sieben Strömungen in verschiedenen Richtungen, deren jeder eine Gegenströmung entgegengesetzt ist, wodurch das in die Bucht mit Gewalt herunterströmende Wasser sich in derselben umdreht, und in der andern Hälfte des Canals in entgegengesetzter Richtung nach oben hinauf strömt. Wenn man das *Vorgebirge von Topchana* (*Metopon*), welches zugleich den Hafen schliefst und den Bosporus beginnt, als das erste dieser Vorgebirge auf der europäischen Seite zählt, so ist *Orta köi* das zweite, das von *Arnaud köi* oder *Defterdar burni*, d. h. das Vorgebirge des Kammer-Präsidenten (Finanzministers), das dritte, *Rumili hissar*, an der gröfsten Enge des Bospors, das vierte, *Jeni köi* (Neudorf) das fünfte, *Rumili kawak*, an der obern Enge des Bosporus, das sechste, und endlich das Vorgebirge des *Leuchtthurms*, an der Mündung, das siebente. Diesen sieben europäischen Vorgebirgen entsprechen auf der *asiatischen* Seite eben so viele Buchten, und den sieben Buchten auf der *europäischen* Seite sind die folgenden sieben *Vorgebirge* auf der *asiatischen* entgegengesetzt; das erste, das von *Skutari*, das zweite *Kandilli*, das dritte *Kandlidsche*, das vierte die Landspitze von *Umur köi*, das fünfte *der Fufs des Riesenberges*, das sechste *Anatoli kawak*, an der obern Enge des Bospors, das siebente das Vorgebirge des *asiatischen Leuchtthurms*, an der Mündung des Bosporus. Die sieben grofsen *Buchten* auf der *europäischen* Seite sind: 1) die Bucht von

Dolmabagdsche, als die gröfste Vertiefung des Ufers, das sich von *Topchana* aus nach *Orta köi* krümmt; 2) die Bucht von *Kuru tscheschme*; 3) die von *Bebek*. Weit gröfser als diese drei in der untern Hälfte des Bosporus gelegenen Buchten sind die vier folgenden der obern Hälfte, nämlich: 4) *Baltaliman*, 5) die Bucht von *Sdegna*, 6) die von *Tharapia*, und 7) die Bai von *Bujukdere*, die gröfste von allen, weil sie den ganzen Anfall der ersten Strömung des Bospors von der Mündung herein aufnimmt und umdreht. Die *asiatischen Buchten* sind: 1) die von *Tschengel köi*, dem Vorgebirge von *Orta köi* antwortend, 2) die *Mündung des Göksu*, gegenüber von *Rumili hissar*, 3) die von *Tschibukli*, entsprechend dem Vorgebirge von *Jeniköi*, 4) *Chunkiar iskelessi*, d. i. des *Kaisers Landungsplatz*, 5) der Hafen von *Anatoli kawak* (das alte *Hieron*), 6) und 7) die zwei Häfen *Ketscheli liman* und *Porias liman*.«

Noch als eine Fortsetzung von Topchana kann die Vorstadt *Fündüklü* betrachtet werden, indem sie dicht an dieselbe anstöfst. Sie hat vier Moscheen und zwei Fontainen.

Dolmabagdsche (der Kürbifsgarten) ist das erste kaiserliche Lustschlofs auf dieser Seite des Bosporus. Es bildet jetzt mit dem nächstfolgenden *Beschiktasch* ein Ganzes. Zunächst vor *Dolmabagdsche* erblickt man am Meere den kuppelförmigen Felsen *Kabatasch* (d. h. *der grobe Stein*), bei welchem der gewöhnliche Landungsplatz für die *Kauffahrteischiffe* ist. Unweit

von hier liegt am Gestade die Moschee *Auni Efendi's* und etwas weiter hinauf das Grabmahl *Chaireddin's*, des grofsen türkischen Seehelden; ein einfaches von Moos und Epheu umgrüntes Monument, ohne Inschrift.

Beschiktasch (der *Wiegenstein*), ist eine Gruppe von Gärten und Sommerpalästen des Grofsherrn, deren Schönheit jedoch mehr in dem Abstiche, welchen das frische Grün dieser Pflanzenwelt mit dem hellen Blau des Meeres macht, als in künstlichen Anlagen besteht. Die liebliche Lage zwischen ein Paar romantischen Thälern und die schöne Aussicht, welche man sowohl vom Ufer, als von der Höhe weiter landeinwärts geniefst, hat Beschiktasch von jeher zu einem beliebten Sommeraufenthalte der osmanischen Sultane gemacht. Der unter *Mohammed IV.* im Jahre 1679 erbaute Palast ist in neuerer Zeit abgebrannt, aber vom jetzigen Sultan *Mahmud II.* wieder hergestellt worden. Aufser diesem kaiserlichen Palaste befindet sich hier noch der kleinere Palast der Sultaninn *Esma*, Schwester Sultan *Selims III.* Auf der Anhöhe zwischen *Beschiktasch* und *Dolmabagdsche* liegt ein von *Mahmud I.* im Jahre 1748 errichtetes *Köschk*, welches den Namen *Gülchane* (Rosenhaus) führt, auf 22 Marmorsäulen ruht und reich mit persischem Porzellan verziert ist. Beschiktasch hat drei Moscheen, mehre Elementar-Schulen, eine höhere Schule, eine Koranleseschule, ein Karawanserai und zwei Klöster, von welchen das der *Mewlewis*, dicht am Meere, eines der schönsten und besuchtesten zu Constantinopel ist. Auch ist bei

Beschiktasch der *Landungsplatz* für die *Kriegsschiffe*, welche, ehe sie von Constantinopel auslaufen, hier vor Anker gehen.

Auf Beschiktasch folgt weiter nordostwärts das Dorf *Ortaköi*, mit zwei Moscheen, einer Fontaine und einem Köschk. Bei dem hier ausspringenden Vorgebirge *Defterdar Buruni* liegt der Palast der *Sultanin Chadidsche*.

Von diesem Vorgebirge bis zu dem von *Akindi* (*Akindi Buruni*) zieht sich das Dorf *Kuru Tscheschme* nebst mehren andern Gebäuden am Ufer hin. Auf der Anhöhe hinter demselben erheben sich zwei Köschke.

An der Spitze des letztgenannten Vorgebirges (*Akindi Buruni*, d. h. das *Vorgebirge der Strömung*), welches hier den Bosporus zur kleinsten Breite verengt, liegt das *Albaneser- oder Arnauten-Dorf* (*Arnaudköi*), welches ursprünglich eine albanesische Colonie und blofs von Albanesen, Griechen und Juden bewohnt war. Hier herrscht, wegen der geringen Breite des Canals, die heftigste Strömung, welche, wegen der Gefahr, mit der hier die Schiffahrt verbunden ist, von den Türken *Scheitan akindissi*, d. h. die *Teufelsströmung*, genannt wird. Nicht selten müssen die von Constantinopel zu Wasser abgereisten Bewohner der weiter hinauf gelegenen Landhäuser hier aussteigen und ihren Weg zu Lande fortsetzen. Selbst die Meerkrebse gehen hier ans Land, klettern, so weit die Strömung geht, über das Gestein am Ufer hinweg und begeben sich erst jenseits des Vorgebirges wieder ins Wasser.

Am Ufer der grofsen, schönen und ruhigen Bucht, welche sich vom Vorgebirge der Strömung bis zu dem des Canal-Schlosses hinzieht, liegt amphitheatralisch die Vorstadt *Bebek*, welche aus mehren kaiserlichen und Privat-Palästen, einem Bade, einer Moschee, den kaiserlichen Zwiebacköfen für die Flotte und dem sogenannten Köschk der Conferenzen besteht.

Auf dem nun folgenden Vorgebirge (vor Alters *Hermäon*) liegt das *Schlofs von Rumelien* (*Rumili hissari*). Es wurde schon von *Mohammed II.* im Jahr 1451, also zwei Jahre vor der Eroberung Constantinopels erbaut, und hat im Ganzen eine äufserst unregelmäfsige Gestalt, welche von dem lächerlichen Einfalle Mohammeds herrührt, durch den Umfang der Mauern den arabischen Schriftzug des Wortes *Mohammed*, als des Propheten-Namens, nachzubilden. An die Stellen des drei Mal vorkommenden Buchstabens *M* (*Mim*) kamen eben so viele Thürme zu stehen, welche dem Schlosse beim ersten Anblicke das Aussehen eines vollkommenen Dreieckes geben. Zum Baue dieses Schlosses wurden, wie bei andern Gebäuden, die Säulen und Altäre vieler christlichen Kirchen verwendet. Heut zu Tage ist das Schlofs nach dem Meere zu mit zwei Mauern umgeben, deren eine von der andern sechs Fufs entfernt ist. Die Schiefsscharten der äufsern sind vermauert und die ganze, aus 17 Stück Kanonen bestehende Artillerie ist auf einer vor dem Walle gelegnen Batterie aufgepflanzt. Die vor dem Schlofse liegende, im Jahr 1746 nebst der dazu gehörigen Moschee abgebrannte Vorstadt wurde von *Mahmud I.*

von neuem wieder aufgebaut und durch Ankauf neuer Grundstücke erweitert. Auf dem Vorgebirge, wo jetzt das Schloſs *Rumili hissari* liegt, befand sich im griechischen Alterthume der in einem Felsen ausgehauene Thron, auf welchem der Perserkönig *Darius* saſs, und den Zug seines Heeres von Asien nach Europa betrachtete. Jetzt ist natürlich keine Spur mehr davon, so wenig als von den Säulen vorhanden, auf welchen die Kunde dieses Überganges in assyrischer oder sogenannter Keilschrift und in griechischer Schrift eingegraben war. Die berühmte Brücke, über welche das Heer zog, hat sich, nach *v. Hammers* Vermuthung, in der Richtung von *Rumili hissari* nach *Anadoli hissari* erstreckt. Auf der Höhe des Vorgebirges von Rumili hissari befinden sich auch die Grabstätten mehrer fremden Moslimen, und der Weg von *Pera* bis hierher ist als ein vielbesuchter Spaziergang unter dem Namen *Ewlialar*, d. h. *nach den Heiligen*, bekannt.

Auf dieses Vorgebirge folgt die Bucht des *Hackenhafens*, oder von *Baltaliman*, von welchem sich das gleichnamige Thal landeinwärts bis zu dem *Levend tschiftlik* oder den *Casernen* der unter *Selim III.* neu errichteten *regelmäſsigen Miliz* hinzieht. Weiter aufwärts von diesem Hafen bildet das Ufer eine kleine mit Cypressen umgebene Bay, an welcher der ursprünglich von einem persischen Chan und auch in persischem Geschmack errichtete Palast *Emirgune* nebst mehren dazu gehörigen Gebäuden sehr malerisch ins Meer hinausblickt. Hier befindet sich auch das *Zollamt* des Bosporus, wodurch der Ort groſse Lebhaf-

tigkeit erhält, indem alle vorbeisegelnden Schiffe hier anlegen müssen.

Weiter aufwärts gelangen wir zu dem Hafen von *Stenia* oder *Sdegna*, dem schönsten und gröfsten des ganzen Bosporus, der schon im griechischen Alterthum als Schauplatz vieler Seeschlachten und Schiffsunternehmungen merkwürdig war.

Auf diesen Hafen folgt das, im Alterthume unter dem Namen des *Bacchischen Felsen* bekannte Vorgebirge von *Jeniköi* (Neudorf). Dieser Ort wurde erst unter *Suleiman dem Grofsen* angelegt und wird von Griechen, Türken und Armeniern bewohnt. Unmittelbar hinter demselben gelangt man zu der kleinen, mit malerischem Baumwuchs umgebenen Bay *Kalender*, welche wegen ihres ruhigen Wassers der Vereinigungspunkt aller Liebhaber der Fischerei aus den benachbarten Dörfern geworden ist.

Die nun folgende Bucht von *Tharapia* bildet einen grofsen und schönen Hafen, der blofs durch den von *Sdegna* übertroffen wird. Gegen Süden schliefst ihn eine Hügelreihe, welche ihn von der *Kalender*-Bucht trennt, und gegen Norden das Vorgebirge von *Kefeliköi*. Der Ort verdient den Namen *Tharapia* (Heilung) um seiner gesunden Lage willen, indem die vom Schwarzen Meere herwehenden kühlenden Lüfte die Sonnenhitze ungemein mäfsigen und den Aufenthalt zu einem der lieblichsten am ganzen Bosporus machen. Daher ist auch *Tharapia* der Lieblingssitz der Griechen, deren fürstliche Familien hier ihre Sommerpaläste haben. Der ehemals dem Fürsten *Ypsilanti* gehörige ist von der

Pforte der französischen Gesandtschaft eingeräumt worden, welche von Alters her *Tharapia* zu ihrem Sommeraufenthalt gewählt hat. *) Aufser dem französischen Botschafter hatten hier ehemals auch der schwedische und neapolitanische Gesandte ihre Landhäuser. Auch residirt hier ein griechischer Bischof.

Das Vorgebirge von *Kefeliköi* oder *Kiredsch buruni*, (d. h. Kalkvorgebirge), welches die Bucht von Tharapia an der Nordseite begränzt, wird sowohl wegen des hier befindlichen *Weilbrunnens* (*Ajasma*) der heil. *Euphemia*, als auch wegen der schönen und weiten Aussicht, die man nach dem Schwarzen Meere geniefst, sehr häufig besucht, besonders in der Feigenzeit, wo die europäischen Bewohner *Bujukdere's* Wasserfahrten hierher veranstalten, um Feigen zu essen. Das kleine Dorf *Kefeliköi* wird meistens von Fischern bewohnt.

Bujukdere (d. h. das Grofse Thal) ist vorzüglich als Sommeraufenthalt der europäischen Gesandten berühmt geworden, welche hier schöne Paläste und Gärten haben. Das Dorf besteht aus dem Untern und Obern; in jenem befinden sich die Häuser der Griechen, Armenier und einiger Türken, in diesem die Wohnungen der Gesandten. Unter den Letztern zeichnet sich besonders der russische Palast durch regelmäfsigen Bau und schöne Anlage der Gärten aus. Der Garten des österreichischen Gesandten ver-

*) Man sehe den vorigen Jahrgang, S. 407 u. f.

D. H.

dient als die *erste* grofse Anlage dieser Art, welche noch vor der russischen gemacht worden ist, ebenfalls besondere Erwähnung. Landeinwärts erstreckt sich das grofse Thal, wovon der Ort den Namen hat, bis auf eine Stunde weit und ist unter der Benennung »*der Wiesen*« (Libadia) ein von Griechen, Armeniern, Türken und Franken stark besuchter Spaziergang. *)

Weiter landeinwärts von *Bujukdere* liegen die zwei für die Wasserleitungen Constantinopels äufserst wichtigen, schon oben erwähnten Dörfer *Baghdscheköi* und *Belgrad*, welche nicht nur von den in Bujukdere wohnenden Europäern, um des angenehmen Weges dahin und der hydraulischen Anstalten willen, häufig besucht werden, sondern auch vielen zum Sommeraufenthalte dienen. Der *Wald von Belgrad* besteht aus Buchen, Birken, Eichen, Platanen, Ahornen, Pinien, Ulmen und Pappeln, welche

*) Man sehe den vorigen Jahrgang S. 411. Hr. *v. Hammer* findet es nicht wahrscheinlich, dafs *Gottfried von Bouillon* mit dem Heere der Kreuzfahrer hier ein Lager bezogen habe. Auffallend ist die Verschiedenheit der Angaben, welche sich bei den Reisenden über die berühmte *Platanen-Gruppe* findet. Die ungenannte französische Dame spricht von neun Platanen, Graf *Raczynski* von *vierzehn*, und Hr. *v. Hammer* sagt, es seien *sieben*, welches auch, wie der Name dieser Gruppe beweist (*Jedi kardasch, die sieben Brüder*), den meisten Glauben verdient.

D. H.

ihre Zweige in den lieblichsten Abschattungen der Farben vermischen. Am meisten wird Belgrad im Frühlinge besucht, indem die spätern Sommermonate wegen der vielen Wasserdünste ungesund sind. Aus dem letztern Grunde ist auch Belgrad nicht mehr, wie ehedem, der Sommeraufenthalt der europäischen Gesandten.

Die Landspitze, mit welcher die grofse Bucht von *Bujukdere* gegen Norden endet, heifst *Mesar burnu*, d. h. *das Vorgebirge der Grabstätte*, von dem jenseits desselben gelegenen Gräberhaine von *Sarijari* (*die gelbe Spalte*). Den letztern Namen (welcher nach *v. Hammer* nicht, wie gewöhnlich geschieht, *Sarijeri* gesprochen und geschrieben werden darf) führt die kleine Bay, das sich in dieselbe ergiefsende Flüfschen und das daran liegende Dorf, von den vielen Klüften, in welche die gelben, aus gefärbtem eisenhaltigem Gestein, und aus Quarz mit eingesprengtem Schwefel bestehenden Felsen gespalten sind. Von dieser gelben Farbe des Gesteins schreibt sich die Volkssage her, dafs dasselbe goldhaltig und ehemals hier Bergbau getrieben worden sei. Die meisten Einwohner sind Fischer, Schiffer, Wirthe und Gärtner. Die Gärten, womit das enge, gegen den Bosporus auslaufende Thal von Sarijari bepflanzt ist, sind besonders wegen ihrer Kirschen berühmt. Am Ende dieses Thales führt ein Spaziergang zu dem Quelle von *Kestanesu*, d. h. *Kastanien-Wasser*, welches unter allen in der Gegend von Constantinopel quellenden Wassern in Bezug auf Güte und Leichtigkeit den

zweiten Platz einnimmt, indem man den ersten dem Wasser von *Dschamlidscha* einräumt.

Auf Sarijari folgt das Vorgebirge von *Rumili kawak*; am Fuſse desselben befindet sich die neue Batterie von *Deli Talian*, welche sammt der in Asien gegenüber liegenden Batterie von *Juscha*, im Jahr 1794, durch den französischen Ingenieur *Monnier* angelegt worden ist. Das Schloſs *Rumili kawak*, jenseits des Vorgebirges, wurde, so wie das gegenüber liegende *Anatoli kawak*, von Sultan *Murad IV.* erbaut. Unweit desselben erblickt man die Überreste eines alten byzantischen Schlosses, welches ehemals in Verbindung mit einem andern an der asiatischen Küste, das noch ziemlich unbeschädigt erhalten ist, zur Vertheidigung des Bosporus diente, indem man von einem Ufer zum andern eine groſse Kette zog. Beide Schlösser sind heut zu Tage unter dem Namen der *Genuesischen* bekannt, welcher jedoch, nach *v. Hammer*, nur dem asiatischen gebührt, da bloſs dieses in der letzten Zeit der griechischen Kaiser von den Genuesern besessen wurde. Noch weiter nordwärts führt eine Schlucht zum Gipfel einer Anhöhe, auf welchem ein groſser, alter Thurm steht, der im Alterthume als Leuchtthurm diente. Man hat ihn irrigerweise den *Thurm des Ovid* genannt.

Der nun folgende *Groſse Hafen* (*Bujuk liman*) ist für die aus dem Schwarzen Meere einlaufenden Schiffe der erste Hafen auf dieser Seite. Unter dem Vorgebirge, welches ihn südlich begränzt, ist eine Batterie angelegt. Von hier an bis zur Mün-

dung des Bosporus, ist, so wie auf der gegenüber liegenden asiatischen Küste, der Boden vulkanisch. Schon vor Bujuk liman sind die felsigen Ufer des Meeres so steil, dafs man oberhalb derselben hingehen mufs. Von dem nördlich ihn begränzenden Vorgebirge *Karibdsche* aus wird es noch wilder und zerrissener, bis man nach der äufsersten Landspitze an der Mündung gelangt, wo *Fanaraki* oder *Fenerköi*, d. i. *das Dorf des Leuchtthurms* liegt. Unweit davon erblickt man die kleinen Felseninseln der *Kyaneen* (d. h. die *Bläulichen*, von ihrer Farbe), welche auch die *Synormaden* (die sich zugleich Bewegenden), die *Symplegaden* (die Zusammenschlagenden) und *Planke* (die Irrenden) hiefsen, weil sie der altgriechischen Sage nach hin und her schwammen und dadurch den Schiffern die Einfahrt in den Bosporus erschwerten. Wahrscheinlich rührte diese Sage von ihrer geringen, kaum über eine Klafter betragenden Höhe her, welche Ursache ist, dafs sie bei hochgehender See bald von den Wellen bedeckt, bald wieder entblöfst werden. Man findet auf einer dieser Inseln noch das Fufsgestell einer antiken Säule, welche mehre Reisende, nach *v. Hammer* mit Unrecht, zu einer *Säule des Pompejus* gemacht haben.

Um die Landecke her, am Gestade des Bosporus und des Schwarzen Meeres, liegen die Dörfer *Sekere köi* (Dorf des Zacharias), *Jerli köi* (das örtliche Dorf), *Demirdschi* (Schlosserdorf) und etwas weiter landeinwärts *Skomri köi* (das Dorf der Scombri, einer bekannten Fischgattung) so wie das blofs von

Griechen bewohnte Dorf *Domusdere* (Schweinsthal). An einer Bucht des Schwarzen Meeres erblickt man das Fort von *Kila*, welches hier gleichsam die äufserste Vorpostenwache nach dieser Seite hin bildet.

Wenn wir von hier nach dem *asiatischen Ufer* übersetzen, so finden wir einen zweiten solchen Wachtposten, an der Mündung des Bosporus, nämlich das *Fort von Riva*, welches am gleichnamigen Flüfschen liegt. Eben so entspricht dem *Leuchtthurme* auf der europäischen Seite ein anderer auf der asiatischen, welcher eben so, wie jener, durch Batterien vertheidigt wird. Weiter südwärts folgt das Fort von *Poiras*, dem europäischen *Karibdsche* gegenüber, und das Vorgebirge *Fil burunì* (d. h. das Elephanten-Vorgebirge).

Südlich von demselben gelangt man zu dem Hafen *Ketscheli liman*, welcher auf der asiatischen Seite vom Schwarzen Meere her eben so der erste ist, wie der *Bujuk liman* auf der europäischen. Auf denselben folgt das schon oben erwähnte alte griechische Schlofs *) und darauf das Vorgebirge von *Anatoli kawak*, welches dem europäischen *Rumili kawak* gegenüber liegt. Dieses Vorgebirge ist der letzte Ausläufer des bithynischen *Olympos*-Gebirges, wie das europäische gegenüber der des thracischen *Hämus* ist.

---

*) Man sehe auch den vorigen Jahrgang, S. 414.

D. H.

Fast gerade gegenüber von *Bujukdere* läuft der *Riesenberg* (wie er von den europäischen Reisenden genannt wird; die Türken nennen ihn *Joris taghi* oder auch *Jueçha taghi*, d. h. der *Berg des Josua*, weil das auf demselben befindliche Riesengrab nach der moslimischen Überlieferung für das Grab des Josua gilt) in *zwei Vorgebirge* aus, wovon das nördliche *Madschar burun* (das Vorgebirge des Ungarn), das südliche aber *Mesar burun* (das Vorgebirge der Grabstätte) heifst. Am Fufse des Erstern befindet sich eine, wie die gegenüber liegende von *Deli tolian*, vom französischen Ingenieur *Monnier* angelegte, Batterie. Das sogenannte *Riesengrab* auf der Höhe, dessen Bewachung zwei Derwischen anvertraut ist, und worin nach der türkischen Sage *Josua* ruht, hat eine Länge von 20 und eine Breite von 5 Fufs, ist mit Mauerwerk umgeben und mit Blumen und Gesträuch bepflanzt. Von dem Aberglauben der Türken in Absicht auf die wunderthätige Heilkraft dieses Grabes war schon im vorigen Jahrgange (S. 414) die Rede.

Weiter südwärts herab vom Fufse des Riesenberges kommt man nach *Chunkiar iskelessi*, d. h. *des Königs Landungsplatz*, am Ausgange des Thales des Grofsherrn, eines der schönsten auf dem asiatischen Ufer des Bosporus. Von den prächtigen Gebäuden, die frühere Sultane hier errichteten, sind nur noch wenige Trümmer übrig, und blofs eine grofse und schöne, aus Marmor gebaute Papiermühle, welche *Selim III.* ihr Daseyn verdankt, zieht jetzt noch die Blicke des Reisenden auf sich,

Geht man von hier am Ufer der grofsen Bucht weiter südostwärts, so kommt man zu dem ansehnlichen türkischen Dorfe *Begkos*, wo ein starker Schwertfischfang getrieben wird. Auch ist hier ein berühmter, von *Mahmud I.* erbauter Springbrunnen. In der Kirschen- und Kastanienzeit macht man von hier aus häufige Spaziergänge nach den zwei landeinwärts gelegenen Dörfern *Akbaba* und *Sekrdere* (auch *Teresikli* genannt). Das erste ist aufserdem noch wegen eines hier begrabenen Heiligen (*der weifse Papa*, von dem das Dorf den Namen hat), und das zweite wegen eines Gesundbrunnens berühmt, dessen Wasser weit und breit verführt wird. Auch noch weiter ins Land hinein sind mehre vielbesuchte Dörfer. Die ganze Gegend soll nach *v. Hammer* viel Ähnliches mit den südwestlichen Umgebungen *Wien's* haben.

Auf Begkos folgt am Ufer das in der gleichnamigen Bay liegende Dorf *Sultania* mit einem schönen Palast und den Überresten eines prachtvollen Uferlusthauses, zu dessen Bau *Murad III.* eine Menge Fenster, Thüren, Gesimse etc. von Palästen mehrer persischen Städte verwendete, die unter seiner Regierung erobert worden waren.

Das auf Sultania folgende *Indschirköi* (Feigendorf) hat seinen Namen von den hier häufig wachsenden Feigen. Eben so ist das an der dem Vorgebirge von Jeniköi gegenüber liegenden Bay von *Tschübüklü* gelegene gleichnamige Dorf seiner schönen Cornelius-Kirschen wegen berühmt. Der Ort und die

Bay haben ihren Namen von der Ruthe (*Tschübük*), mit welcher der Sage nach *Bajasid II.* seinem Sohne Selim, dem nachherigen Sultan, soll haben acht Streiche geben lassen. Sie wurde hier in die Erde gepflanzt, faſste Wurzel und trieb acht Äste.

An der Spitze des kleinen Vorgebirges, welches das südliche Ende der genannten Bay bildet, liegt das groſse türkische Dorf *Kanlidsche* (d. h. das *Blutige*), mit einer groſsen Moschee (Dschami) und mehren kleinern (Medschids).

Von hier weiter nach Süden erblickt man, gerade gegenüber vom europäischen *Rumili hissar*, das asiatische Schloſs *Anatoli hissar*. Es ist von *Mohammed II.* noch früher als jenes erbaut und in mehren spätern Kriegen der Türken mit europäischen Völkern unter dem Namen des *Schwarzen Thurmes* berüchtigt geworden, indem hier eine Menge Kriegsgefangener eingesperrt wurden. Das Thal von *Göksu* (des himmlischen Wassers), an dessen Mündung sich hier ein schönes *Köschk* erhebt, nennt Hr. *v. Hammer* das »schönste der schönen« Thäler des Bosporus, und sagt, daſs man hier ganz das herrliche *Weidlinger* Thal bei *Wien*, hinter dem Kahlenberge, wiederfinde, nur in vergröſsertem Maſsstabe und statt der Buchen und Weiden mit Cypressen und Platanen geschmückt.

Nicht minder erhebt sich durch seine Lage und reine Luft das Dorf *Kandilli* (das mit Laternen begabte) über alle andere Dörfer sowohl des asiatischen als europäischen Ufers des Bosporus. Nirgends als hier, besonders von den auf der Anhöhe ge-

legenen Gebäuden, hat man eine so herrliche und vielumfassende Aussicht, indem man sowohl die obere als die untere Mündung des Bosporus, das Schwarze und das Marmor-Meer zugleich erblickt.

Über *Kulle bagdschessi* (der Thurmgarten) und *Tschengelli köi*, (das Hakendorf), die jetzt nichts Bemerkenswerthes mehr darbieten, gelangt man nach *Begler-begköi*, gerade gegenüber von *Ortaköi*, einem blühenden Orte, mit einem schönen Garten und Köschk, und von hier weiter, über *Istavros* und *Kuschundschik*, nach *Skutari*.

Skutari liegt am Ende des Bosporus, der Spitze des Serai gegenüber, und ist die gröfste aller Vorstädte Constantinopels. Ehemals war sie eine besondere Stadt für sich, deren erste Erbauung schon in die ältesten Zeiten des grofsen Persischen Reiches fällt. Der alte Name war *Chrysopolis* (die goldene Stadt) und ihr jetziger ist eine Verstümmelung des Namens *Uskudar*, welches im Persischen *Postbote* heifst, wie denn Skutari auch noch heutiges Tages eine Hauptstation für die asiatischen Kiliboten und der Aufbruchsort aller nach Osten ziehenden Karawanen ist. Das Vorgebirge selbst, womit die asiatische Küste hier den Canal des Schwarzen Meeres schliefst, hatte seinen altgriechischen Namen *Bosporos* (*Ochsenfurth*), von der Überfahrt der in eine Kuh verwandelten *Io*, welche von dem gegenüber liegenden Vorgebirge des jetzigen Serais herüber schwamm und zuerst hier ausruhte.

Skutari ist der Sitz einer der *vier Molla's*, welche die Gerichtsbarkeit von Constantinopel ausüben. (Die übrigen drei residiren in der eigentlichen Stadt, in Ejub, und in Galata.) Unter dem Molla stehen auch alle Ortschaften der asiatischen Küste des Bosporus, so wie unter dem von Galata das europäische Ufer. Auch ist Skutari der Wohnort des *persischen Gesandten* bei der Pforte, und der gewöhnliche Aufenthalt mehrer vornehmer Türken, die sich von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen, so wie einiger andern Beamten, die ihre Stellen verloren haben, aber daran arbeiten, sie wieder zu erlangen, daher sie sich nicht allzuweit vom Mittelpunkte der Geschäfte und Kabalen entfernen wollen.

Von den zwölf *Moscheen* Skutari's sind fünf von Sultaninnen und drei von Sultanen erbaut worden. Die älteste ist die Moschee der Sultaninn *Mihrmah* (Sonnenmond), der Tochter Suleimans des Grofsen. Sie wurde im J. 1547 erbaut. Seit dem Jahre 1721 haben die Einwohner Skutaris die Erlaubnifs, in den Nächten des *Ramasan* die Minarets ihrer Moscheen eben so mit Lampenkreisen (*Mahije's*, d. h. *Mondenkreise*, weil sie wie Halbmonde aussehen, die am Minare aufgehängt sind) beleuchten zu dürfen, wie diefs in den übrigen Theilen der Stadt mit allen kaiserlichen Moscheen geschieht. Die aufserhalb der Stadt liegende Moschee Selims III., welche dieser Sultan für das von ihm auf europäischen Fufs errichtete Truppencorps (*Nisami dschedid*, d. h. neue Werbung) hatte bauen lassen, ist in dem Janitscha-

ren-Aufruhr 1809, nebst den dabei liegenden Kasernen dieser Truppen, zerstört worden. An den meisten Moscheen sind *Medresse's*, an einigen auch *Koran*- und *Elementar-Schulen* gestiftet. Bei sechs Moscheen befinden sich *Armenküchen* (*Imaret's*), und bei der der *alten Walide* (der Mutter Osmans, Murads IV. und Ibrahims) noch insbesondere zwei Chane für Reisende (Karawanserais). Aufserdem sind noch einige andere solcher wohlthätigen Anstalten vorhanden.

Die *Klöster* der vorzüglichsten Derwisch-Orden zu Skutari sind in einem glänzendern Zustande als die in Constantinopel. Besonders berühmt und von neugierigen Reisenden zuerst besucht ist das Kloster der *Rufaji*, deren auffallende Andachtsübungen und die damit verbundenen Gaukler- und Taschenspieler-Kunststücke Hr. *v. Hammer* umständlich beschreibt.

Von den drei kaiserlichen *Serais*, die ehemals Skutari verschönerten, sind jetzt nur noch zwei vorhanden.

Skutari hat vier *Landungsplätze*, den des *Alten Harems* (Eski harem iskelessi), den des *Neuen Harems* (Jeni harem iskelessi), den des *Weihbrunnens* (Ajasma iskelessi) und den von *Oeguslimani* (d. h. Ochsenhafen).

Unter allen *Begräbnifsplätzen* Constantinopels sind die Cypressenhaine von Skutari die gröfsten und schönsten. Nirgends findet man, selbst zu *Ejub* nicht, so viele herrliche Grabmähler grofser und bedeutungsvoller Männer, meistens aus der Zeit, wo

der Islam noch durch Feuer und Schwert verbreitet wurde. Wie auf andern mohammedanischen Begräbnifsplätzen findet man auch hier einen Schatz sinnreicher und gemüthvoller Grabschriften, welche durch ihre Einfachheit seltsam gegen die schwülstigen und pomphaften Inschriften öffentlicher Gebäude abstechen. Das Grabmahl enthält nirgends ein prahlerisches oder niedrigschmeichelndes Lob des Verstorbnen, sondern gewöhnlich nur seinen Namen und Stand, mit der Bitte um ein *Fatiha*, d. h. um das Gebet der ersten Sura des Korans. Dann folgen einige, oft aus berühmten türkischen, arabischen oder persischen Dichtern entlehnte, Verse, welche die Vergänglichkeit des Erdenlebens und die Nichtigkeit alles irdischen Glücks zum Gegenstande haben, auf Gott, als den einzigen Quell des wahren und ewigen Lebens hinweisen, und meistens am Schlusse, als Chronograph, die Jahrszahl enthalten. *)

*) Hr. *v. Hammer* sagt bei dieser Gelegenheit: ‚Wenn Teutschland endlich einmal die schon ziemlich verjährte Schuld eines Denkmahls für seinen *Herder* abtragen wird, so dürfte schwerlich eine schönere und passendere Inschrift für dasselbe aufgefunden werden, als die vier folgenden persischen Verse des grofsen Grofswesirs und Dichters *Mir Alì Schir*:

Ich brach ein Blatt von jeder Geisterose,
Und jede Knospe gab mir Vers und Prose.
Cypressen gleich stand ich an Lebensquellen,
Damit das Aug' des Innern aufzuhellen.'

Der eine Stunde östlich von Skutari liegende Berg *Bulgurlu* gewährt von seinem Gipfel eine weite Aussicht nicht nur über Constantinopel und alle Vorstädte, sondern auch über die beiden Ufer des Bosporus und des Marmor-Meeres. Nahe dabei liegen die Dörfer *Bujuk* (Grofs) - und *Kutschuk* (Klein) - *Dschamlidscha*, mit einem berühmten Quell in der Nähe, dessen Wasser als das beste und reinste der ganzen Umgebung von Constantinopel geschätzt wird. *Mohammed IV.* hat ihn mit einer Kuppel überbauen lassen und auch ein Serai hier errichtet.

Von Skutari gelangt man über die Ebene *Tugandschilar meidani* (d. h. der Platz der Falconiere) nach dem am Marmor-Meere liegenden Dorfe *Kasiköi*, dem alten *Chalcedon*. Unmittelbar von diesem Dorfe läuft die Küste nach Süden in eine Spitze aus, welche *Molla burun*, d. h. das Vorgebirge des Molla heifst. Sie schliefst mit dem noch südlicher ihr gegenüber gelegenen *Fanar burun* (d. h. Vorgebirge des Leuchtthurms) eine geräumige Bucht ein, in deren Hintergrunde sich der schöne Garten *Haider Pascha's* landeinwärts zieht. Die Ebene *Tugandschilar meidani* ist für die Truppen, welche von Constantinopel zu einem *asiatischen* Feldzuge ausmarschiren, eben so der Sammelplatz, wie es die oben beschriebene Ebene *Daud Pascha* auf der europäischen Seite für die Truppen ist, welche nach *Rumili* ziehen. Westlich vom Falkonierplatze erblickt man das *Kawak burun* (Platanen-Vorgebirge), mit einem kaiserlichen Serai, einer Caserne, einer Moschee und einem Spi-

tal für die Bostandschis in der Nähe. Oberhalb Kasiköi liegt das Dorf *Pendik* (das alte *Panteichion*, wo sich eine Villa des Feldherrn *Belisar* befand) und in der Nähe desselben der grosse Lagerplatz *Sultandschairi* (Sultanswiese), wo die Pilger-Karawanen nach ihrem Auszuge aus Skutari das erste Nachtlager halten.

Noch weiter südöstlich vom Fanar burun liegen im Marmor-Meere, in geringer Entfernung von der asiatischen Küste, die jetzt sogenannten *Prinzen-Inseln* (*Prinkipos*), welche bei den alten Griechen den Namen *Demonesi* führten. Es sind ihrer neun an der Zahl: *Prote*, *Antigone*, *Chalki*, *Plate*, *Oxeia*, *Pyti*, *Antirobidos*, *Niandro*, und *Prinkipo*. Die Türken nennen sie die *Rothen Inseln* (*Kisil adalar*), welchen Namen auch insbesondere die letztgenannte (*Prinkipo*) führt. Die Benennung *Prinzen-Inseln* haben sie zu den Zeiten der griechischen Kaiser erhalten, wo sie ein Verbannungsort für entthronte Kaiser und Kaiserinnen, von der Thronfolge ausgeschlossene Prinzen und Prinzessinnen, in Ungnade gefallene Minister, Feldherren etc. waren. Von der herrlichen Lage dieser Inseln wurde schon im vorigen Jahrgange (S. 419) Einiges erwähnt.*) Für den Landschaftsmaler ist, nach Graf *Raczynskis* Bemerkung, vorzüglich

*) Was die französische Dame dort *Karki* nennt, ist unstreitig *Chalki*. D. H.

der sanfte, azurblaue Ton interessant, welchen die entferntern Gegenstände hier annehmen.

Auf *Prote* (d. h. die Erste, nämlich von Constantinopel aus) sieht man nur noch die Ruinen des Klosters und der Kirche, welche der Kaiser *Romanus Diogenes* hier erbaute. Übrigens ist sie jetzt, so wie die Insel *Antigone*, unbewohnt. Auf der Letztern befinden sich ebenfalls mehre Trümmer von altgriechischen Gebäuden. Sie ist unter Andern auch, in der christlichen Heiligengeschichte, als Verbannungsort des Heil. *Methodius* berühmt, welcher hier, nebst zwei Räubern, in einem Grabe eingekerkert, von welchen der eine bald starb, sieben qualvolle Jahre verleben mufste, bis er befreit und zum Patriarchen von Constantinopel erhöht wurde. — Am schönsten liegt, nebst *Prinkipo*, die Insel *Chalki*, welche den alten Namen *Chalkites* oder *Chalkitis* von den Kupfergruben erhielt, die im Alterthume hier bearbeitet wurden, heut zu Tage aber ganz vernachlässigt sind, so dafs die Bewohner kaum noch etwas von diesen mineralischen Schätzen wissen, obschon die Lager an mehren Punkten, besonders in der Gegend des Hafens der heil. Jungfrau (*Panagia*) zu Tage ausgehen. Sie hat fast, wie Sicilien, die Gestalt eines Dreieckes, drei Hügel und drei Klöster. Hr. *v. Hammer* glaubt nicht, dafs diese Insel jemals als Verbannungsort gedient habe. Noch immer ist sie, wie ehemals, wegen ihrer bezaubernden Lage, der schattigen Pinien-Haine und der mit balsamischen Kräutern bewachsenen Hügel ein viel besuchter Erlustigungsort. Nach

Graf *Raczynski* liegt hier der Engländer *Eduard Barton* begraben, welchen die Königinn *Elisabeth* im Jahre 1590 als Gesandten an die Pforte geschickt hatte, um den damaligen Zwist derselben mit König *Sigismund III.* von Polen zu vermitteln.

Die Insel *Plate* ist, so wie *Oxeia*, ein trauriger, von allen Annehmlichkeiten entblöfster, unfruchtbarer Felsen. Von *Pyti*, *Antirobidos* und *Niandro* ist weiter nichts zu bemerken, als dafs die Letztern zuweilen von Liebhabern der Kaninchenjagd besucht werden. Die gröfste Insel der ganzen Gruppe ist *Prinkipo* (im Türkischen *Kisil ada*, die Rothe Insel, von der Farbe ihrer Gebirge). Sie ist ziemlich gebirgig, hat eine Länge von drei Meilen, und, besonders auf der nordwestlichen Seite, Spuren von Eisen. Auch Bimssteine und andere vulkanische Produkte findet man auf der Insel. Sie ist gut bevölkert und angebaut. Überall erblickt man Oliven, Granaten, Weinreben und Cypressen. Von den hiesigen griechischen Klöstern gewährt das auf dem höchsten Punkte der Insel liegende *St. Georgs*-Kloster die schönste Aussicht. Am meisten wird *Prinkipo* im Frühling, und zwar gröfstentheils von Griechen und Franken, besucht. Auch hatten, nach Graf *Raczynski*, im Anfange dieses Jahrhunderts mehre fremde Gesandte und viele europäische Kaufleute hier Landhäuser gemiethet, welche sie den ganzen Sommer über bewohnten; sie haben sich aber in Folge einer hier ausgebrochenen Pest, die viele Menschen wegraffte, wieder zurückgezogen.

II.

Der Mexicanische Freistaatenbund. *)

Der Freistaat *Mexico*, welcher das ganze vormalige Vice-Königreich *Neu-Spanien* umfaßt, wird in Osten und Südosten vom Mexicanischen Meerbusen und dem Caraibischen Meere, in Westen vom Großen Weltmeere, in Süden von Guatimala (oder Central-Amerika) und in Norden von den Vereinigten Nordame-

*) Hauptsächlich nach folgendem neuesten und allem Anscheine nach gründlichstem und zuverlässigstem Werke über diesen Staatenbund: *Mexico in* 1827; by H. G. *Ward*, Esq., his Majesty's Chargé d' Affaires in that country during the years 1825, 1826 and part of 1827. II. Volumes. London, 1828.

D. H.

rikanischen Freistaaten begränzt. In Süden ist die Gränze zwischen den Staaten *Las Chiapas*, *Tabasco* und *Guatimala* noch nicht so genau bestimmt, als die nördliche Gränze mit den Vereinigten Staaten, welche durch den Vertrag von *Washington* (22. Febr. 1819), dessen Giltigkeit beide Mächte auch seit der Unabhängigkeitserklärung Mexicos stillschweigend anerkannt haben, mit hinlänglicher Genauigkeit festgesetzt worden ist. Dem dritten Artikel dieses Vertrages zu Folge beginnt die Gränzlinie zwischen Mexico und Louisiana, (das damals von Spanien an die Vereinigten Staaten abgetreten wurde), mit der Mündung des Flusses *Sabina* (ungefähr unter 29° nördl. Br. und 94° westl. L. von Greenwich), folgt dem Laufe desselben bis zu seiner Vereinigung mit dem Rothen Flusse von Natchitoches, welcher hierauf bis zu 100° westl. L. die Gränze bildet. Diese läuft jetzt nördlich auf den Arkansas zu, folgt diesem bis zu seiner Quelle, springt in gerader Linie westlich zum Rio del Norte, geht dem Laufe desselben aufwärts bis zum 42sten Breitengrade, unweit von seiner Quelle nach, und läuft dann gerade in der Richtung dieses Breitenkreises bis zum Weltmeere fort. *)

---

*) *Ward* läßt die Gränze den *Arkansas* aufwärts bis „zu seiner Quelle unter 42° nördlicher Breite" gehen, ohne des *Rio del Norte* zu erwähnen. Man sehe übrigens die treffliche Karte Nr. 46b des *Stieler*'schen *Hand-Atlasses*.

D. H.

Längs der nordöstlichen und nördlichen Gränze zieht sich zwischen den äufsersten Niederlassungen der *Mexicaner* und *Nord-Amerikaner* ein ungeheurer Landstrich hin, welcher blofs von *Indiern* bewohnt wird, über die keiner von beiden Staaten die mindeste Gewalt besitzt. Mit Ausnahme eines schmalen Gürtels von Missionen in *Neu-Californien*, an der Westküste, der sich beim Hafen von *St. Francisco* unter 36° beendigt, und der abgesondert liegenden Provinz *Neu-Mexico*, deren Hauptstadt *Santa Fe* gleiche Breite mit St. Francisco hat, befindet sich in der ganzen Länderstrecke zwischen 28° und 42° Br. durchaus keine weifse Bevölkerung und diese Gegenden sind daher auch fast ganz unbekannt. Jahrhunderte werden vergehen, bevor die Gesittung Amerikas bis hierher vorgedrungen seyn wird. Wahrscheinlich dürften diese Wüsten das letzte Besitzthum der aus dem Mississippi-Thale immer weiter nach Westen zurückgetriebenen Indier seyn, die sich hier zu ihrer letzten Vertheidigung gegen die Weifsen zusammenzudrängen scheinen.

Man sieht aus dieser Übersicht, dafs das Gebiet der Mexikanischen Freistaaten, in der Richtung von Südsüdost nach Nordnordwest, von 15° bis 42° Breite, eine Ausdehnung von 27 Meridiangraden (= 405 geogr. Meilen) hat. Seine gröfste Ausdehnung von Osten nach Westen ist unter dem 30. Parallelkreise und beträgt nach *v. Humboldt* 218 geogr. Meilen (364 Lieues).

Nichts kann unvollkommner seyn als unsere Kenntnifs dieses ungeheuern Landes. Kaum ist die Lage einiger der vornehmsten

Städte und Flüsse mit Genauigkeit bestimmt, und es mangeln folglich die ersten Grundstoffe zu einer guten Karte von Mexico. *Von Humboldt* hat allerdings eine Menge Irrthümer berichtigt, welche vor seiner Bereisung des Landes herrschend waren; aber seine persönlichen Forschungen erstreckten sich nur über einen verhältnifsmäfsig kleinen Kreis und auf das, was ihm Andere mittheilten, konnte er sich nicht unbedingt verlassen. In Kurzem aber wird unser Vorrath von Nachrichten über Mexico beträchtlich zunehmen, da das Land gegenwärtig von einer Menge fremder Reisenden nach den verschiedensten Richtungen durchzogen wird, worunter sich mehre wissenschaftlich gebildete Männer befinden. Capitain *Vetch*, Director der Real del Monte-Compagnie, und Hr. *Glennie*, Commissionär der Vereinigten Mexicanischen Bergwerks-Gesellschaft, werden besonders rühmlich von *Ward* erwähnt. Ersterer hat bereits eine sehr schätzbare Karte vom Innern des Landes ihrer Vollendung nahe gebracht und der Letztere eine Reihe Beobachtungen von *Oaxaca* (60 geogr. Meilen südwestlich von Mexico) bis zum nördlichen Ende des Busens von *Californien* angestellt. Verbindet man hiermit die statistischen Forschungen, welche von Seiten der Regierung überall vorgenommen werden, so wie die Arbeiten des General-Staabs (Estado mayor): so läfst sich bald eine reiche geographische Ärndte erwarten und Mexico wird in einer wahrscheinlich nicht sehr fernen Zukunft so genau bekannt seyn als die meisten Länder der alten Welt.

Das Gebiet von Mexico umfaſst nach *v. Humboldt* einen Flächenraum von 118478 Quadrat-Lieues (= 42652 geogr. Geviertmeilen), worunter aber der nördliche Theil zwischen Neu-Mexico, Sonora und der durch den Vertrag von Washington bestimmten Gränzlinie nicht mit begriffen ist, da man die Ausdehnung dieser Länderstrecke nicht genau kennt. Von diesen 118478 Q. L. liegen 36500 (= 13140 geogr. Q. M.), oder die Staaten *Zacatecas*, *Guadalajara*, *Guanajuato*, *Valladolid*, *Mexico*, *La Puebla*, *Veracruz*, *Oaxaca* und *Merida*, innerhalb der Heifsen Zone, die übrigen 82000 Q. L. (= 30000 G. M.) aber, oder die Staaten *Durango*, *Neu- und Alt-Californien*, *Sonora* und ein grofser Theil der ehemaligen Intendanz *San Luis Potosi*, in der Gemäfsigten Zone. Mexico ist also ungefähr so grofs wie der vierte Theil von ganz Europa, oder wie der gesammte Osmanische Staat (in Europa, Asien und Afrika), und etwa vier Mal so grofs als Frankreich.

Ein Land, das eine so verschiedene geographische Breite hat, mufs natürlich eine nicht minder grofse Verschiedenheit des *Klimas* darbieten. Es ist jedoch nicht jene geographische Lage allein, sondern auch seine besondere geologische Beschaffenheit, welche die aufserordentlichen Temperatur-Unterschiede hervorbringt, durch die sich Mexico vor so vielen Ländern auszeichnet.

Nachdem die grofse Kette der *Anden* längs der Westküste Süd-Amerika sich durch die Erdenge von Panama bis nach rd-Amerika heraus gezogen hat, theilt sie sich hier in zwei

grofse Äste, deren einer nach Osten, der andere nach Westen, jedoch beide mit vorherrschender Richtung nach Norden, fortgeht. Zwischen ihnen erhebt sich ein ungeheures Hochland, im Ganzen bis zu einer Höhe von 7000 Fufs über dem Meere, über welche jedoch die Kämme und Gipfel der Hauptketten noch weit emporragen. In dem Mafse aber, als diese wieder nordwärts gehen, verliert sich allmählich die Höhe der östlichen Kette und sinkt unter 26° Breite beinahe bis zum Niveau des Meeres herab, gleichsam als wollte sie den mächtigen Flüssen ausweichen, welche durch *Texas*, *Louisiana* und die *Floridas* dem Meere zuströmen. Blofs die westliche Kette zieht sich in einer ununterbrochenen Linie durch *Durango* und *Sonora* bis nach den Gränzen der Vereinigten Staaten fort, wo sie sich in mehre Äste spaltet, die sich in das unbekannte Innere von Nord-Amerika verbreiten.

Auf der ganzen erwähnten Hochebene wird der Einfluſs, den die geographische Breite auf das Klima haben sollte, durch die abnehmende Dichtigkeit der Luft vermindert, während an den östlichen und westlichen Abfällen dieser Einfluſs in dem Grade vorherrschend wird, als man tiefer herabsteigt, bis man endlich an die schmalen Küstenstriche gelangt, wo das Klima, besonders innerhalb der Tropen, ganz dem von Ost- und Westindien, oder jedem andern Lande gleicht, das unter ähnlichen Verhältnissen einer tropischen Sonne ausgesetzt ist. Daher die Städte *Mexico*, *Guanajuato* und *Zacatecas*, welche auf der Hochebene liegen, eine weit geringere Temperatur als die fast unter gleichen Breiten

mit ihnen gelegenen Küstenplätze *Veracruz*, *Tampico*, *Acapulco* und *San Blas* haben.

Steigt man von der Küste nach dem Innern aufwärts, so findet man, wie sich Hr. *v. Humboldt* ausdrückt, die verschiedenen Climate gleichsam *schichtenweise* über einander liegen, und man kann innerhalb zweier Tage die ganze Stufenleiter der Pflanzenwelt durchwandern. Geht man z. B. von *Veracruz* aus, so sieht man, wie die tropischen Schmarotzer-Gewächse gar bald der immergrünen Eiche Platz machen und an die Stelle der tödtlichen Atmosphäre jenes Seehafens tritt die milde und gesunde Luft von *Jalapa*. Ein wenig weiter aufwärts weicht die Eiche der Fichte; die Luft wird schärfer, und wenn auch die Sonne noch brennt, so wirkt sie doch nicht mehr verderblich auf die menschliche Gesundheit. Bei einem wolkenlosen Himmel herrscht zugleich ein hoher Grad von Trockenheit in der Atmosphäre, was dem Gedeihen der Pflanzenwelt nicht günstig ist. Unermefsliche Ebenen folgen in endloser Reihe auf einander, jede durch eine kleine Hügelkette von den übrigen getrennt, wodurch das Land in regelmäfsige Becken zerschnitten wird, die in frühern Zeiträumen eine ungeheure Kette von Seen gebildet zu haben scheinen. Diese Gestalt hat, mit einigen geringen Abweichungen, die ganze Hochebene von *Mexico* bis *Chihuahua*. Nur wo es Wasser giebt, ist der Boden fruchtbar; aber der Flüsse sind wenige, und diese wenigen sind unbedeutend in Vergleich mit den majestätischen Strömen der Vereinigten Staaten. Zwischen ihnen lie-

gen grofse, von der Sonne verbrannte Strecken. Besonders unfruchtbar sind die grofsen Hochebenen im Innern des Landes, zwischen *Zacatecas*, *Durango* und *Saltillo*. Erst wo die vom Hochgebirge herabkommenden Gewässer grofs genug werden, um auf ihrem Wege nach dem Meere hinlängliche Feuchtigkeit zu verbreiten, erlangt die Natur ihre gewohnte Kraft wieder. Diefs ist besonders auf der östlichen Seite der Fall, wo die östliche Cordillere sich ins Flachland verliert, bis endlich in *Texas* ein niedriges, wohl beholztes und reich bewässertes Land die unfruchtbaren Steppen gänzlich verdrängt.

Der *Rio Grande* (Grofse Flufs) *de Santiago*, welcher sich bei San Blas ins Grofse Weltmeer, und der *Rio del Norte*, welcher sich unter 26° Breite in den Golf von Mexico ergiefst, sind die zwei vornehmsten Flüsse des Hochlandes. Doch gehört der Letztere nur in seinem obern Laufe demselben an, indem er weiterhin das tiefere Land durchströmt, wo die östliche Cordillere bereits aufgehört hat. Aber der Erstere entspringt mitten im Innern von Mexico und nimmt seinen Lauf durch eine der reichsten Gegenden der Welt.

Hr. *v. Humboldt* giebt 25° des hunderttheiligen Thermometers (= 20° Reaum.) als die mittlere Temperatur der Küste und 17° (= 13⅗ R.) als die des Hochlandes an. Aber es versteht sich bei einem so weit ausgedehnten Lande wie Mexico von selbst, dafs die äufsersten Abweichungen von diesem Mittel sehr verschieden seyn müssen. Man unterscheidet drei Abstufungen

des Landes in Hinsicht der Temperatur. Die erste heifst im Spanischen die *Tierra caliente, das Heifse Land,* oder die Gegenden, wo tropische Hitze herrscht, welche das Wachsthum tropischer Früchte, aber auch die Entstehung aller Krankheiten begünstigt, die den heifsen Ländern eigen zu seyn pflegen. Die *Tierra fria,* das *Kalte Land,* begreift die Gebirgsregionen, welche höher als die Hauptstadt, bis zur Gränze des ewigen Schnees hinauf liegen, und unter der *Tierra templada, des Gemäfsigten Landes,* versteht man die zwischen den beiden vorigen Bezirken gelegenen Landschaften. Indessen sind diefs nur allgemeine Benennungen und es finden in der Bestimmung der einzelnen Orte, welche man zu dieser oder jener Region rechnet, grofse Verschiedenheiten Statt.

Obschon das Klima und der Boden des gesammten Gebietes von Mexico so beschaffen sind, dafs jedes Erzeugnifs der Alten und der Neuen Welt irgendwo in höchster Vollkommenheit hervorgebracht werden kann: so werden doch die Vortheile, welche die Einwohner daraus ziehen könnten, sehr durch die schwierige Verbindung beschränkt, die zwischen dem Hoch- und dem Tieflande Statt findet und den Verkehr der einzelnen Staaten in sehr enge Gränzen einschliefst. Das Hochland hat weder Canäle (mit Ausnahme des nur 7 Lieues langen von *Chalco* nach *Mexico*), noch schiffbare Flüsse. Eben so verbietet die Beschaffenheit der Strafsen den Gebrauch der Wagen, und man ist genöthigt, Alles auf Maulthieren fortzuschaffen, wodurch der Preis so vieler Ar-

tikel, besonders der stark ins Gewicht fallenden landwirthschaftlichen Erzeugnisse, ehe sie auf die Marktplätze gelangen, ungemein gesteigert wird. So muſs z. B. die Hauptstadt, welche ihren Bedarf aus einem Kreise von beinahe 40 Meilen ringsum bezieht, Waizen, Gerste, Stroh, Mais und Holz, nicht allein sehr theuer bezahlen (z. B. die Last Waizen (300 Pfund) mit 14 bis 16 Piaster *), Gerste mit 4 bis 5, und die Arroba (25 Pf.) Holzkohlen mit 1 bis 1½ Piaster), sondern die Zufuhre ist auch noch zu manchen Zeiten sehr unsicher. Eben so verhält es sich mit den übrigen groſsen Städten, besonders in den Bergwerks-Districten, wo überdieſs, wegen der Menge von Thieren, die hier gebraucht werden, der Bedarf ungemein groſs ist. Da nirgends einheimische regelmäſsige Märkte Statt finden, so fehlt es dem Gewerbfleiſse an Aufmunterung und er beschränkt sich auf die Erzeugung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse.

Was das Hochland an sich betrifft, so dürften ohne Zweifel diese Nachtheile beseitigt und entfernte Punkte mehr in Berührung gebracht werden, wenn bei zunehmender Bevölkerung und

---

*) Der noch immer in Mexico gebräuchliche spanische *Piaster* (die Engländer sagen gewöhnlich *Dollar*) hat 8 Silber-Realen, und der *Real* 16 *Quartos*. Auf 1 Cöllnische Mark feines Silber gehen $9^{29}/_{41}$ Piaster; folglich gilt 1 Piaster ungefähr 2 fl. 4 kr., und 1 Real 15¾ kr. Conv. M.

D. H.

Gesittung, in der Richtung von Norden nach Süden theils ordentliche Landstrafsen, theils Canäle angelegt würden. Die Beschaffenheit des Bodens würde dergleichen Anlagen überdiefs sehr begünstigen. Aber nach Osten und Westen hin stellen sich sehr bedeutende Hindernisse in den Weg. Vorzüglich ist auf der östlichen Seite der Abfall des Hochlandes nach der Küste so steil, dafs es beinahe unmöglich scheint, hinlänglich gute Landstrafsen herzustellen, nämlich solche, durch welche den Landeigenthümern des Innern eine so bequeme Verbindung mit der Küste eröffnet würde, dafs sie ihre Erzeugnisse nicht blofs nach den westindischen oder selbst nach den europäischen Märkten bringen, sondern auch hier mit den Vereinigten Staaten gleiche Preise halten könnten.

Dieses zu bewerkstelligen ist eine der ersten Aufgaben der mexicanischen Regierung. Die Schiffe, welche jetzt europäische Manufaktur-Waaren nach Mexico bringen, nehmen entweder blofs Campeche-Holz und Kaffeh mit zurück, oder laden Ballast ein und die Rimessen müssen in baarem Gelde gemacht werden. Bis jetzt ist von der Regierung noch kein Schritt zur Abhilfe dieses Übels gethan worden. Die Vorschläge einiger fremden angesehenen Handlungshäuser, welche 1825 eine Strafse zwischen *Veracruz* und *Mexico* errichten wollten, blieben unbeachtet, weil die Regierung glaubte, dafs die Wuth der Engländer, ihr Geld in auswärtige Unternehmungen zu stecken, für immer aufhören werde. Als sie 1826 ihren Irrthum einsah, hatten die fremden Capitalisten

die Lust verloren. Mit Ausnahme einiger zeitweiligen Verbesserungen, welche die *Real del Monte*-Gesellschaft zur Fortbringung ihrer Dampfmaschinen etc. vorgenommen hat, ist die Hauptverbindung mit der Küste noch immer in demselben Zustande wie 1815, wo die grofse, 1803 von den Kaufleuten in *Veracruz* erbaute gepflasterte Strafse von den Insurgenten zerstört wurde, um die Verbindung der Hauptstadt mit den königlich gesinnten Spaniern in Veracruz abzuschneiden. *Ward* ist zwar nicht der Meinung, dafs *Mexico*, auch wenn die Küste vom Innern aus zugänglicher werden sollte, mit Vortheil *Getraide* nach Westindien würde bringen können, indem der Markt hier, wie die Verluste der Nord-Amerikaner zeigten, zu unzuverlässig sei. Aber wohl glaubt er, dafs sich für die sogenannten Colonial-Produkte, nach welchen in Europa beständige Nachfrage herrscht, ein starker Absatz eröffnen werde, und dieser Handelszweig könne bei der Fähigkeit so vieler mexicanischen Ländereien, jene Erzeugnisse hervorzubringen, für Mexico eine so unerschöpfliche Quelle von National-Reichthum werden, als es bisher seine Bergwerke waren. Die ganze Ostküste vom Flusse *Guasacualco* bis zur Nordgränze, und landeinwärts so weit als es das Klima erlaubt, ist des herrlichsten Anbaues fähig, und nirgends kann das erschöpfte Land der westindischen Inseln eine Vergleichung mit dem jungfräulichen Boden Mexicos aushalten. Blofs der Staat von *Veracruz* könnte ganz Europa mit *Zucker* versorgen. Nach *v. Humboldts* Schätzung beträgt der Ertrag des Hectare's hier 2800 Kilogram-

mes, während er auf *Cuba* nicht über 1400, also nur halb so viel, ausmacht. Eben so reichlich fällt verhältnifsmäfsig die *Kaffehärndte* aus. Auch *Indigo* und *Tabak* gedeihen vortrefflich, während weiter nordwärts, in *Texas*, welches mit Louisiana oder Süd-Carolina fast einerlei Klima hat, die *Baumwolle*, dieser grofse Stapelartikel der Vereinigten Staaten, mit Vortheil gebaut werden kann. Auch haben die Bewohner dieser Länder die günstigen Verhältnisse ihrer Lage und ihres Bodens bereits eingesehen und seit den letzten Jahren ihre Pflanzungen darnach eingerichtet und erweitert.

Es ist gar keinem Zweifel unterworfen, dafs die Zugänglichkeit des amerikanischen Festlandes für den europäischen Handel in Zukunft eine Menge Dinge, die wir jetzt nur noch als Luxus-Artikel betrachten, zu einem gewöhnlichen Bedürfnisse selbst der niedern Volksklassen bei uns machen werde. Zugleich wird sich dafür in Amerika der Verbrauch europäischer Waaren vermehren. *Ward* beobachtete die wohlthätigen Folgen des bis jetzt nur noch beginnenden Verkehrs mit Europa bereits in Mexico. In frühern Zeiten waren die Strafsen der Hauptstadt mit einer Art nackter, eckelhafter und verwörfner Lazzaroni's, angefüllt, deren Zahl sich nach der allgemeinen Schätzung auf 20000 belief. Diese Menschenklasse ist jetzt fast gänzlich verschwunden, und Kleidung ist so allgemein geworden, dafs Niemand mehr ohne dieselbe erscheint. Ähnliche Veränderungen haben in den Bergwerks-Bezirken Statt

gefunden und werden sich bei den reichen Hilfsquellen des Landes, bald bis in die entferntesten Ortschaften ausbreiten.

Übrigens kann *Mexico*, wenigstens in diesem Jahrhunderte, kein *Fabrik-Staat* werden, und wird auch wohl keinen Versuch dazu machen. Sein Berg- und Landbau sind im Stande, ihm alle Vortheile fremden Gewerbfleifses zu gewähren und selbst die Luxuserzeugnisse der civilisirtesten Länder ihm, so zu sagen, vor die Thüre zu bringen.

Eben so wenig kann Mexico jemals eine grofse *Seemacht* werden. Seine Häfen an der Atlantischen Küste sind blofs für Handelsschiffe brauchbar, und keineswegs im Stande, grofse Flotten aufzunehmen. Die meisten sind unsicher und einige nichts weiter als Rheden. Die Einfahrt in die Mündungen der vornehmsten Flüsse ist durch Sandbänke verstopft, und wenn diesem auch durch die Kunst abzuhelfen wäre, so kann diese doch nie hervorbringen, was die Natur verweigert hat, einen Hafen von hinlänglicher Gröfse, um einer beträchtlichen Flotte Sicherheit zu gewähren. Glücklicherweise ist dieses zum Wohl des Landes nicht nöthig, da die Nachbarschaft der Vereinigten Staaten und die Menge europäischer Schiffe, welche seine Häfen mit den Erzeugnissen ihrer Länder besuchen, stets hinlängliche Gelegenheit für Mexico zur Ausfuhr seiner rohen Produkte darbieten werden, wie sehr sich sein Gewerbfleifs in Zukunft auch ausdehnen möge.

Ganz anders verhält sichs auf der Westküste. Hier finden wir, von *Acapulco* bis *Guaymas* (im Busen von Californien) eine

Reihe der herrlichsten natürlichen Häfen, unter welchen aber viele noch nie von einem Schiffe besucht worden sind. *Acapulco* selbst, der schönste Hafen vielleicht in der ganzen Welt, ist jetzt verödet. Seine Wichtigkeit hörte mit dem Gallionen-Handel auf, und es dürfte schwerlich jemals wieder seinen alten Ruhm erlangen. Der chinesische und ostindische Handel hat eine andere Richtung genommen und fast alle dazu gebrauchten Schiffe löschen jetzt ihre Ladungen in den Häfen von *San Blas*, *Mazatlan* und *Guaymas*. Die Nachfrage nach asiatischen Waaren ist überhaupt auf der Nord- und Westseite des Hochlandes, welches noch nicht hinlänglich aus Europa versehen werden kann, gröfser als in der Hauptstadt, wo der Markt bereits überfüllt ist. Indessen werden noch viele Jahre hingehen, bevor der Handel auf der Westküste so wichtig werden kann wie auf der Ostküste. Denn da der Unterschied zwischen den Bodenerzeugnissen Mexicos und derjenigen Länder, mit welchen es durch die Schiffahrt auf dem Grofsen Weltmeere in Verkehr treten kann (Columbien, Peru und Chili, China und Ostindien), nicht sehr bedeutend ist: so müssen fast alle Rimessen in baarem Gelde geschehen, Häute, Talg und Californischer Waizen ausgenommen, in welchen Artikeln auch bereits sehr gute Geschäfte gemacht werden.

Was die *Bevölkerung* Mexicos betrifft, so ergab die Zählung, welche im Jahre 1793 auf Befehl des damaligen Vicekönigs Grafen *Revillagigedo* vorgenommen wurde, eine Summe von 4.483500 Seelen. Wenn man die Schwierigkeiten einer solchen

Volkszählung erwägt, besonders im spanischen Amerika, wo die Einwohner jedes Mal das Vorspiel einer neuen Auflage darin zu erblicken glaubten: so läfst sich jene Summe nur als das Minimum der damaligen Bevölkerung betrachten. Hr. *v. Humboldt* addirte daher ein Sechstel dazu und brachte so die Summe von 5,200000 Seelen heraus. Die Bevölkerung war damals im Wachsen und die jährlichen Geburten verhielten sich, wie die Kirchenbücher ergaben, zu den Todesfällen wie 170 zu 100. Dem gemäfs glaubte *v. Humboldt* die Volkszahl von 1803, wo er Mexico bereiste, zu 6½ Mill. annehmen zu dürfen. Diese Annahme wurde auch durch die drei Jahre später erfolgte Zählung bestätigt, deren Ergebnifs, als Minimum betrachtet, wirklich 6½ Mill. war. Seit dieser Zeit hat freilich der Bürgerkrieg eine beträchtliche Zunahme der Volksmenge verhindert, indem gerade die bevölkertsten Landschaften am meisten davon verwüstet wurden. Dennoch dürfte sich der wirkliche Menschenverlust während dieser Kriege gewifs nicht höher als auf 300000 Köpfe belaufen und der Überrest mufs sich nach dem gewöhnlichen Verhältnifs wieder vermehrt haben. *Ward* nimmt daher für das Jahr 1827 als Minimum die Summe von 8 Millionen an.

Vor der Revolution bestand die Bevölkerung Mexicos aus folgenden *sieben Klassen*: 1) Den *Alt-Spaniern*, oder *Gachupines* (Gatschupines); man verstand unter diesem Spitznamen die erst eingewanderten, nicht im Lande selbst gebornen Spanier; 2) den *Creolen* oder den im Lande von europäischen Ältern gebor-

nen Weifsen, welche von den Alt-Spaniern mit zu den Eingebornen gerechnet wurden; 3) den *Indiern*, oder kupferfarbigen Ureinwohnern; 4) den *Mestizen*, oder Abkömmlingen von Weifsen und Indiern; 5) den *Mulatten*, oder Abkömmlingen von Weifsen und Negern; 6) den *Zambos* und *Chinos*, Abkömmlingen von Negern und Indiern, und 7) den *Negern*, welche theils wirkliche, theils ehemalige Sklaven und deren Abkömmlinge waren. *)

Der Hauptsitz der weifsen Bevölkerung ist das Hochland, nach dessen Mitte hin (*La Puebla*, *Mexico*, *Guanajuato*, *Oaxaca* und *Valladolid*) sich auch die Indische Race zusammengezogen hat, während die nördlichen Gegenden fast durchaus von Weifsen bewohnt werden, welche zur Zeit der Eroberung die Indier von hier verdrängt haben. In *Durango*, *Neu-Mexico* und den *Provincias Internas* ist der reine Indische Stamm fast unbekannt; blofs in *Sonora* findet man ihn wieder, da die hiesigen Ureinwohner von den Eroberern überwältigt wurden, bevor sie Zeit gehabt hatten, sich wie andere über den Flufs *Gila* (unter 33° Br.) vor den spanischen Waffen zurückzuziehen. Die Kü-

*) Genauer als *Ward* hat *Stevenson* (A historical and descriptive Narrative of Twenty years residence in South-America etc.) die verschiedenen Menschen-Varietäten des ehemaligen Spanischen Amerikas klassificirt. Man sehe den Jahrgang 1827 dieses Taschenbuches, S. 98 und ff.

D. H.

sten, sowohl die östliche als die westliche, sind von Mulatten und Zambos bewohnt. Diese ungesunden Gegenden waren immer der Hauptsitz der ehemals aus Afrika eingeführten Negersclaven, da die Eingebornen des Hochlandes die ungeheure Hitze des Klimas nicht aushalten konnten.

Mestizen findet man in allen Theilen des Landes. Da die Anzahl spanischer Weiber, welche zuerst mit den Eroberern und auch späterhin einwanderten, sehr klein war, so konnten die meisten Verheurathungen nur mit Indierinnen Statt finden, und indisches Blut hat sich daher mehr oder weniger unter die Hauptmasse der Bevölkerung verbreitet. Nur wenige Personen des Mittelstandes (zu dem die Rechtsgelehrten, die Weltgeistlichen, die Künstler und Handwerker, die kleinern Grundbesitzer und die Soldaten gehören) können sich rein-europäischer Abstammung rühmen, und gegenwärtig, wo die Verwandtschaft mit Indiern nichts Entehrendes und Nachtheiliges mehr hat, versuchen auch nur wenige noch, dieselbe abzuläugnen. Die Mestizen machen nächst den Indiern, deren Menge 1803 auf mehr als 2½ Mill. geschätzt wurde, die zahlreichste Klasse der Bevölkerung aus; es ist jedoch unmöglich, ihr wahres Verhältniſs zur ganzen Volksmenge zu bestimmen, da so viele mit unter der Klasse der Weiſsen begriffen werden, deren Zahl sich vor der Revolution auf 1,200000 (worunter 70- bis 80000 Europäer) belief.

Über die Zahl der Mulatten, Zambos und andern gemischten Rassen, ist nichts Genaues bekannt. Auch leuchtet von selbst ein,

dafs sich dieselbe, bei den vielfachen Kreuzungen, die unaufhörlich Statt finden, von Jahr zu Jahr verändern müsse.

Selbst unter den für rein angesehenen Rassen findet man, bei genauerer Bekanntschaft mit ihnen, eine vielfache Abstufung und Verschiedenheit. So bestehen die *Indier*, welche auf den ersten Anblick nur Eine grofse Masse bilden, in der That aus einer Menge Stämme, die sich zwar, was Farbe und einige andere Kennzeichen betrifft, gleichen und einen gemeinschaftlichen Ursprung zu haben scheinen, aber doch in Absicht auf Sprache, Kleidertracht, Sitten und Gebräuche, gänzlich von einander abweichen. Man kennt nicht weniger als zwanzig indische Sprachen, und viele davon sind nicht blofse Mundarten, sondern so verschieden von einander, als es in Europa z. B. nur immer das Slawische und Teutsche seyn können. Einige haben Buchstaben, die man in andern nicht findet, und die Verschiedenheit der Wörter ist so grofs, dafs sie selbst dem ungeübtesten Ohre auffällt. So unterscheiden sich z. B. die tiefen und rauhen Kehllaute des *Aztek* in *Mexico*, seltsam von dem wohlklingenden *Otomi*, welches im benachbarten *Valladolid* vorherrscht, und dieses soll wieder durchaus von den Sprachen einiger nördlichen Stämme abweichen. Die *Aztek*-Sprache hat kein *R* und liebt lange, für den Europäer durch ungewohnte Lautverbindungen fast unaussprechbare Wörter, z. B. *Popocatepetl*, *Istaccihuatl*, *Tenochtitlan*, oder gar das von *Humboldt* als Beispiel angeführte *Notlazomahuizteopixcatatzin*, (d. h. der ehrwürdige Priester,

den ich als Vater verehre). Dagegen wird das *R* in der *Otomi*-Sprache sehr häufig gefunden, z. B. *Ocambaro*, *Puruundiro*, *Zitacuaro*, *Cinapecuaro* u. a.

Die gegenseitige Abgränzung der verschiedenen Rassen, besonders der Stolz, mit welchem sich die reinen Creolen und Weifsen über die andern erheben, (wie in Spanien selbst die reinen Castilier über diejenigen, die mit den Mauren Verwandtschaft hatten) war vor der Revolution auf einen hohen Grad gestiegen und ging oft ins Lächerliche. Hr. v. *Humboldt* glaubte daher, dafs wenn es einmal zu einer Umwälzung in Mexico kommen sollte, man versuchen würde, die Scheidelinie noch schärfer zu ziehen. Aber die Begebenheiten der letztern siebzehn Jahre haben diese Besorgnifs nicht gerechtfertigt. Gleich beim Ausbruche der Umwälzung waren die Creolen genöthigt, sich angelegentlichst um den Beistand der übrigen Casten zu bewerben, und in allen ihren Proclamationen finden wir ihre Sache zugleich als die der Eingebornen dargestellt. Alle Casten-Unterschiede verschwanden in dem einzigen grofsen Gegensatz der *Amerikaner* und *Europäer*. Alle Kräfte vereinigten sich gegen die Letztern, die Alt-Spanier, mit welchen fast alle öffentlichen Stellen besetzt waren und zu deren Unterstützung die Streitkräfte des Mutterlandes herbeieilten. Es klang freilich seltsam, wenn man alle Gräuelthaten der ehemaligen Eroberer auf die Köpfe der *jetzigen* Alt-Spanier zusammenhäufte, da die Creolen, welche diese Verwünschungen ausstiefsen, doch selbst die Nachkommen eben jener

Eroberer waren, oder wenn sie die Schatten *Montezuma's* und *Atahualpa's* anriefen, die ihre Vorfahren getödtet und deren friedliche Stammverwandte und Unterthanen sie unterjocht hatten. So wenig haltbar indessen die Gründe waren, so praktisch waren die Ergebnisse. Der Casten-Unterschied hat jetzt, in Beziehung auf staatsbürgerliche Rechte, ganz aufgehört. *) Mehre Pfarrer von rein indischer Abstammung sind schon zu Deputirten gewählt worden. General *Guerrero*, der im Jahre 1824 Mitglied der vollziehenden Gewalt war, und vielleicht bald Präsident werden dürfte, hat Afrikaner unter seinen Vorfahren. Reine Neger sind jedoch nur noch wenige vorhanden. Schon früher war die Einfuhr von Sklaven nach Mexico sehr unbeträchtlich und ihre Zahl stieg bis 1793 nicht über 6000. Viele davon sind seitdem gestorben, viele freigegeben worden und der Rest machte sich 1810 selbst frei und verstärkte die Heere der Independenten, so dafs nach *Wards* Behauptung sich, wenigstens im Innern, kein einziger Negersklav mehr befinden dürfte. Blofs nach *Texas* sind durch die Ansiedler aus den Vereinigten Staaten einige gebracht worden, aber alle fernere Einfuhr von Sklaven ist jetzt verboten und aufserdem hat man Anstalten getroffen, den noch

*) Von der im Laufe des Winters 1827 bis 1828 erfolgten Vertreibung fast aller *Alt-Spanier* konnte *Ward* bei der Abfassung seines Buches noch nichts wissen.

D. H.

übrigen so wie ihren Kindern die Freiheit zu verschaffen. Ihre Zahl dürfte jedoch kaum 50 übersteigen. Bei dem Feste der Unabhängigkeit, welches jährlich am 16. September in der Hauptstadt gefeiert und bei welcher Gelegenheit eine gewisse Anzahl Sklaven in Freiheit gesetzt wird, hatte man schon im Jahre 1826 die gröfste Mühe, Personen aufzufinden, denen diese Wohlthat erzeigt werden konnte.

Diese Aufhebung der Sklaverei hat dem Gewerbfleifse des Landes keineswegs Nachtheile, sondern selbst Vortheile gebracht. Während man sich anderwärts noch über die Nützlichkeit freier Arbeit streitet, ist diese Frage in Mexico schon entschieden. Zukker, Kaffeh und Indigo, welche man, wenn auch noch nicht für die Ausfuhr, doch für den einheimischen Bedarf, in hinlänglicher Menge und bezirksweise sogar im Überflufs erzeugt, werden sämmtlich von freien Arbeitern, Indiern und Mischlingsrassen, gebaut. Die Abkömmlinge der Afrikaner bilden in den heifsen Gegenden (Tierras calientes) die nützlichste Klasse der gemeinen Arbeiter, um so mehr, da sie nicht wie andere dem Gelben Fieber unterworfen sind. Auch verstehen sie sich im Innern am besten auf den Anbau derjenigen Erzeugnisse, welche den Tropenländern eigenthümlich sind.

Was die *Erzeugnisse* Mexicos im Allgemeinen betrifft, so begünstigt seine besondere geographische Lage und seine klimatischen Verhältnisse, wie bereits erwähnt, die gröfste Mannichfaltigkeit derselben. Nicht selten finden sich auf einem kleinen Rau-

me die Produkte der entgegengesetztesten Bezirke beisammen. *Ward* erwähnt einer Reise durch ein Thal zwischen *Temaskaltepek* und *Angangeo*, wo er die Ufer des durch dasselbe fliefsenden Gewässers aufs reichlichste mit tropischen Früchten geschmückt, die Höhen zu beiden Seiten aber mit Birken, Eichen und Nadelholz bewachsen sah. Dergleichen Stellen kommen sehr häufig vor und es ist daher unmöglich, irgend einem besondern Produkte seinen eigenen Bezirk anzuweisen. Blofs das eigentliche Hoch- und das Tief- oder Küstenland bilden in Beziehung auf manche Erzeugnisse einige Abgränzungen.

Mais (im Mexicanischen oder Aztek *Tlaouili*) wird fast überall mit Erfolg gebaut, nur mit dem Unterschiede, dafs er im heifsen Tieflande und an den Abfällen der Hochebene gröfser wird als auf der Letztern. Aber selbst hier, 7 bis 8000 Fufs über dem Meeresspiegel, wächst er so üppig, als man es in Europa kaum für möglich halten sollte. Es giebt Stellen, freilich besonders günstige, wo der Ertrag 800 fältig ist; 300 bis 400 Körner sind in guten Jahren das Gewöhnliche. Nur da, wo die Ärndte von der Witterung abhangt, ist sein Ertrag ungleich. Auf den Hochebenen von *Zacatecas* und *San Luis Potosi*, wo grofser Wassermangel herrscht, kann man auf zehn Jahre kaum ein gutes Maisjahr rechnen. Aber wenn auch in einem Zwischenjahre der Ertrag nicht 40 oder 50 Körner übersteigt, so ist dies doch für den Bedarf hinreichend.

Die grofse Masse der Bevölkerung Mexicos lebt fast gänzlich von Mais. Man macht aus dem Mehle desselben entweder eine Art ungesäuerten aber nahrhaften Brodes (*Arepa*), oder bäckt daraus die beliebten *Tortillas* (eine Art Kuchen, welche nach *Lyon's* *) Beschreibung Ähnlichkeit mit den böhmischen gegossenen Talken zu haben scheinen).

Der Preis des Maises ist nach den Jahrgängen und der Entfernung von den Hauptmärkten verschieden. In der Hauptstadt kauft man die Fanega (150 Pfund) selten wohlfeiler als um 2 Piaster; zuweilen steigt sie auch bis 3½. Dagegen kann man sie im Innern des Landes um 3 bis 4 Realen haben. Doch erreichte 1826, wo die Mais-Ärndte gänzlich mifsrathen war, der Preis den hohen Stand von 2 bis 2½ Piaster, was unter den Indiern grofses Elend verursachte.

Obschon der Mais überall im Lande fortkommt, so wird doch gegenwärtig weniger gebaut als vor 1810, weil nämlich seitdem eine Menge Bergwerke eingegangen sind, die in frühern Zeiten aufserordentlich viel von dieser Getraidegattung verbrauchten. Um sich einen Begriff davon zu machen, führt *Ward* als Beispiel die Bergwerke von *Guanajuato* an, wo täglich 14000 Maulthiere ge-

---

*) *Journal of a Residence and Tour in the Republic of Mexico* in the year 1826 etc. By Capt. G. F. *Lyon*, R. N. F. R. S. London, 1828. Erster Band, S. 135 und ff.

braucht wurden, die man blofs mit Mais, Stroh und Zakate's (dürren Maisstengeln) fütterte. In ähnlichem Verhältnisse befand sich die Consumtion in den andern Berg-Districten, so dafs der Flor des Ackerbaues grofsentheils vom Betrieb des Bergbaues abhing. Auf der andern Seite aber mufste sich die ausgedehntere oder eingeschränktere Bearbeitung der Minen auch wieder nach den Mais-Preisen richten, deren hoher Stand in schlechten Jahren dem Bergbau-Unternehmer nicht minder nachtheilig war als eine Steigerung der Quecksilber-Preise. Wollte man ein Verzeichnifs der Jahre entwerfen, wo der Minen-Ertrag besonders reichlich war, so würde sichs zeigen, dafs sie mit denen zusammenfallen, die eine gute Mais-Ärndte gegeben haben. In einigen Gegenden macht man auch aus Mais eine Mannichfaltigkeit geistiger Getränke, welche sämmtlich unter dem allgemeinen Namen *Chicha* (Tschitscha) bekannt sind.*) Der *Mais-Pulque* (Pulke) oder *Tlaölli*, ist ein ähnliches berauschendes Getränk, welches aus dem zuckerhaltigen Saft gewonnen wird, den die ausgepreſsten Stängel von sich geben. Vor der Eroberung wurde dieser Saft von den Indiern eingekocht und Syrup und Zucker daraus gemacht.

---

*) Auch in *Columbien* und *Peru* kennt man diese Chicha. Man sehe den Jahrgang 1826 dieses Taschenbuches, S. 59, und 1827, S. 146, wo auch ihre Bereitungsart beschrieben wird.

D. H.

Von eigentlichem Getraide wird hauptsächlich *Waizen* und *Gerste* gebaut. *Hafer* ist selten. Die Gerste gebraucht man allgemein als Viehfutter, entweder rein oder mit Mais vermischt.

Waizen gedeiht überall auf dem ganzen Hochlande. Die niedrigste Temperatur, welche ihm zuträglich ist, kennt man zwar nicht; aber so viel weifs man, dafs er in der Tierra caliente, sowohl am östlichen als am westlichen Abhange, nur taube Ähren bildet, was vielleicht der zu grofsen Üppigkeit des Wuchses zuzuschreiben ist. Um *Jalapa* herum (678 Toisen über dem Meere) wird er blofs als Grünfutter fürs Vieh gebaut. Erst bei dem 530 Toisen höher liegenden *Perote* findet er sein eigenthümliches Klima, und erscheint nun ohne Unterbrechung von hier bis in die nördlichen Gegenden, wo er auf immer niedrigern Punkten vorkommt, bis man ihn in *Californien* in den tiefsten Thälern antrifft. Auf dem Hochlande ist Wassermangel das Haupthindernifs, mit dem der Landwirth zu kämpfen hat. Nur wo der Boden sich leicht bewässern läfst, darf man gute Ärndten erwarten. Im Allgemeinen hangen dieselben von dem frühern oder spätern Eintritt der *Regenzeit* (*Estacion de las aguas*) ab, welche, wie in allen Tropenländern, mit dem Laufe der Sonne nach den Wendekreisen hin, gleichen Schritt hält. Sie beginnt in Mexico an der Küste von *Veracruz* und geht so stufenweise von Osten nach Westen, in der Richtung des Passatwindes. Aber ihr Anfang ist ungewifs, und wenn die *trockne Jahreszeit* (*Estio*) bis über die Mitte des Juni hinaus anhält, so leiden da, wo der

Boden nicht künstlich bewässert werden kann, alle Getraidearten, so wie der Mais, aufserordentlich. Diese künstliche Bewässerung ist daher für den mexicanischen Landwirth von aufserordentlicher Wichtigkeit, und man verwendet auf den grofsen Landgütern ungeheure Summen auf die Anlage der *Acequias* (Asékias, Bewässerungskanäle), *Presas* (eingedämmte Teiche) und *Norias* (Schöpfräder). Im Jahr 1802 hielt die trockne Jahreszeit drei ganze Monate länger als gewöhnlich, und 1826 bis Ende Juli an; doch sind dergleichen Mifsjahre zum Glück sehr selten. Wo eine künstliche Bewässerung Statt findet, wird sie zwei Mal angewendet; zuerst im Jäner, wenn die junge Saat aufgeht, und dann im Anfange des März, wenn das Getraide schiefst.

Die Haupt-Getraideländer Mexicos sind *La Puebla* (besonders um *Atlisco*, *San Martin* und *Cholula* (Tscholula), das *Baxio* (*Bachío*, Niederland, welches einen Theil der Staaten *Guanajuáto*, *Queretáro* (Keretaro), *Valladolíd*, *Zacatécas* und *Guadalajára*, in der Nähe des grofsen Stromes *Santiago*, begreift), das Thal von *Tenochtitlán*, oder *Mexico*, das von *Poanas*, in *Durango*, und die Missionen in *Californien*. Obschon jedoch nur einzelne Stellen dieser Landschaften jetzt wirklich mit Getraide bebaut sind, so würde sich doch auch der benachbarte Boden, wenn die Bevölkerung selbst um das Fünffache der jetzigen Gröfse zunähme, mit Vortheil bearbeiten lassen.

Dafs gegenwärtig der Getraidebau nicht ausgedehnter ist, liegt theils an der grofsen Fruchtbarkeit des Bodens, indem eine

verhältnifsmäfsig kleine Fläche schon hinlängliche Massen von Getraide liefert, theils in dem geringen Verbrauche von Waizen in der Tierra caliente und an der ganzen Küste, wo man fast blofs von Mais und Bananen lebt. Auch ist die schon erwähnte schwierige Verbindung des Hochlandes mit den Küsten Ursache, dafs die Bewohner der Letztern ihren Bedarf an Getraide weit wohlfeiler aus den *Vereinigten Staaten* oder aus *Californien* beziehen, als selbst von dem nächstgelegenen Bezirke des Hochlandes. So kauft man z. B. die Tonne amerikanischen Mehls in Havanna um 14 Piaster, während für eine Last (*Carga*, = 300 Pfund) Mehl von *Atlisco* bis *Veracruz* dieselbe Summe blofs als Fracht gezahlt wird, ohne noch den Einkaufspreis zu rechnen.

Hr. *v. Humboldt* giebt 25 Körner als den Durchschnitts-Ertrag aller Getraideländer in Mexico an. In *Frankreich* kann man höchstens 10, in *England* vielleicht 12 annehmen. In den ärmern Gegenden *Teutschlands* sind 5 bis 6 Körner schon eine gute Ärndte. In *Kentucky* betrachtet man 22 als den höchsten Ertrag. In *Mexico* dagegen sind auf gut bewässerten Ländereien und in guten Jahren 60 bis 80 geärndtet worden. Um *Zelaya*, *Salamanca*, *Leon* und *Santiago* werden 35 bis 40 als das Gewöhnliche angesehen. Im Thale von *Mexico* beträgt die Ärndte 18 bis 20 Körner, und selbst in *Neu-Californien* sind 15 bis 17 nichts Ungewöhnliches. Überdiefs versichert *v. Humboldt*, dafs das Verhältnifs zwischen Saat und Ärndte noch günstiger seyn würde, wenn man das Geschäft des Aussäens wirthschaftlicher zu

betreiben verstände, indem ein grofser Theil der zu dick gesäeten Körner gar nicht aufgehen kann.

Was der *Mais* für die Bewohner des Hochlandes, ist die *Banane* (Musa sapientum) für die des heifsen Tieflandes. Sie verschafft ihnen das tägliche Lebensmittel und hat wie jener das Gute, auf einem bestimmten Raume mehr Nahrungsstoff hervorzubringen und weniger Arbeit zu bedürfen, als irgend eine andere bekannte Pflanze. Nach *v. Humboldt* reicht ein mit Bananen bepflanzter englischer Acre (= 38376 franz. Quadratfufs oder 2¼ niederöstr. Metzen) hin, 50 Menschen zu ernähren, während derselbe Raum mit Waizen bebaut in gewöhnlichen Jahren blofs 3 ernähren würde. Die Banane braucht wenig Pflege; wenn die Schöfslinge einmal gepflanzt sind, thut die Natur das Übrige. In 10 oder 11 Monaten wird die Frucht reif. Dann schneidet man die alten Stängel ab und läfst blofs den Leitsprösling (? the leading sprout) stehen, welcher drei Monate nach der Mutterpflanze auch noch Früchte bringt. Aufserdem braucht man blofs zwei bis drei Mal im Jahre die Erde um den Stamm aufzulockern. Man geniefst die Frucht entweder wie sie vom Baume kommt, oder in Scheiben zerschnitten und an der Sonne getrocknet (Platano posado). Die Banane verlangt zu ihrem vollkommnen Gedeihen eine mittlere Temperatur von 19 bis 20° Reaum.

Für die Bewohner des Küstenlandes, mehr aber für die der westlichen als der östlichen Küste, ist auch das *Cassava*-Brod, welches bekanntlich aus den mehligen Bestandtheilen der Wurzel

der *Bittern Yuca* (*Jatropha manihot*) bereitet wird, ein bekanntes Nahrungsmittel; doch ist sein Verbrauch nicht eben ansehnlich.

Reis wird nur wenig gebaut und ist überhaupt wenig bekannt.

Seit der Revolution ist der *Oliven*-Bau sowohl in den Provinzen, als unmittelbar bei Mexico, sehr erweitert worden. Das gewonnene Öl kommt dem feinsten französischen und italiänischen gleich, und da das Klima dem Gedeihen des Ölbaumes besonders zusagt, so hofft man, dafs die einheimische Erzeugung bald die fremde Einfuhr entbehrlich machen werde. Bekanntlich war vor 1810 der Ölbau in Mexico verboten, weil die spanische Regierung befürchtete, dafs der Vortheil des Mutterlandes darunter leiden möchte.

Eben so war der *Weinbau* verboten, obschon der Boden von Mexico so trefflich dazu geeignet ist, dafs man in *Texas* sogar *wilde* Weinreben findet. Blofs in *Parras* war sonst der Weinbau erlaubt, wahrscheinlich weil es wegen seiner weiten Entfernung im Norden des Landes von der Hauptstadt aus nicht mit Vortheil versehen werden konnte. Die Summe der eingeführten Weine betrug vor 1810 nicht weniger als 700000 Piaster jährlich, welche dem Lande erhalten werden können, sobald man sich selbst mit Eifer auf den Weinbau legen wird. Wie er auch ausfallen möge, so wird er doch nicht schlechter seyn, als die gemeinen catalonischen Sorten, mit welchen Mexico sonst versehen wurde. Da jedoch in den letztern Jahren die Franzosen sich des Marktes bemächtigt

haben und den Mexicanern recht gute Weine zu billigen Preisen liefern, so ist wenigstens für jetzt nicht zu erwarten, dafs die einheimischen Landwirthe sich mit besonderm Eifer dem Weinbau widmen werden.

Ganze Landgüter sind im Hochlande dem Anbaue des *Spanischen Pfeffers* (*Capsicum*) gewidmet und wenige Gegenstände der Bodenkultur tragen mehr ein als dieses starke Gewürz, das in *Mexico*, wie in *Columbien*, *Peru* und *Chili*, zu den ersten Lebensbedürfnissen des Indiers und der Mestizen gehört und auch auf den Tafeln der Creolen aller Stände in nicht geringer Menge verbraucht wird. *) Gewöhnlich würzen die untern Klassen ihre sonst unschmackhaften Tortillas mit Spanischem Pfeffer und über diesen Leckerbissen geht ihnen weder Fleisch noch Weizenbrod.

Aufser den bisher beschriebenen Erzeugnissen des Pflanzenreichs besitzt Mexico noch mehre andere, welche zur Nahrung dienen, namentlich *Kartoffeln*, welche überall im Hochlande häufig gefunden werden, *Yams-Wurzeln*, die aber nur in der Tierra caliente fortkommen, und eine Mannichfaltigkeit von Garten- und Küchengewächsen, Äpfel, Pfirsiche und Birnen, überhaupt die meisten europäischen Obstsorten, wozu noch Pinien-Äpfel,

*) Es heifst auch *Aji*, *Chilischer* und *Cayenne-Pfeffer*. Man sehe die Jahrgänge 1826, S. 18, 1827, S. 132 und 1828, S. 38.
D. H.

Chirimoya's, Guava's, Orangen, Pistazien, Melonen und die gewöhnlichen andern edlen Erzeugnisse der tropischen Pflanzenwelt kommen.

Besonders muſs hier noch von der *Maguey*-Pflanze (*Agave Americana*, gewöhnlich *Aloe*, im Mexicanischen oder Aztek *Mete* genannt) etwas umständlicher gesprochen werden, indem daraus das unter dem Namen *Octli* oder *Pulque* (*Pulke*) bekannte Lieblingsgetränk der niedern Klassen im mittlern Theile des Hochlandes gewonnen wird.

Die Hauptpflanzungen dieses Gewächses sind in den Staaten *La Puebla*, *Mexico*, *Guanajuāto* und in einem kleinen Theile von *Valladolid* zu finden. Am berühmtesten sind die in der Nachbarschaft von *Cholula* (*Tscholula*), in den Ebenen (*Llanos*) von *Axam*, zwischen den Städten *Huamantla*, *Tlascāla*, *Apan* und der *Hauptstadt*. Eben so berühmt ist das Thal von *Tolūca* durch seinen *Pulke*, welcher aus den Erträgnissen der groſsen Maguey-Pflanzungen bei *Lerma* gewonnen wird. Übrigens findet man die Pflanze in ganz Mexico wild; aber die Bereitung und der Verbrauch des Pulkes sind am ansehnlichsten im Bereich der zwei groſsen Städte *La Puebla* und *Mexiço*. Die kleine Abgabe, welche vor 1810 an den Thoren dieser Städte von dem eingeführten Pulke erhoben wurde, belief sich jährlich auf 600000 und stieg 1793 bis auf 817739 Piaster.

Eine Beschreibung der Pulke-Bereitung, wie sie *Ward* mittheilt, dürfte vielen unserer Leser willkommen seyn.

Die *Maguey*-Pflanze ist dem Anscheine nach wenig oder gar nicht von der *Aloe* verschieden, welche in Spanien und andern Theilen des südlichen Europa gefunden wird. Sie wächst nicht hoch, aber zur Zeit der Reife werden die Blätter 5 bis 7, einige auch noch mehr Fuſs lang. Man pflanzt sie reihenweise, mit Zwischenräumen von neun Fuſs. In gutem Boden braucht sie keine besondere Aufmerksamkeit, bis zur Zeit der Blüthe, wo sie erst nutzbar wird. Diese ist jedoch ungleich, kann aber im Allgemeinen zu zehn Jahr angenommen werden, indem man unter 1000 Stück 100 rechnet, welche jährlich blühen. Die Indier wissen aus bestimmten Kennzeichen fast die Stunde anzugeben, wo der Mittelschöfsling oder der Blüthenstengel hervorbrechen wird, und sie kommen dem zuvor, indem sie einen tiefen Einschnitt machen, das ganze Herz (Corazōn) oder den mittlern Theil herausschneiden und nur die äuſsere dicke Rinde stehen lassen. Diese bildet ein natürliches Becken von etwa 2 Fuſs Tiefe und 1½ Fuſs Durchmesser, worin sich nunmehr der Saft, welchen die Natur zur Nahrung des riesenmäſsigen Blüthenstängels bestimmt hatte, in solcher Menge sammelt, daſs die Vertiefung täglich zwei auch wohl drei Mal ausgeleert werden muſs. Zu dem Ende werden, um freien Zutritt zu haben, die Blätter an der einen Seite ganz weggeschnitten. Hierauf steckt der Indier eine lange Kürbisflasche (Acojōte) in das Becken, deren dünneres Ende in ein Horn ausläuft, während sich am entgegengesetzten ein kleines viereckiges Loch befindet, welches er an den Mund bringt und

so den Saft aussaugt. Dieser Saft heifst, so lange er noch nicht gegohren hat, *Honigwasser* (*Aguamiel*). Ein kleiner Theil davon wird gleich Anfangs in ein besonderes Gebäude gebracht, wo er in Zeit von 10 bis 15 Tagen in Gährung übergeht und nun *Pulke-Mutter* (Madre Pulque) heifst. Diese wird jetzt als Hefe oder Gährungsmittel für das übrige Honigwasser verwendet, welches man von Tag zu Tag, wie es von der Pflanze abgezapft worden, in Schläuche oder Tröge schüttet, in deren jeden man ein wenig Pulke-Mutter hinzugiefst. Die Gährung erfolgt nun sehr geschwind und schon in 24 Stunden kann der Pulke getrunken werden. Da ein Maguey-Feld das ganze Jahr hindurch blüthreife Pflanzen hat, und die ausgeleerten Gefäfse mit frischem Honigwasser gefüllt werden: so hat man immer frische Pulke und seine Erzeugung kann nur in der Gröfse der Pflanzung selbst ihre Gränze finden. Eine tüchtige Maguey-Pflanze gibt täglich 8 bis 15 *Quartillos* *), von etwa einem Realen an Werth, und der Zufluss dauert zwei auch drei Monate, so dafs eine ausgewachsene Pflanze an 10 Piaster werth ist. Es giebt Pflanzungen, die jährlich 10 bis 12000 Piaster einbringen, besonders in der Nähe eines vortheilhaften Marktes. Überdiefs

*) 32 *Quartillos* (Quartiljos) machen 1 *Cantaro*, welches 794 altfranzösische Cubikzoll = 11⅞ niederöstr. Maafs, enthält, 1 *Quartillo* ist also ungefähr 1⅝ niederöstr. Seidel.

D. H.

kosten sie wenig zu unterhalten. Das Gewächs pflanzt sich leicht fort; denn obgleich die Mutterpflanze, sobald der Saft zu fliefsen aufhört, verwelkt, so bleibt doch die Wurzel und bringt eine Menge neuer Schöfslinge hervor, welche sich versetzen lassen und fröhlich gedeihen. Blofs die Anlage einer neuen Pflanzung erfodert einigen Aufwand, und da zur völligen Reife des Gewächses 8, 10 und noch mehr Jahre nöthig sind, so trägt das Capital während dieser Zeit keine Zinsen.

Die Eingebornen von Mexico schätzen den Pulke aufserordentlich hoch. Sie schreiben ihm magenstärkende und schlafbringende Kräfte zu und betrachten ihn aufserdem als treffliches Heilmittel in mancherlei Krankheiten. Dem Fremden widersteht er Anfangs durch seinen Geruch nach saurer Milch oder ein wenig verdorbenem Fleisch. Hat man sich aber daran gewöhnt, so findet man, dafs er ein recht erquickendes und heilsames Getränk ist. Er berauscht nur wenig, und da er stets im Zustande der Gährung getrunken wird, so besitzt er selbst bei der heifsesten Witterung eine angenehme Kühle. Man findet ihn aller Orten, selbst wo Wassermangel ist, und sogar der durstige Fremde überwindet dann seinen anfänglichen Widerwillen und lernt die guten Eigenschaften des Pulke gehörig schätzen. Am besten ist er da, wo er bereitet wird. Durch die Verführung nach weit entlegenen Orten nimmt sein übler Geruch zu und zugleich geht seine Frische verloren.

Aus der Maguey-Pflanze wird auch eine stärkere Sorte von Branntwein (*Aguardiente de Maguey*, im Aztekischen *Mexical*) gemacht, welche man ebenfalls häufig trinkt. Die alten Mexicaner bereiteten, zur Zeit der Eroberung, aus den Blättern der Pflanze ihr Papier, von welchem sich Stücke von verschiedener Stärke und mit Hieroglyphen beschrieben, noch heutiges Tages vorfinden. Gegenwärtig macht man aus den sehnigen Theilen die *Pita*, eine Art Zwirn, aus welchem man Seile verfertigt, die nicht nur in den Bergwerken, sondern auch an der Westküste auf Schiffen gebraucht werden. Diese Pita ist zwar nicht so biegsam wie Hanf und leidet auch mehr vom Wetter, ist aber dafür aufserordentlich zäh und dauerhaft.

Von dem, was man in Europa *Colonial-Producte* nennt, findet man in Mexico Zuckerrohr, Kaffeh, Tabak, Indigo, Chokolat, Baumwolle, Vanille und Cochenille.

Das *Zuckerrohr* bedarf zu seinem Gedeihen eine mittlere Wärme von 15 bis 16 Grad Reaum. Mexico hat an der Ost- und Westküste weit ausgedehnte Länder, welche diese Temperatur genieſsen. Da jedoch die Ausfuhr von 1810 nur mittelst des Hafens von *Veracruz* erlaubt war, während die gröſste Masse der einheimischen Consumenten im Hochlande gefunden wurden, so wurden die zum Zuckerbau günstigen Bezirke des Küstenlandes, als zu weit von den Märkten gelegen, nicht beachtet. Dagegen wählte man vorzüglich die Thäler von *Cuernavāca* und *Cuautla Amilpas*, innerhalb eines Kreises von 20 Wegstunden um die

Hauptstadt, zur Anlage von Zuckerpflanzungen. Diese haben sich auch während des ganzen Revolutions-Krieges erhalten, während die von *Orizāva* und *Cōrdova*, am Abhange der Cordillere, die mehr von auswärtigen Märkten abhingen, in Verfall geriethen, sobald durch die Fortschritte der Insurgenten die freie Verbindung mit der Küste aufgehört hatte. Es ist zu erwarten, dafs im Laufe der Zeit die zunehmende Verbindung mit fremden Ländern diesen Zustand der Dinge ändern und eine Zuckerpflanzung an der Küste wenigstens zu demselben Werthe emporheben wird, den eine im Innern besitzt. Noch immer kehren eine Menge Schiffe aus dem Hafen von Veracruz mit Ballast zurück, und obschon der Arbeitslohn an der Küste höher ist als im Innern, so wird diefs doch durch die ungleich gröfsere Fruchtbarkeit des Bodens aufgewogen.

Nach *v. Humboldt* werden auf einem Hectare des bewässerten Bodens in der Landschaft *Veracruz* 2800 Kilogrammes Rohzucker erzeugt. Auf *Cuba* dagegen gewinnt man nur 1400 Kilogrammes.

Die ungeheuern Capitale, welche seit 1822 (und neuerdings wieder 1827 und 1828 durch die Vertreibung der Alt-Spanier) dem Gewerbfleifse des Landes entzogen worden sind, so wie das Mifstrauen, welches die Erinnerungen an die Schrecken der Revolution eingeflöfst haben, machen es unwahrscheinlich, dafs der Zuckerbau besonders stark zunehmen werde. Kaum wird jetzt noch so viel Zucker erzeugt, als für den unermefslichen einhei-

mischen Verbrauch nöthig ist. Im Jahr 1802 betrug derselbe 1,400000 Arroben (35 Mill. Pfund), deren Werth nach dem Marktpreise von 2½ Piaster die Arroba sich auf 3½ Mill. Piaster belief. Hierzu kam in den Jahren 1802, 1803 und 1804 noch für 1½ Mill. Piaster ausgeführter Zucker. Gegenwärtig ist der Belauf der gesammten Zucker-Production unbekannt, aber höchst wahrscheinlich weit geringer als in den besten Jahren vor der Revolution, da fast alle jetzigen Zuckerpflanzungen auf die Thäler von *Cuautla* und *Cuernavaca* beschränkt, die von *Oaxaca*, im *Baxio*, in *Valladolid*, und *Guadalajara* aber während des Krieges zerstört worden sind, so dafs die Bewohner der entlegensten Provinzen sich genöthigt sahen, ihren Bedarf aus *Cuautla* zu beziehen. Die dadurch bewirkte ungemeine Vertheurung des Zuckers schliefst die ärmere Klasse von dem Markte aus und vermindert folglich den Verbrauch. Gegenwärtig (1827) kostet die Arrobe (25 Pfund) in der Hauptstadt 3 bis 3½ Piaster. Bei der Versendung ins Innere steigt der Preis immer mehr, so dafs die Arrobe in *Durango* auf 6 bis 7 und in *Chihuahua* auf 9 bis 10 Piaster zu stehen kommt. Die vornehmsten Pflanzungen erzeugen jährlich 30- bis 50000 Arroben Molasse. Aufserdem werden noch an 30000 Fässer *Chingarito* (Tschingarito), eine Art ordinärer Rum, blofs in der Nachbarschaft von *Cuernavaca* gebrannt, von dem man das Fafs in Mexico um 32 Piaster verkauft, wovon 24 reiner Gewinn bleiben.

Die Arbeiter auf den Zuckerpflanzungen sind jetzt, wie schon oben bemerkt, sämmtlich freie Leute. Auf ein Gut, das jährlich 40000 Arroben Zucker erzeugt, werden 150 Arbeiter gerechnet. Der Taglohn beläuft sich täglich auf 6 bis 7 Realen, so dafs die wöchentlichen Ausgaben des Besitzers einer der gröfsten Pflanzungen 8- bis 1200 Piaster betragen. Ob diese Arbeiter, ehemalige Sklaven und deren Nachkommen, durch die Rückkehr zur Freiheit auch an Gesittung gewonnen haben oder künftig gewinnen dürften, getraut sich *Ward* nicht zu entscheiden. Indessen wäre diefs seiner Meinung nach sehr zu wünschen; denn es könne schwerlich irgendwo ein ausschweifenderes, unwissenderes und roheres Gesindel geben, als die gegenwärtigen Bewohner der Zucker-Districte. Sie scheinen alle wilden Leidenschaften des Negers aufs innigste mit der argwöhnischen und verdächtigen Gemüthsart des Indiers verbunden zu haben. Wildheit, Rach- und Trunksucht sind die Hauptzüge ihres Charakters. Wenn sie nicht arbeiten, sind sie ohne Unterbrechung betrunken, und da sie wenig oder gar keinen Sinn für Pflichtgefühl und Religion haben, so läfst sich schwerlich an eine Besserung derselben denken. Gleichwohl sind sie im nüchternen Zustande ein arbeitsames und, wenn es seyn mufs, unglaubliche Anstrengungen und die gröfsten Strapazzen zu ertragen fähiges Volk, welches besonders von den gefährlichen Einflüssen des Klimas wenig zu fürchten hat.

Auch für den Anbau des *Kaffehbaums* ist der Boden von Mexico wunderbar geeignet, und er könnte schon jetzt in sehr grofser Ausdehnung betrieben werden, da das zur Anlage einer Kaffehpflanzung erfoderliche Capital verhältnifsmäfsig sehr gering ist.

Gleichwohl ist der Kaffeh nie ein Ausfuhr-Artikel des ehemaligen *Neu-Spaniens*, und auch im Lande selbst der Verbrauch desselben stets sehr beschränkt gewesen, die letzten Jahre ausgenommen, wo die grofsen Einkünfte, welche die Kaufleute des benachbarten *Havanna* von ihren *Cafetāles* (Kaffehpflanzungen) zogen, auch mehre Grundbesitzer in *Mexico* veranlafsten, ihre Aufmerksamkeit auf diesen Zweig des Colonial-Ackerbaues zu richten. Es wurden daher seit 1818 und 1819 in der Nachbarschaft von *Cordova* und *Orizava* mehre grofse Kaffehpflanzungen angelegt, zu welchen in den letzten drei Jahren (1825—1827) noch viele andere kamen. Auch verpflanzte man den Kaffehbaum in die Thäler von *Cuautla* und *Cuernavaca*, wo der Herzog von *Monteleone*, ein Abkömmling des Eroberers Ferdinand Cortez, das grofse Landgut *Atlajomulco* besitzt. Die zwei Güter des *Don Antonio Velasco*, *Cocoyōc* und *Pantitlan*, enthalten eine halbe Million Kaffehbäume, wovon 50000 im Jahr 1826 in vollem Erträgnifs standen. Das Jahr vorher hatte die Ärndte 5000 Arroben oder 125000 Pfund, also 2½ Pfund von einem Baume, betragen. *Ward* glaubt, dafs dieses überall in Mexico der gewöhnliche Ertrag auf gutem Boden angenommen werden könne. An manchen Orten soll er sich auf 3 bis 4 Pfund

alten
Pflanze
nderts ist

fen. In *Havanna* steigt nach *v. Humboldt* der mittlere Ertrag eines Hectare, von 3500 Bäumen, nicht über 860 Kilogrammes oder ungefähr 1720 Pfund, also vom Baume nur ½ Pfund.

Der Anbau des Kaffehs gewährt jetzt in Mexico manche Vortheile im Vergleich mit dem Zuckerbau. Man verkauft in der Hauptstadt die Arroba für 5 bis 7 Piaster (fast doppelt so theuer als den Zucker), und die Kosten sind viel geringer, da eine Pflanzung von 200000 Bäumen für die ununterbrochenen täglichen Arbeiten des Begiefsens und Jätens nicht mehr als 20 Arbeiter braucht. Blofs in der Ärndtezeit, und späterhin zum Reinigen und Beschneiden der Bäume, werden noch 50 bis 60 Personen mehr erfodert. Doch dauern diese letzten Arbeiten nur etwa drei Monate. Die jungen Pflanzen sind sehr zart und müssen zwei ganze Jahre vor der Sonne geschützt werden. Zu dem Ende wird ein besonderes grofses Stück Land, welches das *Semillero* (die Baum- oder Pflanzschule) heifst, eingedeckt und dicht mit jungen Schöfslingen bepflanzt. Im dritten Jahre werden sie von hier ins offene Feld versetzt und schon im vierten kann man die Bäume für ausgewachsen ansehen. Sie dauern 25 bis 30 Jahre.

Bei der Aufmerksamkeit, welche jetzt in ganz *Mexico* dem Kaffehbau geschenkt wird, ist es zu erwarten, dafs der Kaffeh bald einen Ausfuhr-Artikel des Landes bilden und in Europa die Vorräthe davon, welche man jetzt aus *Westindien* bezieht, ansehnlich vergröfsern werde. Wenn auch das Letztere bereits im langjährigen Besitz des Marktes ist, so hat doch Mexico den Vortheil,

alle Jahre eine Menge europäischer Fahrzeuge seine Küsten besuchen zu sehen, für welche sämmtlich eine ordentliche Rückfracht von grofser Wichtigkeit ist. Für die Ausfuhr würden dann der östliche Abfall der Cordillere, namentlich die Halbinsel *Yucatān*, wo bereits einige kleine Pflanzungen vorhanden sind, und der Staat *Tabasco*, in dem der Kaffehbau schon mit grofser Ausdehnung betrieben wird, zu sorgen haben, da die Pflanzungen von *Cuautla* zu weit entfernt von der Küste liegen und mehr den Bedarf des Innern zu decken haben werden, der bereits im Zunehmen ist. Übrigens ist, nach dem Urtheil sachverständiger Männer, der mexicanische Kaffeh im Ganzen vortrefflich.

Eine Hauptquelle des öffentlichen Einkommens der mexicanischen Regierung ist das Monopol des *Tabaks*. Diese Pflanze wird nur auf einem kleinen Bezirke in der Nachbarschaft von *Orizava* und *Cordova* angebaut. Da er nicht leicht ein Ausfuhr-Artikel werden wird, so kann er den europäischen Kaufmann nur in Hinsicht der Menge Papier interessiren, welche jährlich in den Cigarren-Fabriken verbraucht wird. Es kann jedoch über diesen Gegenstand erst weiter unten, bei der Übersicht des öffentlichen Einkommens der Republik, umständlicher die Rede seyn. Hier wollen wir blofs bemerken, dafs der mexicanische Tabak für schlechter gehalten wird als die Havanna-Sorten.

Der Gebrauch des *Indigo* (*Anil*) war schon den alten Azteken, vor der Eroberung, bekannt. Sie nannten die Pflanze *Xiuhquilipitzahuac*. Während des verflossenen Jahrhunderts ist

der mexicanische Indigo-Bau fast gänzlich in Verfall gerathen, da die einheimischen Baumwollen-Manufakturen, zu welchen man diesen Färbestoff verwendete, nicht aufkamen, und in Europa allgemein der Indigo von *Guatemala* vorgezogen wurde. Nur an der Westküste bestehen jetzt noch einige kleine Pflanzungen und man hat auch kürzlich einen Versuch gemacht, dergleichen im *Cuautla*-Thale anzulegen, aber nach einem so kleinen Mafsstabe, dafs viele Jahre hingehen werden, ehe dieser Culturzweig zu einiger Wichtigkeit gelangen wird. Auch in *Yucatan* sind einige Pflanzungen und in *Tabasco*, welches so nahe bei den grofsen Plantagen von *San Salvador* in Guatemala liegt, die jährlich 1,800000 Pfund (2 Mill. Piaster an Werth) liefern, ist der marschige und warme Boden besonders zum Anbau des Indigo geeignet. Aber es braucht Zeit, ihn hier emporzubringen, und vor der Hand ist *Tabasco* einer der ärmsten Staaten des ganzen Bundes.

Sowohl der Gebrauch als die Benennung der *Chokolate* ist aus *Mexico* durch die ersten Eroberer nach der Alten Welt verpflanzt worden. Die Azteken nannten das Getränk *Chocolatl* (Tschokolatl) und die Cacao-Pflanze *Quahuitl*. Heut zu Tage hat jedoch der Cacao von *Soconusco* (in Central-Amerika) auch in Mexico dem einheimischen den Rang abgelaufen und es wird hier nur noch wenig Fleifs auf den Anbau desselben verwandt. Die Pflanze scheint auch in der That näher am Äquator, in dem niedrigen und heifsen Boden von *Caracas*, *Guatemala* und *Gua-*

yaquil (Guayakil), wo sie jetzt in grofser Ausdehnung gebaut wird, am besten zu gedeihen. Auch bezieht Mexico von hier aus den gröfsten Theil seines Bedarfes. Blofs bei *Colima* an der Westküste, auf der Erdenge von *Tehuatepek* (oder *Tecoantepek*) und in *Tabasco*, an der Ostküste, sind noch einige Cacao-Pflanzungen, welche nach einer statistischen Übersicht vom Jahr 1826 jährlich zusammen an 15000 Cargas (Lasten zu 60 Pfund jede) erzeugen. Am besten gedeiht der Cacao an Flufsufern, an solchen Stellen, wo der Boden jährlich überschwemmt wird.

Auch die *Baumwolle* wurde unter den einheimischen Gewächsen Mexicos gefunden, als die Spanier dieses Land eroberten. Sie lieferte den Eingebornen fast den einzigen Bekleidungsstoff. Ihr Anbau ist aber unter der spanischen Regierung sehr vernachlässigt worden und auch die unter den Azteken so verbreitete Kunst, sie schön und glänzend zu färben, gänzlich verloren gegangen. Dennoch wurde am Ende des vorigen Jahrhunderts der jährliche Werth aller Baumwollen-Erzeugnisse des Landes auf 5 Millionen Piaster geschätzt. Gegenwärtig gerathen die Baumwollen-Manufakturen immer mehr in Verfall, und werden wahrscheinlich, in dem Mafse, als die englische Einfuhr dieser Artikel zunimmt, nach einigen Jahren ganz aufgehört haben. Aber der rohe Stoff ist, nach *Wurde* Behauptung, noch immer für das Land von grofser Wichtigkeit, und die Pflanzungen sollten, da man dadurch dem Lande einen wahrscheinlichen Ausfuhr-Artikel verschaffen könnte, nicht blofs erhalten, sondern vielmehr noch

erweitert und vermehrt werden, zumal da die Baumwollen-Staude in *Mexico* weit weniger Arbeit und Pflege braucht, als in den benachbarten *Vereinigten Staaten*, wo sie jährlich im Winter abstirbt, im nächsten Frühling eine ganz neue Pflanzung angelegt werden muſs, und dennoch der Anbau nicht ohne Nutzen ist. Dieses Gewächs erhält und verbreitet sich in der Tierra caliente von Mexico ohne alles menschliche Zuthun. Bloſs das Unkraut, das in allen Tropenländern so üppig emporwuchert, muſs fleiſsig ausgejätet werden.

Es giebt noch immer beträchtliche Baumwollen-Pflanzungen auf der Westküste, in der Nachbarschaft des Flusses *Nazas*, in *Durango*, von wo die Arbeiter in *Zacatecas*, *Saltillo* und *San Luis* ihren rohen Bedarf für ihre *Tapālos* (Shawls) und andere häusliche Manufactur-Artikel beziehen. Bisher stand im Hochlande die Baumwolle sehr hoch im Preise, weil die Frachtkosten beträchtlich waren. Noch bis in die neusten Zeiten wuſste man in ganz Mexico nicht, was eine Baumwollen-Presse (cotton gin) sei, so einfach diese Erfindung auch ist; man versendete die Baumwolle von der Stelle ihrer Erzeugung nach dem nächsten Manufactur-Bezirke, ohne sie von Samen und Schmutz zu reinigen, noch weniger sie zu pressen und die Ballen minder dickleibiger zu machen. Mit der Zeit wird man aber klüger werden, besonders da die Mittel der Abhilfe so nahe liegen und dieser Gewerbzweig für das Land so äuſserst einträglich werden kann. Bis jetzt sind 25000 Arroben Baumwolle das Höchste, was von

Veracruz jährlich ausgeführt worden ist. Aber die Zufuhr mufs mit der Nachfrage wachsen, da weder grofses Capital noch Anstrengung dazu erfodert werden. *Austin's* Niederlassung in *Texas* macht bereits anschnliche Versendungen von Baumwolle nach *New-Orleans*.

Die *Vanille* ist eine der unzähligen Schmarotzerpflanzen der Tropenländer, woran besonders die Wälder der amerikanischen Ostküste so reich sind. Man glaubte lange Zeit, sie sei auf den District *Misantla*, am Fufse des *Quilate* (Kilate)-Gebirges, (in Veracruz) und auf die Umgebungen des Dorfes *Teūtila*, im Staate *Oaxāca* beschränkt; aber vor Kurzem ist sie auch in *Tabasco* entdeckt und auf den Gebirgen an der Küste in grofser Menge eingesammelt worden. In *Oaxaca* und *Veracruz* befindet sich die Cultur der Vanille ganz in den Händen der Indier, und ist sehr einfach. Sobald der junge Schöfsling am Fufse desjenigen Baumes, der zu seiner Stütze bestimmt wird, einmal angepflanzt ist, darf man blofs von Zeit zu Zeit die stärkern Kriechpflanzen ausrotten, welche sein Wachsthum aufhalten könnten. Vom dritten Jahre an bringt die Ranke ununterbrochen bis ins 30. und 40. Jahr Früchte. Die Schoten werden nach dem *Millar* (*Milja̅r*) oder Tousend verkauft, welches aus 20 *Mazos* oder Packeten von 50 Stück besteht. Nach der verschiedenen Güte unterscheidet man die Sorten *Grande fina*, *Chica fina*, *Zacate*, *Rezacate* und *Basura*. Die beste Sorte kostete vor der Revolution auf dem

Markte von Veracruz ungefähr 44 Piaster das *Millar*, und 9 bis 1800 Millares wurden jährlich ausgeführt.

Die *Jalappe* ist ebenfalls ein mexicanisches Erzeugnifs und hat den Namen von der Stadt *Jalapa* (Xalapa) erhalten, in deren Umgebungen sie gefunden wird. Sie ist die Wurzel einer Schmarotzerpflanze (*Convolvulus Jalapae*), welche epheuähnliche Blätter und eine rothe Blüthe hat, nach deren Eigenschaft, sich nur des Nachts zu öffnen, ihr die Franzosen den Namen *Belle de nuit* (Nachtschöne) gegeben haben. Die von Veracruz jährlich ausgeführte Menge übersteigt selten 2000 Centner.

Auch die *Cochenille* ist eines jener schätzbaren Erzeugnisse der Natur, mit welcher sie vorzugsweise *Mexico* begabt hat. Das Insect, welches in Brasilien diesen Namen führt, liefert eine Farbe, welche weder so schön noch so dauerhaft ist als die der *Grana Fina*, mit welcher blofs Mexico die europäischen Märkte versorgt.*) Dieses Insect lebt bekanntlich auf den Blättern der *Cactus Opuntia* (Indischen Feige). Seine Pflege ist sehr mühsam und erfodert grofse Aufmerksamkeit. Ein Pfund Samen (Semilla) im Oktober auf den Pflanzen ausgesetzt, giebt in einem guten Jahre im Dezember 12 Pfund Cochenille, wobei so viel Samen zurückbleibt, dafs man im nächsten Mai noch ein Mal ärndten kann.

*) Neuerlich ist das mexicanische Scharlach-Insect (Coccus cacti) auch im *südlichen Spanien* einheimisch gemacht worden.

D. H.

Die Cochenill-Pflanzungen sind auf den District *La Misteca* im Staate *Oaxāca*, beschränkt. Einige enthalten 50 bis 60000 Pflanzen.

Im Jahre 1758 wurde in Oaxaca, auf die Beschwerden mehrer englischen Kaufleute, dafs sie verfälschte Cochenille erhalten hätten, von der spanischen Regierung eine allgemeine Untersuchung und Verzeichnung der Pflanzungen veranstaltet. Aus den ämtlichen Akten, welche *Ward* besitzt, geht hervor, dafs der Werth aller seitdem bis zum Jahr 1815 erzeugten Cochenille 91,308907 Piaster betrug, welches, auf 57 Jahre vertheilt, im Durchschnitt einen jährlichen Ertrag von 1,601910 Piaster giebt, wobei noch die Contrebande nicht in Anschlag gebracht ist, die man jährlich auf ½ Million anzunehmen pflegt. Die Anzahl der während dieser Zeit producirten Pfunde betrug 37,835104, folglich kam das Pfund im Durchschnitt auf 2 Piaster 3½ Real. Die wirklichen Preise wechselten von 6 bis 34 Realen. Nach den Registern von *Veracruz* hat die Ausfuhr von 1796 bis 1820 die Summe von 352843 Arroben, im Werthe von 34,316961 Piastern, betragen; was auf das Jahr 14113 Arroben zu 1,372678 Piaster giebt. Aus der obigen Angabe der Register von *Oaxaca* ergiebt sich aber ein jährliches Erzeugnifs von 26,550 Arroben; folglich müfsten 12437 im Lande selbst verbraucht worden seyn. Aber *Ward* versichert, dafs dieser Verbrauch nicht einmal halb so viel Pfunde betrage. Die Contrebande mufs also sehr beträchtlich seyn. Nimmt man noch überdiefs an, dafs auch die Verzeichnisse von *Oaxaca* wahrscheinlich um ein Viertel zu niedrig sind, so glaubt *Ward*,

dafs die wirkliche Ausfuhr von *Veracruz* sich wenigstens jährlich auf 2,002387 Piaster belaufen möge.

Die grofse Menge *Wachs*, welche beim Gottesdienst und andern kirchlichen Verrichtungen verbraucht wird, machen dieses Erzeugnifs zu einem sehr wichtigen Artikel. Aber nur in der Halbinsel *Yucatan* schenkt man der Bienenzucht einige Aufmerksamkeit. Es giebt hier Landwirthe, welche an 6 bis 700 Stöcke haben. Mexico mufs daher jährlich eine beträchtliche Menge Wachs (2 bis 3000 Arroben) einführen, welches, seitdem der unmittelbare Handel mit *Havanna* aufgehört hat, über *Neu-Orleans* bezogen wird.

Aufser den im Vorigen mit mehr oder weniger Ausführlichkeit besprochenen Erzeugnissen Mexicos, verdienen noch viele andere, von minderer Bedeutung, wenigstens in der Kürze erwähnt zu werden. Der *Tabaskische Pfeffer* (Pimienta malagueta) wächst überall wild im Staate *Tabasco*, und wird in den Monaten Juli und August eingesammelt. *Campeche-Holz* und *Mahagony* sind so gut wie das von *St. Domingo* oder *Cuba*, aber, wie tausend andere Bauholz-Gattungen von der schönsten Beschaffenheit, bis jetzt vernachlässigt worden, und man findet z. B. in der ganzen Tierra caliente, wo die meisten Sorten vorkommen, noch nicht eine einzige Bretmühle. Indessen ist wenigstens ein Anfang zur Emporbringung dieses Gewerbszweiges dadurch gemacht, dafs die Säle des Congresses und einige andere seit der Revolution neu aufgeführte Gebäude mit Gerätschaften von einheimischen Holzarten ausgeschmückt worden sind.

Perlen werden an der Westküste, besonders im Busen von *Californien*, im Übermafs gefunden. Obschon man keine Taucherglocken hat, so waren doch die einheimischen Taucher bisher ziemlich glücklich.

Wenige Länder werden Mexico in seinem Reichthum an nützlichen *Hausthieren* übertreffen. Die ursprünglich von den Spaniern eingeführten Rinder, Schafe, Schweine, Ziegen und Pferde haben sich in allen Theilen des Landes dergestalt vermehrt, dafs ihre Zahl fast nicht zu berechnen ist. In *Texas*, *Californien*, und im Gebiet der freien *Indier* (an der Nord- und Nordwest-Gränze) sind die Wälder mit ganzen Heerden verwilderter Thiere angefüllt, und selbst auf den grofsen Landgütern (*Haciendas*) des Innern kann man oft nicht mit Genauigkeit die Stärke der Pferde- und Viehheerden angeben. Man schätzt die mexicanische Schafwolle im Allgemeinen nicht sehr hoch. Aber *Ward* glaubt, dafs ihre Fehler mehr Folgen der Vernachlässigung und der grofsen Menge von Cactus und andern Dorngewächsen auf den Flächen sei, wo die Schafe geweidet werden, als dafs man sie dem Klima zuschreiben könnte. Wo man die Schafzucht nur einigermafsen mit Aufmerksamkeit behandelt und das Vliefs vor nachtheiligen Einwirkungen zu schützen sucht, scheint die Güte der Wolle zuzunehmen, und der Preis steigt von 10 oder 14 bis zu 24 bis 28 Realen für die Arrobe.

Hr. *v. Humboldt* berechnete 1803 den gesammten Werth der mexicanischen *Boden-Production* auf 29 Millionen Piaster

jährlich, so dafs sie um 4 Millionen mehr betrug als der jährliche Ertrag der *Bergwerke*, welche man doch damals als die Hauptquelle des Einkommens betrachtete. In Folge der bürgerlichen Kriege ist freilich die Landwirthschaft überall herabgekommen und es ist unmöglich zu bestimmen, wie grofs in diesem Augenblicke der Werth der jährlichen Production seyn möge. Aber *Ward* glaubt, dafs, wenn der jetzige Zustand des Friedens nicht neuerdings gestört wird, der Flor des Landbaus noch vor dem Jahr 1835, dem von 1803 wenigstens wieder gleich seyn werde.

Wir wenden uns jetzt zu den *Mineral-Reichthümern* des mexicanischen Freistaaten-Bundes, welche in der neuesten Zeit durch die Unternehmungen englischer und teutscher Capitalisten ein besonderes Interesse für uns gewonnen haben. *) Das Haupt-Mineral ist *Silber*, dessen jährliche Ausbeute nach *v. Humboldt* (in dessen bekanntem Werke: Essai politique sur la Nouvelle-Espagne etc.) vor der Revolution im Durchschnitt 2½ Mill. Mark betrug; an *Gold* wurden 7000 Mark jährlich zu Tage gefördert. Andere schätzbare Mineralien sind *Eisen*, *Kupfer* und *Quecksil-*

*) *Ward* widmet diesem Gegenstande, zu dessen genauer Erforschung er von der brittischen Regierung eigens beauftragt war, den ganzen zweiten Band seines Werkes. Wir können hier nur das Wesentliche in einem sehr gedrängten Auszuge mittheilen.

D. H.

ber, ferner *Marmor*, *Kalk*, *Alaun* und *Salz*, auch einige *Edelsteine*, namentlich *Türkise* und *Smaragde*.

Vom Jahre 1690 bis 1800 betrug die Ausbeute aller mexicanischen Bergwerke 149,350,721 Mark Silber, und insbesondere bis 1803 an Gold und Silber zusammen den Werth von 1,353,452,020 Piastern. *Ward* gab sich Mühe, den Ertrag der Bergwerke für den Zeitraum der letzten 30 Jahre (von 1796 bis 1810, und von da wieder bis 1825) zu erforschen, gesteht aber, dafs es ihm nicht möglich gewesen, sich *genaue* Angaben hierüber zu verschaffen, da während des langen Krieges fast alle Archive der verschiedenen Bergwerks-Districte vernichtet worden oder verloren gegangen sind. Blos der Betrag des jährlich *ausgemünzten* Metalles wurde ihm bekannt, und nur auf diesen konnte er seine Schätzungen gründen. Aber auch hier boten sich für den Zeitraum von 1810 bis 1825 bedeutende Lücken dar, da z. B. in den J. 1810—1812 auch in *Guanajuato*, *Zacatecas*, *Guadalajara* und *Durango* besondere Münzen errichtet worden waren, mit welchen die Münze der Hauptstadt keine Verbindung gehabt hatte, und über welche keine Aufsicht gehalten werden konnte. Eine Menge der damals vermünzten edlen Metalle war nicht aus den Bergwerken gezogen, sondern aus den Kirchen und Klöstern genommen, oder von patriotischen Privatpersonen eingeliefert worden. Vieles Geld der Provinzialmünzen war so schlecht, dafs man, selbst wenn man den Betrag kannte, doch den wahren Feingehalt nicht auszumitteln vermochte. Von den grofsen Summen,

die durch die Hände der Insurgenten-Generale gingen, ist begreiflicherweise nicht immer Rechnung abgelegt worden. Endlich scheint auch das in dem mexicanischen Rohsilber enthaltene Gold (das nach *Ward* 2100 bis 2700 Gran auf die Mark beträgt) nur selten sorgfältig davon geschieden worden zu seyn. Rechnet man den jährlichen Goldertrag vor der Revolution zu 1,100000 Piaster, so läßt sich der Verlust an diesem Metall seit den letzten 15 Jahren beiläufig ermessen.

Nach *Ward's* Berechnungen, welchen er die Register der *Münze* in *Mexico* zu Grunde legte, belief sich der Ertrag der Minen für die 15 Jahre *vor* 1810 jährlich im Durchschnitt auf 24 Mill. Piaster. Die baare Ausfuhr aus den Häfen von *Veracruz* und *Acapulco* schätzt er mit Inbegriff der Contrebande auf 22 Mill., folglich sind jährlich 2 Mill. im Lande geblieben, was für 15 Jahre 30 Mill. beträgt. Für die 15 Jahre *nach* 1810 berechnet *Ward* den Werth des in *Mexico*, *Guadalajara*, *Durango*, *Zacatecas* und *Chihuahua* ausgemünzten Metalles zusammen auf 153,276,972 Piaster, oder im Durchschnitt jährlich auf 10,218,464 Piaster, was mit den 24 Mill. *vor* 1810 verglichen, eine Verminderung von beinahe 14 Mill. jährlich geben würde. Es ist jedoch für jedes Jahr fast 1 Mill. anzunehmen, welche ausser dem in die *Münze* gelieferten Metalle noch aus den Bergwerken gewonnen worden seyn mag. Unter dem Namen der *Busconos* (Sucher) giebt es in allen von den vormaligen reichen Bergwerks-Besitzern verlassenen Districten eine Menge gemeiner Leute,

welche auf ihre eigene Hand den Bergbau betrieben, und sich und die Ihrigen während der ganzen Revolution davon genährt haben. So vielen Schaden sie auch durch ihren unmethodischen Betrieb den Werken zugefügt, so ist doch der Betrag des gewonnenen Metalls wahrscheinlich gar nicht unbeträchtlich gewesen. *Ward* schätzt ihn im Ganzen jährlich auf 5½ Mill. Piaster, welche aber grofsentheils in dem obigen Betrage von 10,218,464 Piaster enthalten sind, da die Buscones ihre Ausbeute in die nächstgelegenen Münzen zu befördern wufsten, und dafür gemünztes Geld in Empfang nahmen. Diese Art von unregelmäfsigem Bergbau findet noch jetzt in mehren Theilen des Landes, besonders im Norden bei *Zimapān*, *Zacualpān* u. a. Statt, und ernährt sogar eine zahlreiche Bevölkerung.

Aufserdem fand während der 15 Jahre nach 1810 auch eine grofse Ausfuhr von ungemünztem Silber Statt, wohin besonders die grofse Menge dessen gehört, welches der reiche Marquis von *Bustamente* über *Guaymas* nach den columbischen Häfen zu schaffen wufste, von wo es über das Weltmeer nach *Spanien* oder über die Erdenge nach *Portobello* ging. Ähnliche Ausfuhren wurden von den Alt-Spaniern in *San Luis Potosi* und noch mehr in *Catorce* (*Catorsse*) gemacht. *Ward* ist daher geneigt, den gesammten Minenertrag von Mexico für jedes Jahr *nach* 1810 wenigstens um 1 Mill. Piaster höher, als das ausgemünzte Silber betrug, folglich zu nicht weniger als 11 Mill. Piaster anzunehmen.

Die ungeheure Ausfuhr edler Metalle und baaren Geldes für Rechnung von Privatleuten, und die Nothwendigkeit, fast den ganzen Betrag der fremden Einfuhr mit den Producten des Bergbaues zu decken (wozu vor der Revolution ein Theil der Agricultur-Erzeugnisse verwendet wurde), erklären den aufserordentlichen Geldmangel, welchem Mexico, bei all seinem scheinbaren Reichthum, in den letzten Jahren preisgegeben worden ist. Hr. v. *Humboldt* berechnete 1803 die Masse des im Umlauf befindlichen baaren Geldes zu 60 Mill. Piaster. *Ward's* Untersuchungen ergeben, dafs sie jetzt nur noch 33 Mill. betragen könne. Im J. 1826 stand der Zinsfufs zu 3 pCt. für den Monat, selbst da, wo der Werth des Darlehens in Waaren versichert wurde. Wie sehr die durch den Abzug der Alt-Spanier den Gewerben und besonders dem Bergbau entführten Capitalien auf die Verminderung des Geldes Einfluss hatten, zeigte sich besonders in den Jahren 1820 bis 1824, wo der Betrag des in Mexico ausgemünzten Geldes allmählich bis zu 3½ Mill. jährlich herabsank. Im J. 1825 brachten die Capitalien der *europäischen* Bergbaugesellschaften zwar wieder einiges Leben in den Mineralbetrieb; aber dennoch überstieg 1826 in allen fünf Münzen der Republik das gemünzte Geld nicht die Summe von 7,463,300 Piaster.

Dies ist jedoch noch kein Beweis für das Mifslingen der fremden Unternehmungen, sondern zeigt blofs, dafs das eingeführte Capital dem durch die Alt-Spanier mitgenommenen noch nicht gleichgekommen, und dafs überhaupt der dem Bergbau durch das

vorhergegangene plötzliche Aufhören seines Betriebes zugefügte Nachtheil noch nicht wieder gut gemacht war.

Das ehemalige Neu-Spanien bestand bis zur Revolution aus 37 *Bergwerksbezirken* oder sogenannten *Deputationen*, welche zusammen 500 *Reales*, (oder *Realitos*, Orte, wo regelmäfsiger Bergbau getrieben wurde) mit 3 bis 5000 gröfsern und kleinern Gruben enthielten. Während der Kriege seit 1810 wurden eine Menge Hände, die zu den Waffen greifen mufsten, dem Bergbau entzogen. Werke, Gebäude und Maschinen wurden zerstört; viele Gruben ertranken durch das sich anhäufende Wasser, das mit dem Aufhören der Arbeiten und der Maschinenthätigkeit nicht mehr abfliefsen konnte. Die Kaufleute, welche Geld auf Bergbau vorgeschossen hatten, zogen es zurück. Durch den Mifswachs der Jahre 1811 und 1812 wurde auch die Theuerung der Nahrungsmittel so grofs, dafs die Arbeiter kaum leben konnten. Durch die vielen herumstreifenden Insurgenten-Haufen wurde die Verbindung der Bergstädte mit einander unterbrochen, und keine Sendung konnte ohne starke Bedeckung von königlichen Truppen abgehen. Für diese mufste aber eine bedeutende Summe gezahlt werden, von der sogar der Vice-König seinen Theil bekam. Dies Alles zusammen steigerte zuletzt die Kosten des Betriebes so hoch, dafs sie selbst durch die reichsten Erze nicht mehr gedeckt werden konnten, und alles Vertrauen auf den Bergbau schwand allmählich dahin. Nur in *Catorce*, *Zacatecas* und *Sombrerete* wurden nach den Siegen der Königlichen in den Jahren 1814 und 1815 von klei-

nen spanischen Capitalisten einige Werke noch fortgebaut. Aber auch diese zogen sich 1821, nachdem die königliche Partei ganz besiegt war, zurück, und gingen nach Europa.

In diesem Zustande befanden sich die Bergwerke, als die erste unabhängige Regierung eingesetzt wurde. Sie richtete gleich Anfangs ihre Blicke auf die Wiederbelebung derselben, da sie wohl einsah, dafs nur diese den zugleich mit gesunkenen Landbau und Handel wieder aufrichten könnte. Aber so freisinnig und zweckmäfsig auch die Verordnungen waren, welche man jetzt in Beziehung auf den Bergbau erliefs, und so viele lästige Abgaben aufgehoben und andere Fesseln gelöst wurden: so konnte dieses Alles doch nicht die Capitalien ersetzen, welche die ehemaligen altspanischen Unternehmer mit hinweggenommen hatten. Es blieb also nichts übrig, als *fremde* Capitalisten unter möglichst vortheilhaften Anerbietungen zur Übernahme der aufgelassenen Werke einzuladen; eine Mafsregel, welche glücklichen Erfolg hatte.

Nach der hier folgenden tabellarischen Übersicht belief sich die Zahl der *fremden Bergwerksgesellschaften* im J. 1827 *auf sieben grofse englische, eine teutsche* und *zwei nordamerikanische.* *)

*) Bei der Rubrik: *Capital,* zeigt die erste Spalte den Betrag des bei der Gründung der Gesellschaft *für die ganze Unternehmung bestimmten* Capitals, die zweite aber die bereits von den Theilnehmern *eingelegte* Summe an.

D. H.

Gesellschaft.	Capital		Staaten.		Werke.
	bestimmt	eingelegt			
Real del Monte; Director: Capitän *Vetch* in Mexico.	400,000 Pfund Sterling.	ungefähr 400,000 Pfund Sterling.	Mexico	Real del Monte.	Alle Gruben der zwei grofsen, ehemals der Familie Regla gehörigen Gänge Biscaina und Santa Brigida. Die Grube Moran. Mehre Gruben der Gänge Acosta und St. Esteban.
				Zimapän.	Die Bleigrube Como del Toro bei Zimapän. Acht Eisengruben ebendaselbst. Gruben in San Francisco, Guadalupe und Don Martin bei Pechuga.
			Valladolid		Die Gruben der Apostel, La Machorra und San Pedro Barreno bei Ozumatlän.

Gesellschaft.	Capital bestimmt	Capital eingelegt	Staaten.	Werke.
Bolaños; Directoren: Die Capitäne *Vetch* und *Lyon*.	200,000 Pf. St.	ung. 150,000 Pf. St.	Guadalajara	Tepek, Intermedio, Concepcion, el Camichin Laureles und Barranco auf der Veta Madre von Bolaños.
			Zacatecas	Gruben auf Veta Grande, der Familie Fagoago gehörig.
Tlalpujahua; Director: Hr. *de Rivafinoli*.	400,000 Pf. St.	ung. 180,000 Pf. St.	Mexico	Sieben Gruben in El Oro, und
			Valladolid	Sechs und achtzig Gruben auf allen Hauptgängen des Bezirks Tlalpujahua, mit Inbegriff derer von Coronas, Laborda und Las Virgenes.

Gesellschaft.	Capital bestimmt	Capital eingelegt	Staaten.	Werke.
Englisch-mexicanische Gesellschaft; Director: Hr. *Williamson.*	1,000,000 Pf. St.	ungef. 800,000 Pf. St.	Guanajuato	Valenciana, Mellado, Tepeyac, Sirena, Villalpando und mehre kleine Gruben auf der Veta Madre und andern Gängen bei Guanajuato.
			Mexico	La Cruz, San Fernando, Guadalupe und drei andere kleine Gruben bei Zimapān.
			Queretaro	Vier kleine Gruben bei San Cristobal und Maconi.
			San Luis Potosi	Die Gruben Concepcion (einen Theil), Guadalupe, de Veta Grande und Milagros, bei Catorce.
			Mexico	Die Gruben bei La Reunion, Soledad, Guadalupe, Santa Brigida und El Rosario, bei Real del Monte.

Gesellschaft.	Capital bestimmt	Capital eingelegt	Staaten.	Werke.
Mexicanische Gesellschaft Hr. Glennie und Hr. Agassis.	000 Pf. St.	000 Pf. St.	Guanajuato	Rayas, Secho, Cata, La Calera, San Roquito, San Rafael, La America und Guadalupe, bei Guanajuato.
			Guadalajara	Diamantillo und Guardaraya, bei Comanja.
			Zacatecas	Quebradilla, Malanoche, San Barnabe, San Acasio, El Desierto und Loreto, bei Veta Grande. Gruben auf den Gängen El Pavellon und La Veta Negra, bei Sombrerete.
			Chihuahua	La Divina Providencia, Animas und Belen, bei Jesus Maria.
			Oaxaca	La Natividad, Dolores und eine Grube von Magistral, bei Capulalpan. Gruben auf dem Gange San Pablo, bei Trojomulco.

Mexico	Die Gruben La Bomba, Santa Ana, Las Papas, San Miguel, San Antonio und Santa Rita, bei El Chico.	1,200	unerfahr 800
	Alle Gruben auf La Veta Descubridora von El Oro, nebst denen von San Acasio und San Rafael.		
	La Magdalena, Los Reyes, und La Guitarra, bei Temascaltepec.		
	San Antonio und San Diego bei El Christo, San Mateo, bei Zacualpan.		
	Coronilla, bei Tetela del Rio.		

Vereinigte
Directoren: Don *Lukas Alamán*,

Gesellschaft.	Capital bestimmt	Capital eingelegt	Staaten.	Werke.
Die Mexicanische.	nicht genau bekannt.	wahrscheinlich nicht über 60,000 Pf. St.	Veracruz	Die Kupfergruben von Sumoloacan, zwischen Las Vigas und Perote.
			Zacatecas	Einige Gruben bei Fresnillo (die aber nicht bearbeitet worden.)
			Oaxaca (nahe bei der Hauptstadt dieses Staates).	Die Gruben Dolores, Santa Ana, San Felipe Neri, Jesus, San Jose, La Soledad u. s. w.
Catorce. Director: Hr. *Stokes.*			San Luis Potosi	Dolores Medellin, Guadalupito, Dolores, Trompeta, Sereno und der grofse Stollen La Purisima, bei Catorce.
			Queretaro	Die Grube El Doctōr, im Bezirke dieses Namens.
			Mexico	Die Gruben von Santa Ana, Guadalupe, Todos Santos, Santa Clara und Cinco Señores, bei Tepāntitlān.

Gesellschaft.	Capital	Staaten.	Werke.
Baltimore. Director Hr. *Keating.*	nicht bekannt, aber gewifs unbedeutend	Mexico.	Gruben von San Jose, San Luis, und Santa Brigida, bei Temascaltepec.
New - York.	eben so.	Mexico.	La Carniceria. Las Animas. La Mine de Aguas. San Juan de las Quebradillas, bei Temascaltepec.

Gesellschaft.	Capital	Staaten.	Werke.
Elberfeld, (Der Teutsch - amerikanische Bergwerkverein.) Directoren: Hr. *Stein*, Hr. *Schleiden*, und Hr. v. *Gerolt*.	Das bereits verwendete Capital beläuft sich auf 637,760 Piaster, oder 127,552 Pf. St.	Mexico	Gruben von Arévalo und Santa Rosa, bei El Chico. Die Grube von Santa Rita, bei Zimapan. Chalma und La Santisima, bei San Jose del Oro. Saltillo und San Joaquin, bei El Cardonál. Neunzehn kleine Gruben, bei La Pechuga. Neun Gruben, de Arriva genannt, bei Temascaltepec. Die Mina Grande (Grofse Grube) und zwei andere bei Saltepec. Durazno, Christo, Dolores und Trinidad, bei El Christo. El Carmen, La Purisima und San Antenogenos, bei Angangéo.

Man sieht aus dieser Übersicht, dafs beinahe 3 Mill. Pf. St. brittisches Capital zu dem Betriebe der mexicanischen Bergwerke verwendet worden sind. Die wirklich in Mexico angelegte oder ausgegebene Summe berechnet *Ward* für den Anfang des Jahres 1827 wenigstens zu 12 Mill. Piaster, deren belebender Einfluſs auf allen Punkten des groſsen Staatengebietes schon damals fühlbar war.

In Beziehung auf den Grad von Hoffnung, welchen man sich von dem Gelingen aller dieser Unternehmungen und von den Vortheilen für die Theilnehmer selbst zu machen hat, äuſsert sich *Ward* eben nicht ungünstig. Doch findet er die Ursachen von den Verlusten, welche man in den Jahren 1824 und 1825 erlitten hat, zum Theil in denselben Umständen und Verhältnissen, die *Head* und *Miers* in *Chili* und den *La Plata-Staaten* nachgewiesen haben*), obschon in Mexico nicht dieselben Hindernisse vorhanden sind, welche dort, z. B. in *Uspallata* (in *Chili*), den Bergbau erschweren. Ein Hauptfehler aber ist der groſse Mangel an *Sachkenntniſs*, mit welcher bei der Errichtung der meisten Vereine und bei der Verwendung der eingelegten Capitalien zu Werke gegangen wurde. Die meisten brittischen Speculanten hatten über Mexico nichts weiter gelesen, als *v. Humboldt's* be-

*) Man sehe hierüber den vorigen Jahrgang dieses Taschenbuches, S. 17, 56 und 98.

D. H.

kanntes classisches Werk, bedachten aber nicht, dafs der Zustand, welchen dasselbe schildert, längst aufgehört, und dafs vierzehn Jahre bürgerliche Kriege ein ganz anderes Mexico geschaffen hatten. Sie glaubten, das *Wasser*, worin die Gruben ertrunken waren, sei das einzige wegzuschaffende Hindernifs, und das werde sich mit Hilfe des englischen Maschinenwesens schon bezwingen lassen. Die Fehler, welche *v. Humboldt's* scharfes Auge in einigen Zweigen des früheren mexicanischen Bergbaues entdeckt und gerügt hatte, hielt man für allgemein. Ohne von der Geschicklichkeit der einheimischen Arbeiter, ihren Werkzeugen und Maschinen, Kenntnifs zu nehmen, schob man sie auf die Seite und führte die halbe Bevölkerung von *Cornwallis* nach Mexico, welche nun den Bergbau nach einer Methode betreiben sollte, die hier nicht allgemein anwendbar war. Gegenwärtig ist man — leider für schweres Geld! — zur Erkenntnifs dieser und anderer Fehler gekommen, und hat die meisten Unternehmungen auf einen solchen Fufs eingerichtet, dafs blofs die Verwaltung und Leitung auf europäische Weise betrieben, die eigentliche Berg- und Hüttenarbeit aber mit Eingebornen verrichtet wird. Ein Schwarm von Leuten, welche der *englisch-mexicanischen Compagnie* bis Ende September 1826 fast 30,000 Pf. St. gekostet hatten, ist seitdem entlassen worden. Eben so ist von den Maschinen, welche mit Inbegriff der Fracht und der Zölle auf volle 100,000 Pf. St. zu stehen gekommen waren, nicht ein Zwanzigstel mehr im Gebrauch oder auch nur anwendbar. Weniger als die meisten andern hat

die *Tlalpujahua*-Compagnie verloren; aber diese hat auch gleich Anfangs minder unnütze kostspielige Auslagen gemacht, sondern mit einem Aufwande, der im Ganzen nicht 180,000 Pf. übersteigt, und durch eine geschickte Verbindung europäischer Intelligenz mit altmexicanischem Verfahren, ihre Werke in so guten Stand gesetzt, dafs sie die schönsten Aussichten auf reichliche Verzinsung des Capitals gewähren. Was aber auch von den übrigen Gesellschaften für Fehler begangen und für Verluste erlitten worden seyn mögen, so sind doch die Gruben an sich selbst so ausgiebig und die meisten Erze so reichhaltig, dafs bei fortgesetztem Fleifse, unermüdeter Ausdauer und immer mehr zunehmender Kenntnifs des Landes und der Menschen, ähnliche Fälle sobald nicht wiederkehren, und die Ausbeute alles darauf verwandte Geld hinlänglich ersetzen und verzinsen wird. Das meiste Capital hat der erste Anfang des Unternehmens, die Anlage neuer Werke, Gebäude etc. erfodert; Ausgaben, welche für eine lange Reihe von Jahren nicht mehr nöthig seyn werden.

Freilich sind für das künftige Gedeihen des Bergbaues in Mexico zwei Dinge unerläfslich nothwendig: die Fortdauer des innern Friedens für eine lange Reihe von Jahren, und dafs während dieser Zeit weder eine allgemeine Hungersnoth, noch verheerende Krankheiten eintreten.

Was für Erwartungen man sich von dem künftigen Ertrage der von fremden Gesellschaften bearbeiteten Werke machen kann, zeigt die Mittheilung, welche *Ward* von dem Director der *Real*

del Monte-Campagnie, Capitän *Vetch*, erhielt. Er glaubt, dafs die Werke derselben im Laufe des Jahres 1828 für 2 Mill. Piaster Ausbeute liefern, und dafs diese in den folgenden Jahren noch höher steigen werde. Rechnet man 1 Mill. für Unterhaltungskosten ab, so zeigt es sich, dafs bereits mit dem Jahre 1830 das eingelegte Capital von 400,000 Pf. St. (siehe die obige Tabelle) wieder erstattet seyn werde. Im Falle die Ausgiebigkeit der Werke so fortdauert, läfst sich für die folgenden Jahre eine jährliche Dividende von 34 pCt. berechnen.

Über die von der *Teutsch-amerikanischen Gesellschaft* bearbeiteten Werke äufsert sich *Hard* besonders günstig. Er rühmt zuvörderst, dafs die Gesellschaft nicht, wie die englischen Vereine, ihr Augenmerk blofs auf die im v. *Humboldt*'schen Werke empfohlenen Gruben gerichtet habe. Die Engländer nämlich, welche, wie schon oben gesagt, diesen Schriftsteller als einzigen Führer bei ihren Spekulationen gewählt hatten, betrachteten jede Grube, von der bei ihm *nicht* die Rede war, als ihrer Aufmerksamkeit unwürdig, fielen aber gierig über diejenigen her, von welchen er eine vortheilhafte Schilderung entworfen hatte, ohne zu bedenken, dafs eine Anlage, welche 1802 reiche Ausbeute gegeben, dieselbe nicht auch nothwendig 1824 noch geben müsse. Es war daher zu erwarten, dafs man zum Theil Werke in Bau nahm, die schon in der Abnahme begriffen und der Erschöpfung nahe waren. Die Teutschen gingen umsichtiger zu Werke. »Keine einzige der teutschen Gruben« — sagt *Hard*

(II. Bd. S. 111) — ist in England bekannt; denn *Arevalo*, die wichtigste unter allen, war erst nach der Bereisung Mexico's durch *v. Humboldt* entdeckt worden. Bei einer verständigen Untersuchung der Werke an Ort und Stelle durch erfahrne und thätige Bergleute haben die Teutschen in verhältnifsmäfsig kürzerer Zeit und mit einem kleinern Capital mehr ausgerichtet, als irgend eine der übrigen fremden Gesellschaften. Nach den mir von den Directoren mitgetheilten Auskünften haben sie ihre Arbeiten im Herbste 1825 begonnen, und bereits zu Ende des Decembers 1826 aus der sehr kleinen Zahl von ihnen bearbeiteter Gruben eine Summe gewonnen, die fast das Viertel des aufgewandten Capitals betrug. Die ganze Auslage der Gesellschaft hatte sich nämlich, mit Inbegriff dessen, was die Reise der Directoren und Beamten aus Teutschland nach Mexico gekostet, auf 637,760 Piaster belaufen, während die erwähnte Ausbeute 147,153 Piaster betrug; ein so günstiges Ergebnifs, dafs es jede weitere Berechnung über den endlichen Erfolg der Compagnie überflüfsig macht. Dieser Erfolg wird jedoch nicht so rasch eintreten, als man glauben möchte, wofern man nicht das ursprünglich nur auf 500,000 Piaster bestimmte Capital der Gesellschaft vergröfsert, und dadurch die Agenten in den Stand setzt, alle von ihnen unternommenen Werke auf Ein Mal in Arbeit zu nehmen, während man jetzt zu dem langsamen Verfahren genöthiget ist, mit dem Gewinne des einen, die Bedürfnisse der übrigen zu bestreiten. In Beziehung auf den ehemaligen Ertrag der Werke von *Arevalo* (in Chico) ist

es erwiesen, dafs der *königliche Zehnt* für die Jahre 1804 bis 1824 von einer Summe von 5 Mill. Piaster entrichtet worden, was im Durchschnitte jährlich 250,000 Piaster giebt. Die Gruben von *Real de Arriba* *) lieferten wöchentlich 12 Barren oder 12,000 Piaster (jährlich 600,000); *Santa Rita* (in Zimapan) gab in den Jahren 1791, 1792 und 1793 einen reinen Gewinn von 100,000 Piaster, und der Reichthum der Goldbergwerke zu San *Jose del Oro* war so ansehnlich, dafs man sich ehemals genöthigt sah, für diesen District allein einen besondern General-Einnehmer des königlichen Fünftels anzustellen. Allerdings scheint der gegenwärtige Zustand dieser Werke einstweilen noch keinen sonderlichen Erfolg zu versprechen. Im Ganzen jedoch kann man, unter der Voraussetzung, dafs die Unternehmungen von Seite des Vereins ferner kräftig unterstützt werden, den Ertrag im Jahre 1830 wenigstens auf 600,000 Piaster bestimmen, mit der Wahrscheinlichkeit, dafs derselbe diese Summe noch beträchtlich übersteigen werde. Schon jetzt würde *Arevalo* allein, nach der Meinung aller Bergverständigen, sowohl der einheimischen als der fremden, die ich defshalb befragte, wöchentlich 7 Barren oder jährlich 365,000 Piaster Ausbeute geben, wenn es möglich wäre, für die Aufbereitung der Erze die hinlängliche Anzahl von Arbeitern anzustellen.«

*) In der obigen Tabelle schreibt *Ward* diesen Namen *de Arriva*.

D. H.

Was den mexicanischen Bergbau im Allgemeinen betrifft, so glaubt *Ward*, dafs, wenn er so fort betrieben wird, wie jetzt, der Gesammtbetrag im Jahre 1830 sich auf 20 Mill. Piaster belaufen und bis zum Jahre 1835 wieder die Höhe erreicht haben werde, die er vor dem Ausbruche der Revolution hatte. Wenn binnen dieser Zeit noch neue Werke angelegt werden (wozu Gelegenheit genug vorhanden ist, da man bis jetzt bei weitem noch nicht alle mineralhaltigen Bezirke des Landes, besonders nördlich von *Durango*, untersucht hat): so mufs der Ertrag natürlich noch höher steigen. Dafs die grofsen Mineralschätze Mexico's gerade da *anfangen*, wo, wie Hr. *v. Humboldt* richtig bemerkt, die Spanier ihre Arbeiten *beendigt* haben, nämlich ungefähr unter dem 24sten Breitenkreise, ist eine zwar in Europa bisher wenig bekannte Thatsache, wird aber von allen *mexicanischen* Bergverständigen einstimmig anerkannt.

Die jetzige Regierungsform Mexicos, welche die Deputirten nach der Abdankung des Kaisers *Iturbide* festsetzten, ist die eines *Freistaaten-Bundes*, von welchen zwar jeder einzelne seine innern Angelegenheiten unabhängig verwaltet, aber zugleich mit allen übrigen zu einem politischen Gesammtkörper verbunden ist. Die Gesetze, Einrichtungen und gegenseitigen Verpflichtungen im Einzelnen und im Ganzen enthält die Bundesacte vom 4. Oktober 1824. Nach dem 3. Artikel derselben besteht der Bund aus folgenden 19 Staaten: *Chiāpas*, *Chihuahua*, *Cohahuīla* und

Texas, Durango, Guanajuāto, Mexico, Michoacan (Valladolid), Neu-Leon, Oajāca, Puebla de Los Angelos, Querētaro, San Luis Potosi, Sonora und *Sinalōa, Tabasco, Las Tamaulipas, Veracrūz, Xalisco (Guadalajāra), Yucatān* und *Zacatecas*, so wie aus den *Gebieten (Territorios)* von *Ober-* und *Nieder-Californien, Colima, Neu-Mexico* und *Tlascāla*. Die *Gesetzgebende Gewalt* wird in Beziehung auf den ganzen Bund vom *General-Congrefs* ausgeübt, welcher aus dem *Hause der Abgeordneten* und dem *Senate* besteht. Die *Abgeordneten* werden von den einzelnen Staaten immer auf zwei Jahre gewählt, so zwar, dafs man auf 80,000 Seelen, so wie für jede geringere Zahl über 40,000, *Einen* Abgeordneten rechnet. Der *Senat* besteht aus zwei *Senatoren* für jeden Staat, welche durch die *Congresse* der einzelnen Staaten, der eine für 4, der andere für 2 Jahre gewählt werden. Der Congrefs versammelt sich alle Jahre vom 1. Jäner bis zum 15. Aprfl, kann aber nöthigenfalls seine Sitzungen um 30 Tage verlängern; auch kann in der Zwischenzeit ein aufserordentlicher Congrefs zusammenberufen werden. Die *Vollziehende Gewalt* liegt in den Händen eines *Präsidenten*, dem ein *Vice-Präsident* zur Seite steht. Beide werden durch den General-Congrefs aus den von den Congressen der Einzelstaaten vorgeschlagenen Personen gewählt. Während der Zwischenzeit von einer Sitzung des Congresses bis zur andern besteht ein *Staatsrath*, welcher aus der Hälfte der Senatoren zusammengesetzt ist und den Vice-Präsidenten der Republik an

der Spitze hat. Die gesammten Regierungsgeschäfte sind unter *Departements* vertheilt, deren jedes ein *Staats-Secretär* oder Minister verwaltet. Die Rechtspflege geschieht durch einen *Obersten Gerichtshof*, und die demselben untergeordneten *Departements-* und *Bezirks-Gerichte*. An den einzelnen Orten bestehen noch die aus der ehemaligen spanischen Verfassung herrührenden *Friedens-* oder *Vergleichsrichter*.

Die Verfassung der Einzelstaaten ist der des Gesammt-Staates ähnlich, aber keiner kann für sich Auflagen in Beziehung auf Handel und Schiffahrt machen, Truppen oder Kriegschiffe halten, mit fremden Mächten Verträge schliefsen oder Krieg führen.

Abänderungen in der Verfassung können nur vom General-Congrefs, und erst vom Jahre 1830 an, gemacht werden. Unabänderliche Artikel der Bundesacte sind diejenigen, welche die Freiheit und Unabhängigkeit Mexicos, die allein herrschende römisch-katholische Religion, die Regierungsform, die Preſsfreiheit und die Eintheilung der höchsten Gewalt in die Gesetzgebende, Vollziehende und Rechtsprechende oder Gerichtliche, betreffen.

Die Republik besafs bis zum Jahre 1823 keine *Seemacht*. Als sich damals die letzten spanischen Truppen nach ihrer Vertreibung aus der Hauptstadt und dem Festlande, in das Castell *San Juan de Ulloa* bei *Veracruz* zurückgezogen hatten, sah sich die Bundesregierung, um sie auch von hier zu vertreiben, genöthigt, von den Vereinigten Staaten zwei Kriegs-Schaluppen und sechs Kanonen-Böte zu kaufen, welche nebst einer

Brigg und zwei langen Böten (Launches) an der Westküste, im Jahr 1823 die ganze Seemacht der Republik bildeten.

Während der Belagerung von San Juan, die bis in den November 1825 dauerte, wurde diese kleine Macht allmählich vergrößert, bis sie im Jäner 1827 aus einem Linienschiffe (die ehemals spanische *Asia*, jetzt der *Congreſs*), zwei Fregatten (die *Libertād* und *Tepeyāc*), der Corvette *Morelos*, den Briggs *Guerrero*, *Victoria*, *Bravo* und *Constante*, dem Schooner *Hermon*, 4 Kanonen-Böten, 4 großen Langböten, und 2 Lootsen-Böten bestand. Diese Escadron (eine Flotte kann man sie nicht nennen) steht unter dem Befehle des Commodore *Porter*. Die gesammten Ausgaben dafür mit Inbegriff des Soldes für die Seetruppen etc. etc. belaufen sich auf 1,309045 Piaster.

In Beziehung auf die *Landmacht* ist die gesammte Republik in 18 *Commandancias Generales* oder Militär-Bezirke eingetheilt, deren jeder unter einem Commandanten steht, welcher seine Befehle vom Kriegsminister empfängt. Der Stand der Armee für das Jahr 1827 war 58955 Mann, wovon aber nur 32161 wirklich unter den Waffen waren. Sie bestanden aus 22788 Linientruppen und 9373 Milizen, welche Letztern im Nothfall auf 36167 Mann gebracht werden können. Die Linientruppen waren zusammengesetzt aus 12 Bataillons Infanterie, jedes zu 823 Mann (vollständig 1223), 12 Regimentern Cavallerie, jedes zu 55 Mann (vollständig 815) und 3 Brigaden Artillerie, zusammen 176 Mann. Hierzu kommen noch 34 Präsidial-Compagnien, ganz au

Cavallerie bestehend, welche hauptsächlich zur Beschützung der Nordgränze bestimmt und 3317 Mann stark sind, und 11 aus Fufsvolk und Reiterei zusammengesetzte Küsten-Compagnien, in Allem 1120 Mann.

Der *Generalstaab* (Estado-Mayor General) ist im Jahr 1823 errichtet worden und hat sich unter anderm bisher mit der Entwerfung eines allgemeinen Vertheidigungsplanes, auf den Fall einer neuen Invasion, mit der geographischen Bestimmung der wichtigsten Plätze, mit der Vermessung des Landes und der Gründung einer Kriegsschule beschäftigt. An der Spitze des Generalstaabes steht der General *Morān* (vormals Marquis *de Vibanco*), welcher für die Arbeiten desselben einen nicht unbeträchtlichen Theil seines eigenen Vermögens hergegeben hat. Ein wichtiges Resultat hat bereits die Vermessung der Erdenge von *Tehuantepec* durch den Obersten *Orbegoso* geliefert, indem dadurch die Unmöglichkeit bewiesen worden, hier einen Schiffahrts-Canal zwischen dem *Atlantischen* und dem *Grofsen Weltmeere* anzulegen.

Die gesammten Ausgaben der Regierung für die *Landarmee* waren für das Jahr 1827 auf 9,069633 Piaster (ungefähr $\frac{1}{5}$ aller Staatsausgaben) bestimmt.

Mexico hat nur fünf *Festungen: San Juan de Ulloa, Campeche, Perōte, Acapulco* und *San Blas*, aber die meisten waren noch bis 1827 in schlechtem Stande. Beträchtlich jedoch ist der Vorrath an guten Waffen, von welchen die Musketen, Säbel, Pistolen und Lanzen während der letzten drei Jahre angeschafft

worden sind. Besonders schön sind die, alle von den Spaniern hinterlassenen oder ihnen abgenommenen, Kanonen, mit Ausnahme vieler eisernen, welche für den Dienst untauglich scheinen.'

Die allein herrschende *Religion* in Mexico ist die römisch-katholische. In *kirchlicher* Hinsicht ist die ganze Republik in ein Erzbisthum, *Mexico*, und neun Bisthümer, *La Puebla*, *Guadalajara*, *Valladolid*, *Durango*, *Monterey*, *Oajaca*, *Yucatan*, *Chiapa* und *Sonora*, eingetheilt. Alle diese haben, Sonora ausgenommen, Kathedral-Kirchen und Capitel (Cabildos ecclesiasticos), welche nebst dem Stifts-Capitel von *Guadelupe* zusammen 185 Pfründen enthalten. Sieben Bisthümer (worunter Mexico) und 79 Pfründen waren 1827 erledigt. Einige Dom-Capitel bestehen nur noch aus 2 oder 3 Personen. Der letzte Erzbischof von Mexico, *Don Pedro-Fonte*, lebt jetzt so wie mehre andere Stiftsherren in Spanien, und die Bundes-Regierung hat ihr Einkommen (371148 Piaster) unter Sequester gestellt. Da die Republik von den meisten europäischen Regierungen noch nicht anerkannt und in Folge dieses Zustandes auch das gesammte Kirchenwesen und das Verhältnifs zum Papste noch nicht in Ordnung gebracht ist: so hat diefs viele Nachtheile, besonders für den die 1194 Pfarreien des Landes verwaltenden *Parochial-Clerus*, der, so lange die Regierung nicht, wie ehemals die spanische, das Patronat besitzt, auf jede Beförderung Verzicht thun mufs.

Im Jahr 1826 belief sich die Zahl aller *Weltgeistlichen* auf 473 und im Jahr 1827 auf 3677. Die *Ordensgeistlichen* waren in 15 Provinzen eingetheilt, besafsen 150 Klöster und bestanden aus 1918 Personen.

Von den 1194 Pfarreien befanden sich im Jahr 1827 im Bisthum *Mexico* 245, in *Guadalajara* 135, in *La Puebla* 241, in *Oajaca* 124, in *Valladolid* 122, in *Yucatan* 99, in *Monterey* 57, in *Durango* 64, in *Sonora* 65 und in *Chiapa* 42.

Die *geistlichen Orden* bestanden aus *Dominicanern* (mit 10 Klöstern in Mexico, 6 in Puebla, 5 in Oajaca, und 4 in Ciudad Real, zusammen 25), *Franciscanern* (mit 34 Klöstern in Mexico, 15 in Queretaro, 11 in Potosi, 7 in Guadalajara und 1 in Merida, zusammen 68), *Augustinern* (mit 11 Klöstern in Mexico und 11 in Salamanca, zusammen 22), *Carmelitern* (mit 16 Klöstern in Mexico) und *Barmherzigen Brüdern* (mit 19 Klöstern in Mexico).

Hierzu kommen noch 6 *Missions-Gesellschaften* (in Mexico, Queretaro, Pachuca, Orizava, Zacatecas und Zapopan) mit 31 *Missionen* (in Alt-Californien, Sonora, Cohahuila, Tamaulipas, Las Tarahumaras und Texas), in welchen zusammen 307 Geistliche thätig sind.

Das *Vermögen* der mexicanischen Kirche, welches bis 1802 aus 44 Mill. Piaster bestand, ist seit dieser Zeit beträchtlich vermindert worden. Schon in den Jahren 1805 und 1806 wurde von der spanischen Regierung ein Theil desselben zu einem Tilgungs-

fonds für die königlichen Vales verwendet. Ein anderer Theil wurde während der Revolution zur Bestreitung der Kriegskosten in Beschlag genommen und nicht minder ansehnliche Summen sind während dieser Zeit durch die Verwalter der Stiftungen etc. in Verlust gerathen. *Don Miguel Ramos Arizpe*, Minister der kirchlichen Angelegenheiten im Jahre 1826, schätzte in seinem dem Congrefs vorgelegten Berichte das ganze damalige Kirchenvermögen nur noch auf 20 Mill. Piaster. Aber auch von diesem Capital zieht die Geistlichkeit, bei dem jetzigen Zustande des Landes, nur wenig Einkommen. Die meisten Güter, auf welchen die Capitalien angelegt sind, haben sich noch nicht so weit von den Wirkungen des Bürgerkriegs erholt, dafs sie die Zinsen abführen könnten. Manche Besitzer haben im Gegentheil noch neue Vorschüsse verlangt, um ihre Güter und Gewerbszweige wieder in Stand zu setzen. An den meisten Orten hat sich die Geistlichkeit mit den Schuldnern verglichen. Über den Zehnten der Geistlichen läfst sich nichts Gewisses sagen. Obschon er sich in dem Mafse, als der Ackerbau zunimmt, von Jahr zu Jahr vergröfsert, so steht er doch noch weit unter dem, was er früher betrug. Am schlechtesten ist in dieser Hinsicht für die kleinen Pfarrer (*Curas*) gesorgt, welche mit Inbegriff aller Stolgebühren etc. oft jährlich nicht über 100 oder 120 Piaster einnehmen.

Die Angelegenheiten der mexicanischen Kirche in Beziehung auf den Papst sind, wie schon oben gesagt, noch nicht ins Reine gebracht. Einstweilen bedient sich der Präsident des ihm durch

ie Verfassung verliehenen, ehemals königlichen, Rechts, keine äpstliche Verordnung bekannt machen zu lassen, die nicht sein *placet* erhalten hat. Von 33 solcher Verordnungen haben bis 826 nur 24 dasselbe erhalten. Die geistlichen Orden sind jetzt ufser aller Verbindung mit ihren ehemaligen in Spanien wohnaften Generalen. Die Regierung hat gewünscht, dafs jeder rden sich einen einheimischen General wählen möge; es ist ber noch nicht geschehen.

In Beziehung auf die Fremden, welche einer andern Religion ls der römisch-katholischen zugethan sind, bemerkt *Ward*, dafs ie in den meisten Staaten defshalb keine Unannehmlichkeiten ehr zu besorgen haben. Für die protestantischen Engländer at die brittische Regierung durch einen Vertrag mit Mexico das echt des feierlichen Begräbnisses ausgewirkt, welches auch nirends beim Volke Widerstand gefunden hat. Sie haben bereits n solchen Orten, wo brittische Consuln residiren, ihre eigenen egräbnifsplätze und es sind sogar Fälle vorgekommen, wo angeehene Verstorbene von einer grofsen Anzahl Eingeborner zu rabe begleitet worden sind. In Ansehung der Heurathen finden röfsere Schwierigkeiten Statt. Kein Nichtkatholik kann eine Meicanerinn heurathen, wenn er nicht zur katholischen Kirche überritt. Zwei Protestanten, die sich in Mexico verheurathen, müssen hre Vermählung in der Wohnung des Gesandten oder Consuls hrer Nation vollziehen und diese wird, nachdem sie von der dabei

gegenwärtigen mexicanischen geistlichen Behörde zu Protocoll gebracht worden, nunmehr als giltig betrachtet.

Die *Staatseinkünfte* Mexicos sind durch das Regierungs-Dekret vom 4. August 1824 bestimmt worden. Sie bestehen in den Ein- und Ausfuhrzöllen aller Art, welche sowohl in den Häfen, als an den Landgränzen erhoben werden; in dem Ertrage des Tabaks- und Schiefspulverhandels, welche Regierungs-Monopole sind; des Postwesens, der Lotterie, der Salzwerke, der National- oder Staatsgüter und alles andern Staatseigenthums.

Unter diesen Bestandtheilen des öffentlichen Einkommens sind das *Tabaks-Monopol* und die *Handelszölle* bei weitem die ansehnlichsten. Schon vor der Revolution gab das Tabaks-Monopol nach einem dreifsigjährigen Durchschnitt einen reinen jährlichen Gewinn von 4 Mill. Piaster. Nur in der unmittelbaren Nähe von *Orizaba* und *Cordova* darf Tabak gebaut werden, den die Eigenthümer zu *drei Realen* das Pfund an die Regierung verkaufen müssen. Dieser Tabak wird in Blättern nach der Hauptstadt Mexico abgeliefert, wo sich eine ungeheure Cigarren-Fabrik befindet, die ebenfalls für Rechnung des Staats verwaltet wird. Die Einzelstaaten haben die Wahl, entweder ihren Bedarf von der Bundesregierung in Blättern zu kaufen und diese dann selbst zu verarbeiten (in welchem Falle sie 8 *Realen* oder 1 Piaster für das Pfund bezahlen), oder auch schon die fertigen Cigarren zu kaufen, für welche dann die Fabrikationskosten noch besonders zu

geschlagen werden. Der Verschleifs im Kleinen geschieht zu 14 *Realen* für das Pfund verarbeiteten Tabaks. Bei dem ungeheuern Verbrauche des Tabaks in ganz Mexico (selbst Frauenzimmer und kleine Kinder rauchen) läfst sich einigermafsen der Gewinn berechnen, den die Regierung davon zieht. Im Jäner 1827 belief sich der in den Magazinen der Regierung vorräthige Tabak auf einen Werth von 10 Mill. Piaster.

Dasjenige Staatseinkommen, welches aus dem *Pulververkauf*, den *Salinen*, dem *Postwesen* und der *Lotterie* hervorgeht, ist noch grofser Vermehrung fähig. Bis 1827 waren z. B. nur 3 Pulvermühlen in ganz Mexico vorhanden (zwei in der Nähe der Hauptstadt, zu *Chapoltepek* und *Santa Fe*, und die dritte zu *Zacatecas*), welche bei weitem nicht hinreichten, alles beim Bergbau benöthigte Pulver zu liefern, so dafs mehr als die Hälfte durch Schleichhandel ins Land geführt wird. Auch das Postwesen könnte bei besserer Einrichtung wenigstens das Doppelte von dem einbringen, was es jetzt trägt. Die Beförderung geschieht so langsam, die Sicherheit ist so gering und das Postgeld so hoch, dafs wer nur einigermafsen Gelegenheit dazu hat, seine Correspondenz auf andern Wegen besorgt. In dem Mafse, als der Ertrag des Bergbaues für die Zukunft steigen wird, mufs sich auch die aus der Silber-Ausfuhr fliefsende Einnahme steigern, welche 2 pCt. beträgt. So ansehnlich auch der Betrag der Einfuhrzölle bis jetzt war (er belief sich für die 10 Monate September bis Dezember 1825 und Januar bis Juni 1826 auf 6,855633 Piaster); so läfst

sich derselbe doch noch aufserordentlich vermehren, theils durch erweiterte Handelsverbindungen mit fremden Staaten, theils durch Unterdrückung des jetzt sowohl an der Ost- als an der Westküste noch mit unglaublicher Ausdehnung betriebenen Schleichhandels, mittelst eines immer mehr vervollkommneten Zollwesens. *Ward* ist der Meinung, dafs dieser Zweig des Einkommens allein schon hinreichen würde, in Zukunft fast drei Viertel aller jährlichen Staatsausgaben, selbst mit Inbegriff der Zinsen für die fremden Anleihen zu decken. Nach seiner Abschätzung aller Zweige des öffentlichen Einkommens, welche sich auf die Rechnungen für 1826 gründen, dürfte sich der Gesammtertrag desselben für das Jahr 1828 auf 14 Mill. Piaster belaufen. Die Ausgaben waren für das Jahr 1827 nach dem Budget des Finanzministers *Esteva* folgende:

Vereinigtes Ministerium des Innern und des Auswärtigen	264,082	Piaster
Justiz- und Geistliches Departement, nebst dem Obersten Gerichtshof . .	226,098	„
Das Kriegsheer	9,073,932	„
Die Seemacht	1,309,045	„
Der Congrefs	402,064	„
Interessen der Goldschmidtschen *) Anleihe, zu 5 pCt.	973,600	„
Fürtrag	12,248,821	Piast.

*) *Goldschmidt*, nicht *Goldsmith*, schreibt Ward.

D. H.

Übertrag . . .	12,248,821 Piaster,
Interessen der Barclay'schen Anleihe, zu 6 pCt.	1,136,000 „
Finanz-Departement	2,574,021 „
Summa	15,958,842 Piaster.

Hiervon sollte jedoch, durch Ersparungen bei der Land- und Seemacht, die Summe von 2,595,744 Piaster wegfallen, so dafs sich die ganze Ausgabe nur auf 13,363,098 Piaster belaufen würde. Da nun nach demselben Budget die Einnahmen für das Jahr 1827 die Summe von 13,667,637 Piaster erreichen sollten: so wäre ein Überschufs von 304,539 Piaster vorhanden gewesen. Der Erfolg hat aber gezeigt, dafs diese Berechnung sehr irrig war; denn es hat sich nicht nur kein Überschufs ergeben, sondern die mexicanische Regierung ist nicht einmal im Stande gewesen, in London die für das Jahr 1827 fälligen Zinsen ihrer Anleihe zu bezahlen. Nach *Wards* Vermuthung sind theils mehre Rubriken der *Einnahme*, namentlich die der Zölle, zu *hoch*, theils andere bei den *Ausgaben* zu *niedrig* angesetzt, besonders diejenigen, welche die Armee und die Marine betreffen. Doch dürfte diese Verlegenheit, in welche die Finanzen der mexicanischen Regierung dadurch gerathen sind, nur eine vorübergehende seyn.

Ward sagt nichts von den Anstalten, welche in Mexico für den *öffentlichen Unterricht* bestehen. Wir können zur Ergänzung dieser Lücke nur folgende kurze Nachricht in Beziehung auf

den Congrefs-Beschluſs vom 16. Oktober 1826 mittheilen, wodurch diese wichtige Angelegenheit für den gesammten Staatenbund in Ordnung gebracht worden ist. *)

Der öffentliche Unterricht umfaſst *drei Klassen:*

Zur ersten Klasse gehören die *Elementar-Schulen* nach der *Lancasterschen* Methode, oder der des sogenannten wechselseitigen Unterrichts.

Die zweite Klasse umfaſst alle *höhern Lehranstalten* für die Unterweisung in der Allgemeinen Sprachlehre, in der Philologie, Mathematik, Physik, Chemie, Mineralogie, Geologie (Geognosie), Botanik, Agricultur-Wissenschaft, Zoologie, Logik, Staatsökonomie, Statistik, Moral, Natur-, Völker- und Staatsrecht, Chronologie, alte und neue Geographie, Literatur- und Weltgeschichte. Die einzelnen Staaten sorgen für die Anlegung von höhern Schulen dieser Art aus eigenen Mitteln. In dem Bezirke der Hauptstadt Mexico war die Errichtung dreier solcher Lehranstalten beschlossen, wo die genannten Gegenstände in spanischer Sprache gelehrt werden sollten. Die Lehrer aller dieser Schulen vereinigen sich zu einer Gesellschaft, welche sich mit der Herausgabe der klassischen Autoren und sonstiger nothwendiger Lehr- und Schulbücher zu beschäftigen hat. Jede Anstalt hat eine Bibliothek,

*) Man sehe *Röding's Columbus*, Jahrgang 1827. Maiheft, S. 99 u. ff.

D. H.

eine Zeichenschule, ein chemisches Laboratorium, eine Naturalien-Sammlung, ein physikalisches Cabinet, eine Sammlung von Gewerbserzeugnissen, Maschinen etc. und ein Feld zu landwirthschaftlichen Versuchen. Der Gehalt der Professoren beläuft sich, nach Beschaffenheit, jährlich auf 1000 bis 2500 Piaster.

Zur dritten Klasse gehören alle auf *Theologie, Rechtsgelehrsamkeit, Heilkunde* und *Kriegswissenschaft* sich beziehende Unterrichts-Anstalten. Die Theologie zerfällt in drei Fächer: Allgemeine Religionslehre, Kirchen- und Dogmengeschichte; Dogmatik und Moral, Schriftstudium und Liturgie; die Rechtsgelehrsamkeit in zwei Fächer: Grundsätze der allgemeinen Gesetzgebung, verbunden mit der Geschichte des Römischen und Vaterländischen Rechts, und die Anfangsgründe der Rechtswissenschaft. Das Canonische Recht wird von Theologen und Juristen gemeinschaftlich studirt. Es bestehen für dasselbe drei Lehrstühle: Geschichte und Elemente des Staats- und Canonischen Rechts, Institutionen des Kirchenrechts, und Geschichte des Kirchenrechts und Übersicht der Concilien. Für die Heilwissenschaften bestehen medicinisch-chirurgisch-pharmaceutische Schulen, an welchen acht Professoren für die einzelnen Zweige: Anatomie, Physiologie und Hygiene, Chirurgische Pathologie, Operations- und Entbindungskunst, Allgemeine Pathologie und Materia medica, Chirurgische Klinik, Klinische Heilkunst, Naturwissenschaft nebst theoretischer und praktischer Pharmacie, und Gerichtliche oder Staats-Arzneikunde, angestellt sind.

An der theologischen und Rechtsschule beziehen die Professoren jährlich 1500 — 3000, an der medicinischen 1000 — 2000 Piaster Gehalt.

Endlich besteht noch eine *Allgemeine Hochschule* (Academia general) mit 11 Lehrstühlen, wo jeder Lehrer 3000 Piaster genieſst. Diese Akademie soll die Unterweisung der zweiten und dritten Klasse vollenden. Die Lehrfächer sind: Theoretische und angewandte Geometrie, Höhere Analysis, Mechanik, Bürgerliche Baukunst, Kriegsbaukunst, Bergbau, Geodäsie und Topographie, Angewandte Physik und Chemie, Topographische Zeichenkunst, Skulptur, Malerei und Kupferstecherkunst.

Zu dieser Akademie gehören Sammlungen von Plänen, Karten, Modellen, physikalischen, mathematischen und chirurgischen Instrumenten, anatomischen und pharmacologischen Präparaten, naturhistorischen Merkwürdigkeiten, ein chemisches Laboratorium, ein medicinischer Pflanzengarten etc.

Ferner giebt es noch sechs *Applications-Schulen*, nämlich für die Artillerie, Ingenieur-Wissenschaft, Bergwerkskunde, Canal-, Brücken- und Wiesen (?)-Bau, Militär-Geographie und Schiffbaukunst. Die Professoren an diesen Schulen erhalten 3000 Piaster jährlich.

Endlich soll eine *Akademie der Wissenschaften* bestehen von welcher *alle* Professoren der Collegien, so wie der Hochschule, Mitglieder sind, die aber auch andere Gelehrte aufnehmen

kann. Die Mitglieder versammeln sich jährlich ein Mal, verhandeln über Gegenstände des öffentlichen Unterrichtes, und machen eine Darstellung des Zustandes der Wissenschaften in der Republik durch den Druck bekannt. Diese allgemeine Akademie hat in der Hauptstadt Mexico ihren Sitz.

III.

Beechey's Reise zur Erforschung der Nordküste Afrika's, östlich von Tripolis.

Unter dem Titel: *Proceedings of the Expedition to explore the Northern Coast of Africa, from Tripoly eastward in* 1821 *and* 1822; comprehending an Account of the *Great Syrtis* and *Cyrenaica,* and of the ancient *Cities* composing the *Pentapolis.* By Captain F. W. *Beechey*, R. N. F. R. S. and H. W. *Beechey,* Esq. F. S. A., ist im Jahr 1828 zu London die Beschreibung einer Reise erschienen, welche zu den merkwürdigsten gehört, die seit langer Zeit zur Beförderung der Erdkunde unternommen worden sind.

Die Veranlassung zu dieser Reise gab eine frühere des Capitän *Smyth*, welcher im Jahr 1817 eine Fahrt längs der Nordküste Afrikas westlich von Tripolis angestellt hatte. Die freundschaftlichen Verhältnisse, die seit längerer Zeit zwischen dem Pascha von Tripolis und der brittischen Regierung bestehen, erregten den Wunsch, jene Reise weiter nach Osten auszudehnen. *Smyth* wurde jedoch damals durch mehre Umstände daran verhindert, theilte aber bei seiner Rückkehr nach England der Admiralität seine Bemerkungen über diesen wichtigen Gegenstand mit und veranlafste so die Ausrüstung einer Land-Expedition, welche längs der Küste, von *Tripolis* bis *Alexandrien*, vordringen sollte, während er zur See gleichzeitig längs derselben hinsteuern und sich von Zeit zu Zeit, wie es die Gelegenheit darbieten würde, mit den Landreisenden in Verbindung setzen wollte.

Der Gegenstand war von Wichtigkeit. Innerhalb der vorgezeichneten Gränzen der Expedition liegt klassischer Boden, namentlich das Gebiet der alten *Cyrenaica*, wo sich bald nach dem Trojanischen Kriege unter dem Anführer *Battus* ein Haufen *Spartaner* niederliefs und fünf durch Handlung und Ackerbau schnell emporblühende Pflanzstädte gründete, deren Gebiet sich allmählich bis zur Gränze *Ägyptens* erweiterte. Bekanntlich hiefs dieser Staat nach diesen fünf grofsen Städten auch die *Pentapolis* (d. h. Fünfstadt). Ihre Namen waren: *Berenice*, *Arsinoe*, *Ptolemais*, *Apollonia* oder *Apollinopolis*, und *Cyrene*, von welcher Letztern die Benennung *Cyrenaica* entstand. Westlich vom Ge-

biete dieser Niederlassungen zieht sich der bei den Alten unter dem Namen der *Grofsen Syrtis* (Syrtis major), heut zu Tage unter dem von *Sidra* bekannte ansehnliche *Meerbusen*, zwischen den Vorgebirgen *Mesurate* und *Giuliana*, ins Land hinein, welcher seinen Namen (Syrtis) von den vielen Sandbänken und Untiefen erhalten hat, mit denen er angefüllt ist und die von jeher seine Beschiffung und die Landung an seinen Küsten theils erschwert, theils ganz unmöglich gemacht haben. Daher war auch dieser Theil von Afrika bis in die neusten Zeiten fast ganz unbekannt geblieben und wir werden weiterhin sehen, wie äufserst falsch selbst auf den allerneusten Karten bis zum Jahr 1821 noch die Küsten jenes Meerbusens verzeichnet waren. Ein italiänischer Arzt, *Della Cella*, hatte zwar im Jahr 1819 das Glück, als Begleiter eines Kriegszuges, welchen damals der Pascha von *Tripolis* gegen seinen ältesten Sohn *Mohammed*, jetzt Bey von *Derna*, unternahm, die Küste der Syrtis und die Trümmer der Pentapolis zu besuchen. Aber seine Lage erlaubte ihm keine so gründliche und vollständige Untersuchung, als sie jetzt unsern englischen Reisenden möglich wurde, obschon das, was er mittheilte, schätzbar genug war. *)

*) Man sehe den Jahrgang 1827 dieses Taschenbuches, S. XV., wo auch bereits der nach *Beecheys* Expedition im Jahr 1825 von *Pacho* unternommenen Reise nach Cyrenaica Erwähnung geschehen ist.
D. H.

Die brittische Admiralität ging also in den Plan des Capitän *Smyth* ein und ernannte den Capitän *Beechey* (damals noch Lieutenant) zum Führer der Land-Expedition, mit dem Auftrage, die ganze Küste von *Tripolis* bis *Derna*, wo möglich sogar bis *Alexandrien*, zu bereisen; das Letztere mufste jedoch späterhin unterbleiben. Hr. *Tyndall*, ein junger Mann vom Bord des *Abenteuers* (dem Schiffe Smyths) wurde ihm als Begleiter zugesellt und Hr. *Campbell*, von der Marine, zum Arzte der Expedition ernannt. Später gesellte sich auch der Schiffslieutenant *Coffin* dazu.

Man verliefs England am Bord des Abenteuers im Juli 1821 und kam über *Malta* am 11. Sept. dess. J. in Tripolis an. Die Vorbereitungen zur eigentlichen Reise und die Anstalten, welche der Pascha zur Sicherheit und Beförderung der Expedition zu treffen hatte, verzögerten die Abreise derselben bis zum 5. Nov., während welcher Zeit auch noch die bekannten (nun verstorbnen) Engländer *Oudney* und *Clapperton* in Tripolis eintrafen, um von hier aus ihre Wanderung über *Murzuk* ins Innere von Afrika anzutreten.

Die Gesellschaft unter *Beechey* bestand, aufser den eigentlichen Reisenden, aus drei Europäern, die als Bediente und Dolmetsche angenommen waren, einem Tschaus oder Janitscharen, den der Pascha mitgab, dem arabischen Scheich *Mohammed el Dubbah*, Befehlshaber über das Gebiet der Syrte, wo man eben hin wollte, nebst 5 andern Beduinen-Arabern, als Bedeckung, und

noch drei Arabern aus Tripolis zur Besorgung der Pferde, zusammen aus 18 Personen.

Der Weg führte zuerst nach den Dörfern des Bezirks von *Tagiura*. Jenseits derselben beginnt eine grofse dürre Sandwüste, die man durchschneiden mufste. Sie kündigte sich schon von weitem durch zahlreiche Sandhügel an, welche die Dattelbäume und die Umzäunungen der Dörfer einhüllten. Da der lose Sand von den Ostwinden immer weiter nach Westen getrieben wird: so findet er blofs an einzelnen solchen Gegenständen ein Hindernifs, vor dem er sich dann zu Hügeln anhäuft und mit der Zeit so zunimmt, dafs Bäume, Gärten und Hütten gänzlich überdeckt, und die Bewohner sie zu verlassen gezwungen werden. So verheerend aber auch diese Wirkungen des Sandes seyn mögen, so ist *Beechey* doch nicht geneigt, sie in Beziehung auf Reisende in den afrikanischen Wüsten für so verderblich zu halten, als Manche die Sache vorgestellt haben. »Die Menge von Sand, welche einen Körper befällt, der in Bewegung ist, geht an ihm vorüber, und selbst ein Schlafender, der damit überschüttet würde, dürfte beim Erwachen im Stande seyn, ihn von sich abzuschütteln (?). Wir schaudern bei den fürchterlichen Erzählungen, wie ganze Karawanen und Armeen von diesen schrecklichen Wellen des Wüstenmeeres begraben werden, sind aber bei der Aufregung unsers Mitgefühls selten geneigt, diese Berichte nach allen Umständen scharf zu zergliedern. . . . . Im Ganzen genommen halten wir es für wahrscheinlicher, dafs von *Cambyses* bis auf unsere Tage, Alle,

welche in diesen Wüsten zu Grunde gegangen, blofs verdurstet oder sonst an Entkräftung gestorben und dann erst unter den Sandwolken begraben worden sind.«

Der Weg nach *Lebida* (dem alten *Leptis magna*) geht zuletzt durch eine äufserst fruchtbare und schöne Gegend, so dafs *Beechey* sich mit Recht wundert, dafs die jetzigen Beherrscher dieser Länderstrecke das mitten in einer Sandwüste liegende *Tripolis*, und nicht vielmehr *Lebida* zu ihrer Hofstadt gemacht haben. Derselbe gute Hafen, der an jener Stadt das einzige Lobenswerthe ist, findet sich bei dieser auch. Nur ein Volk, das, wie die jetzigen Bewohner dieser Länder, nicht über die Gegenwart hinaus denkt, konnte sich vor dem Kostenaufwand scheuen, den allerdings der Wiederaufbau und die Befestigung von *Lebida* verursacht haben würde; aber dieser Platz wäre, ein Mal in Stand gesetzt, ein weit sicherer Punkt gewesen, als es *Tripolis* jemals werden kann, und der gesunde Verstand der Alten zeigte sich auch hier, als sie diesen Ort zu einer ihrer Hauptniederlassungen erhoben.

Beechey stellt hier mehre gelehrte Untersuchungen über den alten Flufs *Cinyphus*, den heutigen *Khahan*, und über das, was die alten Geographen in Beziehung darauf gesagt haben, an. Er erklärt die Beschreibung *Herodots* für die richtigste. »Die Gegend umher« — sagt er — »hat noch alle die Eigenthümlichkeiten, welche ihr *Herodot* beilegt. Wir finden hier noch denselben fruchtbaren, schwarzen Boden und die Fülle von Wasser, de-

ren er gedenkt. Aber Alles entartet unter den Händen des Arabers, und der heutige Ertrag dieses Landes steht in keinem Verhältnifs zu dem, was der Geschichtschreiber davon berichtet. So weit unsere Erkundigungen bei den hier wohnenden Arabern sich erstreckten, ist der Durchschnitts-Ertrag jetzt kaum das zehnte Korn. Die Ländereien in der Nachbarschaft von *Zeliten* und *Mesurata* sind die einzigen angebauten Stellen, östlich vom Cinyphus. Das Hauptgetreide ist Gerste, neben welcher blofs eine verhältnifsmäfsige Menge Weizen gebaut wird; aber allgemein verbreitet sind die Dattelpalme und der Ölbaum, welche äufserst reiche Ärndten geben, so dafs von hier aus, besonders von Mesurata, die Araber der westlichen Küsten der Syrtis sich ihren Bedarf an Datteln, Baumöl und Gerste, verschaffen.«

Das Land westlich vom Cinyphus ist allem Anschein nach von Natur eben so fruchtbar, liegt aber, mit Ausnahme eines sehr kleinen Theiles, gänzlich unbebaut darnieder.

Das Dorf *Zeliten*, nach welchem man von Lebida aus gelangte, ist von 4—500 Arabern und Juden bewohnt. Das Gebiet dieses Dorfes erstreckt sich vom *Wad el Khahan* (dem Thale des Khahan oder Cinyphus) bis *Selin* und enthält nicht weniger als 15 Dörfer und 10000 Einwohner, worunter ebenfalls eine Menge Juden. Die Häuser sind gröfstentheils von Lehm; die Dächer bestehen aus Matten und Palmzweigen, mit einer Lage von Erde überzogen, damit der hier sehr häufige Regen nicht durchdringe. Jedes Dorf ist mit Datteln- und Ölpflanzungen um-

geben und gewährt einen ziemlichen Anblick von Cultur. Man erzeugt mehr als man braucht, und der Überschufs wird nebst Strohmatten und irdenen Krügen, die ebenfalls hier und zwar meistens von Juden verfertigt werden, an beduinische Handelsleute abgesetzt oder auf die Märkte gebracht. In der Nachbarschaft von *Zeliten* sind sehr viele Trümmer von alten Gebäuden. *Beechey* glaubt, dafs hier das *Cisternae Oppidum* das *Ptolemäus* gewesen sei. Auch befindet sich das Grab eines berühmten *Marabut* in der Nähe, auf dem die Einwohner der Umgegend, obschon der heilige Mann 50 Jahre todt ist, noch immer allerlei Geschenke von Lebensmitteln, Kleidungsstücken, Gefäfsen u. dgl. niederlegen. Dergleichen Marabuts sind überhaupt in diesen Gegenden sehr häufig und werden von den abergläubischen Arabern fast abgöttisch verehrt, selbst wenn ihr Lebenswandel noch so lasterhaft seyn sollte.

Von Zeliten ging die Reise längs der Küste über *Selin* nach *Mesurata*. Diese unweit des gleichnamigen Vorgebirges liegende Stadt ist regelmäfsig gebaut. Die Strafsen durchschneiden sich in rechten Winkeln und fast in der Mitte liegt der Marktplatz, dessen eine Hälfte, wie in den meisten andern Ortschaften dieser Länder, aus einer grünen und stinkenden Pfütze besteht. Der gröfsere Theil der Stadt ist auf einer zwei Fufs dicken Felsschicht erbaut, unter welcher sich eine mürbe Sandlage befindet, in der die Einwohner sich Keller zur Aufbewahrung des Getraides und anderer trockner Mundvorräthe anlegen.

Das Gebiet von Mesurata erstreckt sich von *Selin* bis *Sulèb*, in der Syrtis, zwei Tagreisen südlich von der Stadt, soll mehre Dörfer und zusammen an 14,000 Einwohner enthalten. Die Gärten liefern Datteln, Oliven, Melonen, Granaten, Zwiebeln, Rettige, Kürbisse und gelbe Rüben, so wie ein wenig Tabak und Baumwolle. Viele Gärten sind 6—8 Fuſs über die Strafse erhöht, und mit Erdwänden oder Hecken von Stachelbirnen und wilder Aloe (Agave) eingefafst. Besonders häufig sind Datteln und Oliven, welche nebst einer Menge Gerste die vornehmsten Verkaufs-Gegenstände bilden. Der einheimische Bedarf besteht gröfstentheils aus Datteln und Durrah, so wie aus ein wenig Gerste. Die vornehmsten Manufactur-Artikel von Mesurata sind Fufsdecken, mit äufserst schönen Farben, Strohmatten, Säcke von Ziegenhaar und irdene Krüge. Der Markt ist im Allgemeinen wohl mit Fleisch, Gemüsen, allerlei Früchten, Öl, Manteca und Salz versehen. Das Letztere kommt aus weitläuftigen Sümpfen, einige (englische) Meilen südlich von der Stadt.

Bald nach ihrer Ankunft erhielten unsere Reisenden einen Besuch von *Belcazi*, Scheich von Mesurata. Er kam in einem sehr feierlichen Aufzuge, prächtig gekleidet und beritten und in Gesellschaft einer Anzahl Araber ebenfalls zu Pferde, welche ziemlich gut mit langen Flinten und Pistolen bewaffnet waren. Scheich *Mohammed el Dubbah*, der Geleitsmann der Reisegesellschaft, stand in seinem einfachen Beduinen-Aufzuge gegen seinen Landsmann sehr im Schatten. Nachdem die gewöhnlichen Begrüfsungen

vorüber waren und *Belcasi* Alles im Zelte aufmerksam betrachtet hatte, so wie mit Kaffeh und Limonade bewirthet worden war, ersuchte man ihn um die nöthige Zahl von Kameelen, deren die Reisegesellschaft zur Wanderung durch die Syrtis (das an den gleichnamigen Meerbusen angränzende Küstenland) bedurfte. Der Scheich versprach sie zu besorgen und erbot sich auch zu allen andern erfoderlichen Dienstleistungen. Am folgenden Tage Abends machten ihm die Engländer einen Gegenbesuch und wurden sehr höflich empfangen. Die Sitte der jetzigen Tripolitaner, an Statt des Kaffehs grünen Thee mit Scherbet vorzusetzen, hatte ihren Weg schon bis hierher gefunden.

Die Einwohner Mesurata's hatten kaum erfahren, dafs sich ein *Tibib* (Arzt) unter den Fremden befinde, als diese auch schon zahlreiche Besuche erhielten, welche so viel Arznei verlangten, dafs die zwanzig Kisten, womit die Reisegesellschaft versehen war, nicht für die Hälfte der Kranken zugereicht haben würde. Ein grofser Theil kam nur aus Neugierde, ohne dafs ihnen etwas fehlte. Unter den wirklichen Krankheiten bemerkte man hauptsächlich Augenübel und viele sehr bedenkliche Dysenterien. Hr. *Campbell*, der Wundarzt der Expedition, that sein Möglichstes, den armen Leuten zu helfen, und vertheilte so viel Arznei unter sie, als nur immer selbst entbehrt werden konnte.

Während man mehre Tage auf die vom Scheich versprochnen Kameele warten mufste, wurde ein Ausflug nach den Umgebungen der Stadt gemacht. Zwischen der Stadt und dem Meere

liegt eine Reihe Sandhügel, höher als die höchsten Dattelbäume, und jenseits derselben erhebt sich das *Vorgebirge* von lockerm Sandstein etwa 100 Fufs über den Meeresspiegel. Es besteht aus drei deutlich unterschiedenen Erhöhungen (Caps), die nach Capitän *Lautiers* (eines Gefährten *Della Cella's*) Beschreibung in der Entfernung vom Meere aus gesehen, drei Inseln zu seyn scheinen. Der Boden am Fufse dieser Hügel ist dicht mit Dattelpalmen bewachsen, aber die Gipfel sind völlig kahl; der lockere Sandstein verwittert immer mehr und die Höhe des Vorgebirges wird von Tage zu Tage geringer. Alles, was *Beechey* hier sah, stimmte so gut mit *Strabo's* Beschreibung des Vorgebirges *Cephalas* überein, dafs er keinen Anstand nimmt, das Cap von Mesurata wirklich dafür zu erklären. Streng genommen ist es nicht der äufserste westliche Punkt des Meerbusens, sondern dieser besteht in einem felsigen Vorsprung, ungefähr ½ engl. Meilen vom Cap, aber so niedrig, dafs er kaum über das Meer emporragt. Ohne Zweifel ist auch das *Promontorium Triaerorum* des *Ptolemäus* nichts Anderes als das *Cephalas* des *Strabo*. Überreste von Alterthümern konnten in der Umgebung von Mesurata nicht entdeckt werden. Östlich von dieser Stadt (oder vielmehr südöstlich, da die Küste sich hier zurückzubiegen anfängt, um den Busen der Syrte zu bilden) zieht sich eine unbewohnte und unfruchtbare Wüste in einer langen, ununterbrochenen Linie hin, deren Ende nur durch den Gesichtskreis begränzt

wird. Das Auge erblickt hier weder Baum noch Strauch, weder Haus noch Zelt, weder Menschen noch Thiere.

Zwei Tage vor der Abreise von *Mesurata* erhob sich ein starker Scirocco und brachte Myriaden von Heuschrecken mit, welche die Luft im buchstäblichen Sinne verfinsterten. Die Einwohner blieben die ganze Nacht auf und unterhielten ein fortwährendes Flinten- und Pistolenfeuer, um sie von den Gärten und Feldern abzuhalten. Andere schlugen sie todt und sammelten sie korbweise ein, um sie als Lebensmittel zu verzehren. Die Menge war so grofs, dafs eine beträchtliche Anzahl Esel, schwer mit solchen Körben beladen, alle Wege nach der Stadt und den benachbarten Dörfern bedeckten. Trotz dem war die von diesen Insekten hervorgebrachte Verwüstung unermefslich.

Am 2. Dezember konnte man endlich von Mesurata abreisen. Der erste Gegenstand, welcher sich beim Eintritt in die erwähnte wüste Syrte darbot, war der grofse Sumpf, den schon *Strabo* als gleich auf das Vorgebirge *Cephalas* folgend beschreibt. Doch hat er nicht mehr die Gestalt eines ununterbrochenen Wasserspiegels, wie ihn dieser Geograph schildert, sondern er besteht jetzt aus einer Menge weit über das Land verbreiteter Lachen oder kleiner Sümpfe (Pools), welche zum Theil mit dem Meere in Verbindung stehen. Einige haben eine Ausdehnung von mehren englischen Meilen und würden, wenn sie Tiefe genug hätten, den Namen Seen verdienen. Als die Reisenden längs dieses Sumpflandes hinzogen, hatte es zwar schon mehr-

mals geregnet, aber die eigentliche Regenzeit war noch nicht eingetreten. Wahrscheinlich vereinigen sich am Schlufs derselben mehre dieser kleinen Lachen zu gröfsern Wassermassen. Die Länge des ganzen Sumpflandes beträgt von *Mesurata* bis *Suleb*, an 40 englische Meilen und die Breite von 9 oder 10 bis 15, was mit *Strabo's* Angaben übereinstimmt. Von Suleb aus zieht es sich noch, aber in geringerer Breite, etwa von 2 bis 3 Meilen, bis *Giraff* fort. Nach *Strabo* soll der damalige See verschiedene Inseln enthalten und auch am Verbindungspunkte mit dem Meerbusen einen Hafen gehabt haben. Inselartige Stellen sind allerdings noch mehre wahrzunehmen, aber nirgends Überreste von Bauwerken, welche auf den vormaligen Hafen schliefsen liefsen. Blofs neun Meilen von Mesurata findet man Spuren einer Art von Hoch- oder Dammweg (Causeway), der sich 330 Schritte vom Meere landeinwärts erstreckt haben mufs und wahrscheinlich zu einem Landungsplatze gehört hat, wofür auch die Beschaffenheit des zu beiden Seiten sich erhebenden Landes spricht. Näher bei der Stadt findet man Trümmer einer kleinen Festung. Die äufsern Wälle umschliefsen ein Viereck von etwa 100 Fufs und innerhalb desselben sieht man Spuren kleiner Wälle, die es in mehre abgesonderte Plätze getheilt zu haben scheinen.

Beechey berichtigt hier einen Irrthum *D'Anvilles* und anderer neuerer Erdbeschreiber, welche südlich vom Cap Mesurata einen *Golf von Zuca* oder *Suca* aufführen, der sich ungefähr in einer Breite von 4 Meilen landeinwärts zieht. Dieser Golf ist,

so wenig als eine ihm ähnlich sehende Bay, nirgends an der dortigen Küste, die überhaupt bis zum Cap Bengazi nur unmerklich eingeschnitten ist, vorhanden. *Beechey* glaubt, dafs *D'Anville* sich durch eine Stelle *Strabo's*, wo dieser von einem See *Zuchis* spricht, zu dieser Aufführung des Golfs von Suca habe verleiten lassen; aber der See Zuchis lag, nach *Strabo* selbst, nicht an der Küste der *Grofsen*, sondern der *Kleinen* Syrte, bei einer gleichnamigen Stadt, die nach ihm durch ihre Purpurfärbereien und Salzwerke berühmt war.

Das erwähnte Sumpfland der Syrte war nur schwach mit Wasser bedeckt, als unsere Engländer durchzogen; aber aus den abwechselnden Salzschichten und Anschwemmungen, so wie aus der Menge kleiner Muscheln (hauptsächlich *Trochus*), die den Boden bedeckten, konnte man schliefsen, dafs er von Zeit zu Zeit vom Meere überschwemmt werden müsse. Hier und da war die Salzrinde so dünn, dafs die Pferde einbrachen, aber nur an einigen Stellen schien, wegen der unter der Oberfläche befindlichen, mit Wasser angefüllten Vertiefungen, Gefahr damit verbunden zu seyn. Die erwähnten inselartigen Erhöhungen bestehen aus Erde und Sand und haben von zufälligen Bewohnern oder mohammedanischen Durchreisenden verschiedene Namen erhalten. Die Strafse, wenn man es so nennen darf, windet sich entweder längs der Ränder dieser kleinen Inseln hin, oder geht, wo es die Sicherheit des Fortkommens nöthig macht, über dieselben hinweg. Manche von diesen Inseln sind ziemlich fruchtbare Oasen, z. B. *Tower-*

gah, auf dem ein Dorf mit Dattelpflanzungen liegt, *Suleb*, an der Stelle, wo auf den bisherigen Karten der *Golf von Zuca* steht) mit guten Weideplätzen, wo Schaf- und Ziegenheerden weiden u. a. m.

Mahad Hassan ist nach der langen Strecke dieses sumpfigen Landes der erste Platz, welcher Überreste aus älterer Zeit darbietet. Es sind kleine viereckige Bauwerke, den befestigten Plätzen ähnlich, welche man auf dem ganzen Wege von hier bis *Derna* antrifft. Sie sind in einem sehr verfallenen Zustande und es ist beim ersten Anblick schwer zu sagen, was ihre Bestimmung gewesen seyn möge. Obschon wie Festungen aussehend, sind sie doch zu dicht aneinander und zu klein, als dafs man sie dafür halten könnte. Eben so wenig können es Wohnungen gewesen seyn; man müfste denn annehmen, dafs jede Familie die ihrige besonders verschanzt gehabt habe. Diese kleinen Bauwerke bedecken die Ebene sowohl als das höher liegende Land und haben 50 bis 70 und 100 Fufs ins Gevierte. Die Höhe läfst sich, selbst wenn man das sie umgebende Buschwerk in Anschlag bringt, nicht füglich schätzen, da die Araber die Steine losbrechen und zum Bau der Gräber für ihre Marabuts und Verwandten gebrauchen. Alles ist übrigens so verfallen, dafs man nur bei genauer Untersuchung den Plan errathen kann, nach dem es aufgebaut worden. Mitten unter diesen Trümmern gewahrt man einige Brunnen, wovon einer, wie die Araber sagten, süfses Wasser enthalten sollte.

Über *Giraff* hinaus wurde der Anblick des Landes ein wenig freundlicher. Der wellenförmige Boden war mit Weiden bedeckt, auf welchem Schaf- und Ziegenheerden graseten, hier und da auch ein arabisches Zelt zu sehen war. Am willkommensten aber waren die Süfswasser-Brunnen bei *Zaffran*, wo man sich lagerte und erquickte.

Beechey vermuthet, dafs *Mahad Hassan* das *Aspis* des *Strabo*, und der Hafen von *Zaffran* derjenige sei, welchen dieser Schriftsteller als bei diesem Orte liegend anführt und für den besten der ganzen Syrte erklärt. Der gegenwärtige Zustand dieses Hafens widerspricht freilich der letztern Behauptung, aber für die kleinen Schiffe der Alten, die wenig Wassertiefe erfoderten, mochte er gut und sicher genug seyn. Bei *Zaffran* erscheinen die vorerwähnten Überreste alter Bauwerke schon deutlicher als regelmäfsige Befestigungen, und es ist nicht unwahrscheinlich, dafs sie zu einer Reihe fester Posten gehört haben, die sich längs der Küste durch die ganze Syrte ausdehnten. Die meisten sind vielleicht von den *Römern* unter den Kaisern angelegt worden, welche mehrmals die ganze Nordküste Afrikas besafsen und mittelst dieser Niederlassungen auch Verbindungen mit einigen Theilen des innern Landes unterhielten. Die viereckige Form jener Bauwerke ist die nämliche, wie sie bei den Römern in ihren Lagerplätzen gebräuchlich war, und die geringe Truppenzahl, welche zur Vertheidigung Afrikas verwendet wurde, mufste nothwendig wohl verschanzt werden. Vielleicht rühren die noch am besten

erhaltenen Überreste aus den Zeiten Kaiser *Justinians* her, unter dessen Feldherren *Belisar* und *Solomon* die römischen Waffen sich in Afrika wieder furchtbar machten. Manche von jenen Gebäuden scheinen noch lange nach der Eroberung Afrikas durch die Mohammedaner bewohnt gewesen zu seyn; wenigstens wird ihrer von den arabischen Schriftstellern jener Zeit öfters gedacht. Übrigens bemerkt *Beechey* noch, dafs alle diese Bauwerke immer besser erhalten und zweckmäfsiger erbaut gefunden werden, je weiter man durch die Grofse Syrte ostwärts, nach *Cyrenaica*, reist.

In der Nachbarschaft von *Zaffrān* müssen die Überreste der ehemaligen Stadt *Sort* oder *Sert* gesucht werden, deren *Edrisi* und andere arabische Erdbeschreiber gedenken. *Beechey* glaubt, dafs sie in den Trümmern beim heutigen *Medinet Sultan* zu finden seien. *Zaffran* selbst hält er für *Asna*. Die Umgebungen dieser Stadt sind, wenn auch nicht mit Bäumen, doch mit allerlei Futterkräutern und Blumen geschmückt, so dafs man überall Schaf- und Ziegenheerden sieht. Auch wächst hier einiges Getraide. Da der Name dieser Stadt im Arabischen *Saffran* bedeutet (auch so ausgesprochen wird und folglich das nämliche Wort ist): so vermuthete *Beechey*, dafs entweder die Stadt von der Pflanze, oder die Pflanze von der Stadt den Namen erhalten habe, um so mehr, da die afrikanische Nordküste um des vortrefflichen Saffrans willen, den sie hervorbringt, berühmt ist. Niemand konnte jedoch in der Nähe der Stadt die *eigentliche* Saffran-Pflanze auffinden,

obwohl man häufig eine andere Gattung Crocus antrifft, aus der sich jenes Gewürz vielleicht ebenfalls würde bereiten lassen. Die Bewohner von Zaffran sind *Beduinen*, gastfreie und gutmüthige Leute, die überall unsere Reisenden herzlich aufnahmen, Anfangs ein wenig schüchtern und zurückhaltend gegen die fremden Gäste waren, bald aber sich ihnen voll Zutrauen näherten, ihre Kleider, Waffen und Geräthschaften untersuchten und nach dem Gebrauche derselben forschten. Die wundervollsten Dinge für diese Kinder der Wüste waren der Compafs, das Fernrohr und die Uhr.

Von *Zaffran* ging der Weg über *Dschidid*, *Schuaischa*, *Bennet Hadid* und *Hamed Garusch* nach dem schon erwähnten *Medinet Sultan*. Das Land wird von Zaffran nach Hamed Garusch allmählich gebirgiger und hat wohl angebaute Thäler. Man sah viele Schaf- und Ziegenheerden, auch einige Ochsen und Kameele, und stiefs überall auf Hasen, Brachvögel, Wachteln, Steinwälzer (Curlews), Wildenten, auch auf einige Schnepfen und eine Menge Schakals, welche Letztern überhaupt die steten Begleiter der Engländer auf ihrer ganzen Reise waren.

Medinet Sultan mufs, als das vormalige *Sort* oder *Sert*, wofür es *Beechey* hält, ein wichtiger militärischer Platz gewesen seyn, wie die Überreste vieler stark gebauter Festungswerke noch beweisen. Die Bauwerke sind, wie die bei Zaffran und anderwärts in der Syrte, viereckig, aber vollkommener und nach einem gröfsern Mafsstabe erbaut. Auch findet man einige Brunnen. In der Bucht bei Medinet Sultan können kleine Fahrzeuge

bei günstigem Winde sicher liegen; auch beginnt hier ein dem Anscheine nach tiefer See, der sich längs der Küste nach Osten hin ausdehnt und an zwei Stellen mit dem Meere in Verbindung steht. Dieser See war damals mit einer zahlreichen Menge Flamingo's bedeckt, auch sah man einige Schnepfen und anderes Wasser- und Sumpfgeflügel; das Wasser aber war salzig und ungenieſsbar.

Von *Medinet Sultan* ging der Weg wieder auf flachem und sumpfigem Boden bis *Nehim* und von da einige Meilen weiter bis *Hammah*. Nirgends auf dieser Strecke waren Überreste von alten Bauwerken zu sehen; auch versicherte *Scheich Mohammed* (zu dessen Gebiet dieser Bezirk gehörte), daſs weiter landeinwärts ebenfalls nichts von dergleichen Alterthümern anzutreffen sei.

»Während wir unsere Zelte aufschlugen« — erzählt *Beechey* — »und alle Hände beschäftigt waren, machten sich einige von unsern Pferden los und stürmten von allen Seiten auf unsern *Scheich Mohammed el Dubbah* ein, welcher so eben auf seiner getreuen Stute uns eingeholt hatte. Er schrie aus Leibeskräften um Hilfe und legte zugleich eine ungewöhnliche Reitergeschicklichkeit an den Tag, indem er nach allen Seiten schnelle Kreiswendungen machte und von Zeit zu Zeit die Stute ausschlagen lieſs, zur nicht geringen Belustigung unserer ganzen Reisegesellschaft, die im ersten Augenblicke vor übergroſsem Gelächter nicht im Stande war, ihm Hilfe zu bringen. Als jedoch die Sache ernsthafter und die Zahl der auf ihn eindringenden Pferde immer

gröfser wurde, eilten wir herbei und brachten, zu seinen Gunsten eine Diversion machend, die Thiere wieder in Sicherheit, was auch die höchste Zeit war, da der Dubbah ganz und gar keinen Athem mehr und bereits seine Flinte zerschlagen hatte.«

»Am nächsten Morgen kam er mit den Trümmern seiner übelzugerichteten Waffe in unser Zelt und begann, nachdem er sich wie gewöhnlich niedergehockt und seine zwei oder drei Salams, so wie eine Menge eckelhafter Complimente vorgebracht (die er jederzeit vorausschickte, wenn eine Bitte hintendrein kommen sollte), ein weitläuftiges Gerede über den Vorfall des gestrigen Abends und die Geschicklichkeit, die er bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt hatte. Er schlofs mit der Vorzeigung seines zerschmetterten *Bendikah* (Flinte) und der Bemerkung, dafs der Dubbah nun keine Waffe mehr habe, womit er sich, im Fall eines Angriffs von Seiten der schrecklichen Räuberbanden (die, wie er, uns weifs und wodurch er sich wichtig machen wollte, überall uns auflauerten) zur Wehre setzen könne. Da wir keine Zeit zu unnützem Gewäsch und eben so wenig Lust hatten, seinen Wink zu verstehen und ihm mit einer von unsern Flinten ein Geschenk zu machen: so brachten wir schnell die Rede auf etwas Anderes und fragten nach den Kameelen, mit denen er uns in *Busaida* versorgen zu wollen und die er den kommenden Tag zu liefern versprochen hatte. Er antwortete, dafs er bereits Befehle deshalb gegeben habe, es aber rathsam finde, der Reisegesellschaft vorauszueilen, damit sie Alles bei ihrer Ankunft in Bereit-

schaft finden möge. Zugleich machte er den Vorschlag, seinen ältesten Sohn, der ihm kürzlich von Osten her entgegen gekommen war, als Stellvertreter zurückzulassen.‹

›Wir nahmen den Vorschlag an und schwiegen nun einige Augenblicke still, in der Erwartung, dafs er aufstehen und das Zelt verlassen würde; aber er blieb sitzen und wir sahen es ihm an, dafs er noch etwas vorzubringen hatte. Der hergebrachte Zoll, ein wenig Farinzucker, war bereits entrichtet und angenommen worden; denn der alte Scheich Mohammed fand noch immer Geschmack an süfsen Leckereien, und wir beschenkten ihn gewöhnlich, wenn er unser Zelt besuchte, mit einigen Löffeln voll. Auch hatte er der Reihe nach, wie immer, die im Zelt herumliegenden Messer, Federn und Pinsel, Taschenpuffer, Pulverflaschen und andere Kleinigkeiten betrachtet und gehörig gelobt, ohne dafs wir ihm irgend etwas davon angeboten hätten. Dennoch ging er nicht fort und ärgerte uns dadurch nicht wenig. Denn aufserdem, dafs er uns unnöthigerweise um unsere Zeit brachte, bevölkerte er auch unsere Fufsdecken und Matten mit Flöhen und andern Insekten, die von Zeit zu Zeit aus seinem Baracan entwischten. Endlich war unsere Geduld erschöpft und unsere Gefälligkeit stand auf dem Punkte, es ebenfalls zu werden. Wir sahen nach der Uhr, drückten unser Erstaunen darüber aus, dafs es viel später sei, als wir geglaubt hätten, und fragten nun unsern graubärtigen Gast, ob es nicht wohlgethan sei, immer vorauszureiten, da er doch selbst diesen Vorschlag gemacht habe. Hierauf erhob sich

der Scheich, und nachdem er mit einer sehr zerstreuten Miene von uns Abschied genommen, zog er noch den Doctor auf die Seite, und bat ihn mit einem bedeutungsvollen Lächeln, dafs er ihm doch die aufheiternde Arznei geben möchte, die er ihm schon bei einer frühern Gelegenheit ein Mal versprochen hatte. Jetzt erfuhren wir also, warum der Dubbah so lange in unserm Zelte sich aufgehalten hatte. Er gestand nämlich, dafs er zu Hause ein junges und hübsches Weib habe und dafs er wünsche, sie nach so langer Abwesenheit mit recht munterer und jugendlicher Miene zu begrüfsen. Unser bisheriger Verdrufs ging jetzt in ein allgemeines Gelächter über, das die alte Haut eben nicht übel nahm. Der Doctor war in wenig Minuten mit der Arznei fertig. Der Scheich steckte sie in seine lederne Tasche, wo sie so sicher ruhte, als es nur immer für eine Glasflasche mitten unter Feuersteinen, Flintenkugeln, alten Nägeln und Hufeisen möglich war, bestieg hierauf seine tapfere Stute und ritt in vollem Gallopp fröhlich von dannen.

Aber bei alle dem zeigte der Dubbah sich bald nachher von einer sehr eigennützigen Seite. Als in *Busaida* die von *Mesurata* mitgenommenen Kameeltreiber, da ihr Vertrag nur bis hieher lautete, entlassen und zurückgeschickt worden waren, machte *Scheich Mohammed*, der von hier an die Kameele zu liefern versprochen hatte, und der nun glaubte, dafs die Reisenden jetzt ganz von ihm abhängig wären, einen Versuch, sie zu prellen, indem er vorstellte, dafs die Eigenthümer der zu liefernden Kameele das

Gepäck der Reisenden für allzuschwer hielten, als dafs es von 18 Kameelen, wie bisher, fortgebracht werden könnte; es müfsten schlechterdings 25 genommen werden. Hätten unsere Engländer eingewilligt, so würde diese Zahl nach und nach bald auf das Doppelte gesteigert worden seyn; aber sie widersetzten sich, trotz aller Anstrengungen seiner orientalischen Rednerkunst, dieser Zumuthung aufs lebhafteste, und schickten den bereits aufgebrochenen Kameeltreibern aus Mesurata zwei Eilboten zu Pferde nach, mit dem Auftrage, sie wieder zurückzubringen. Als diefs der Scheich sahe und überdiefs befürchtete, dafs man vielleicht gar nach *Tripolis* schicke, um sich über ihn zu beschweren, zog er plötzlich andere Saiten auf, stand von seinem Begehren ab und ritt selbst den Eilboten nach, um sie wieder zurückzubringen.

Die Reise wurde nun von *Busaida* über *Scharfa*, *Schedgane*, das Vorgebirge *Ras Houeijah* nach dem *Wady Schegga* fortgesetzt. Zwei englische Meilen östlich von hier erblickt man auf einer hohen weit ins Meer vorspringenden Klippe die Überreste eines alten, festen und sehr ansehnlichen Schlosses, *Bengerwal* genannt, welches aus regelmäfsig gehauenen Steinen erbaut gewesen ist. *Beechey* erklärt es für das *Euphrantes* des *Strabo*. Eben so stöfst man fünf Meilen östlich vom Vorgebirge Houeijah auf die Überbleibsel einer Stadt, welche nach *Beechey's* Vermuthung keine andere gewesen seyn kann als *Charax*, eine alte Handels- und Gränzstadt, die nach *Strabo* sowohl von Karthagern als Cyrenaikern besucht wurde.

Etwas weiter von dieser Stelle liegen die Brunnen von *Hudia*, welcher Name von dem arabischen Wort *Hudi* (Jude) herkommt, und nach der Meinung der jetzigen Bewohner dieser Länderstrecke seinen Ursprung dem schlechten Wasser jener Brunnen verdankt, das, wie sie sagen, nur für Juden trinkbar sei. Da nach *Procopius* Juden schon in der ehemaligen *Pentapolis* sich niedergelassen hatten, und gerade diese Bezirke an der Westgränze des Landes bewohnten: so findet es *Beechey* wahrscheinlicher, dafs der Name *Hudia* noch aus jener alten Zeit herrühren möge.

Dieser Platz war noch vor wenig Jahren ein berüchtigter Schlupfwinkel herumziehender räuberischer Araber, welche indefs durch die kräftigen Mafsregeln des jetzigen Pascha von Tripolis, besonders durch das Blutbad, das sein ältester Sohn *Mohammed Bey* unter ihnen anrichtete, gänzlich vertilgt oder zerstreut worden sind. Der *Dubbah* äufserte zwar auf dem ganzen Marsche grofse Besorgnifs vor räuberischen Anfällen, aber, wie man sich nachher überzeugte, nur zum Schein, um sich als Beschützer der Reisegesellschaft wichtig zu machen.

Bei *Hudia* ist ein merkwürdiger Berg, an welchem überall Gyps zu Tage aussteht. Den Gipfel bildet eine kegelförmige reine und ebene Masse, die wie Eis aussieht. Sie hat an der Grundfläche an 30 Fufs Durchmesser.

Von *Hudia* ging der Weg über *Mahiriga* und *Linuf* nach *Muktahr*. Der letzte Theil desselben führte durch steiniges und völlig unfruchtbares Land, wo sich kein lebendiges We-

sen sehen liefs, eine einzelne Hyäne und eine Gattung von wilden Ochsen ausgenommen, welche die Araber *Bograh-wasch* nennen. Beide liefen beim Anblick der Menschen davon. *Muktahr* liegt auf der Gränze der Bezirke *Syrt* und *Barca*, welche hier durch kleine Pfeiler von lockern Steinen bezeichnet ist. Anderthalb Tagreisen südwärts liegen Schwefelgruben (*Kebrīt*), aus welchen man den gewonnenen Schwefel auf Kameelen nach *Braiga* bringt, wo sich von Zeit zu Zeit Schiffe einfinden, ihn zu verladen. Von Muktahr noch einige Meilen südöstlich kam man nach *Sachrīn*, dem südlichsten Punkte der ganzen Syrte-Küste. »Man wird wenige Stellen des Erdbodens finden« — sagt *Beechey* — »welche einen so öden, traurigen und elenden Anblick gewährten als die Küste in der Umgebung von *Sachrin*. Überall nichts als Sand, Sumpf und dürrer Felsen; nirgends eine Spur von Pflanzenleben oder ein menschliches Wesen. Die Stille der Nächte, welche wir in dieser Wüste zubrachten, wurde nicht einmal durch das Geheul unserer alten Freunde, der Schakals und Hyänen, unterbrochen, welche doch bisher durch die ganze Syrte um unsere Zelte her auf Raub ausgegangen waren.«

Da sich in der Nachbarschaft eine beträchtliche Anhöhe befand, von welcher man eine weite Aussicht zu haben hoffte, so wurde der Gipfel derselben erstiegen, um eine Übersicht der ganzen Küste zu erlangen. Als man die verschiedenen Karten ausbreitete, sah man, wie falsch bisher dieser ganze Theil der afrikanischen Nordküste auf denselben niedergelegt worden ist. An-

statt der schmalen und trichterförmigen Einfahrt, in welche sich der Meerbusen der Grofsen Syrte auf allen neuern Karten verengt, sahen unsere Engländer eine weite Ausdehnung der Küste, welche vom südlichsten Punkte des Busens an, mit möglichst geringer Abweichung nach Nordwesten und Nordosten strich, und anstatt der zahllosen Häfen und Einschnitte der Küste, wie sie dieselben Karten zeigten, erblickte man ein nur wenig eingeschnittenes Meeresufer, welches durchaus nicht im Stande ist, irgend einer Art von Schiffen Sicherheit darzubieten. Unter allen bekannten Karten erklärt *Beechey* blofs diejenige, welche dem *Ptolemäus* zugeschrieben wird, für einigermafsen übereinstimmend mit der wirklichen Beschaffenheit der Küste. »Jeder Schritt« — sagt er — »um den sich die neuern Geographen von diesem Umrisse entfernt haben, ist ein Schritt weiter von der Wahrheit weg gewesen.« Er vermuthet, dafs die Art, wie *Strabo* und *Plinius* von dieser Küste sprechen (indem sie Ausdrücke wie: *innerster Winkel* oder *Hafen* des Busens gebrauchen), zu jenem Irrthume Veranlassung gegeben habe. Eben so ist die lange Strecke von *Triebsand*, mit welcher manche Kartenmacher diesen Theil des Meerbusens und der Küste ausgestattet haben, eine reine Erfindung. Die Reisenden durchstreiften die ganze sandige Küste und die Sandhügel zu Pferde nach allen Richtungen, und konnten überall festen Fufs fassen. Überhaupt bemerkt *Beechey*, dafs die Vorstellung, welche sich die Alten von dem Boden der Grofsen Syrte gemacht haben, keineswegs durch den wirklichen An-

blick desselben gerechtfertigt werde. Nur einzelne Sandberge findet man, aber nirgends eine zusammenhangende ununterbrochene Ebene voll brennenden und tiefen Sandes.

Unmittelbar auf das Sumpfland folgte ein fruchtbarer Weideboden, und man gelangte über *Gartubbah* nach *Braiga*, welches, aus seinen alterthümlichen Überresten zu schliefsen, ehemals ein stark befestigter Militärposten gewesen zu seyn scheint. *Beechey* hält es für das *Automala* des *Strabo*.

Die Reisenden machten hier eine neue Erfahrung von dem Eigennutze und der Verstellungskunst des *Dubbah*. Ehe sie *Braiga* verliefsen, kam einer von den hier nomadisirenden Arabern und brachte als ein Geschenk für die Gesellschaft fünf Lämmer, gab sie aber dem Dubbah, dafs er sie überreichen möchte. Da die Engländer bisher vergebens dergleichen zu kaufen gesucht hatten, so hielt diefs *Scheich Mohammed* für eine treffliche Gelegenheit, ihnen sowohl von seiner Freigebigkeit als von seinem aufserordentlichen Einfluss auf die Bewohner des Landes einen schlagenden Beweis zu geben, indem er ihnen zeigte, dafs er Lämmer genug herbeizuschaffen wisse. Er erschien daher mit zwei von jenen Lämmern sehr feierlich am Eingange des Zeltes, und bat unter vielen Complimenten und Ergebenheitsversicherungen, dafs man ihm die Gewogenheit erzeigen wolle, sie als ein Geschenk von ihm anzunehmen. Da *Beechey* schon seit längerer Zeit Ursache hatte, mit dem Betragen des Dubbah unzufrieden zu seyn, so wollte er sich keine Verbindlichkeit gegen

ihm auflegen und lehnte also das Geschenk ab, erbot sich jedoch, die Lämmer zu kaufen. Dieſs machte den alten Scheich ziemlich verlegen und er zog sich langsam und still vom Zelte zurück. Es entstand jetzt ein Kampf zwischen seinem Geize und seinem Gewissen, worin jedoch das Letztere die Oberhand behielt. Er mochte fühlen, wie unrecht es sei, sich etwas bezahlen zu lassen, was im Grunde doch schon das Eigenthum der Engländer war. Er kam daher bald wieder und erklärte nun die Lämmer für ein *ihnen* bestimmtes Geschenk, von dem er sich, wie er sagte, irrigerweise eingebildet habe, dafs es *ihm* gemacht worden. Zugleich bemerkte er, der Araber, welcher die Lämmer gebracht, sei ein dem Pascha untergebener Schafhirt, der den Reisenden einen Beweis seiner Aufmerksamkeit geben wolle, indem er ihnen das Beste seiner Heerde überreiche. Aber, setzte er hinzu, die übrigen drei Lämmer seien wirklich ein Geschenk für ihn, den Dubbah. Es zeigte sich jedoch bei genauerer Erkundigung, die man von dem Araber selbst einzog, dafs alle fünf Lämmer für die Reisenden bestimmt gewesen, und zugleich erfuhr man jetzt, warum man so oft vergeblich gesucht habe, bei den Arabern, denen man begegnete, Schafe oder Ziegen zu kaufen. Es waren nämlich zwei Leute aus dem Gefolge des Dubbah, unter dem Vorwande, die Strafse in Hinsicht d vor Räubern auszukundschaften, stets vorausgega er allen Bewohnern der Gegend aufs schärfste das Mindeste an die Fremden zu verkaufen.

Dubbah zu diesem seltsamen Betragen keinen andern Beweggrund, als den Wunsch, die Reisenden ganz von sich abhängig zu machen und ihnen dadurch einen *möglichst* hohen Begriff von seiner Macht beizubringen. Sonderbar! Das nämliche Volk, welches hier so grobe Züge von Selbstsucht an den Tag legte, hält es auf der andern Seite für schimpflich, einen hungrigen Wanderer, sei er von welcher Nation er wolle, von seinen Zelten wegzuweisen und seinem Flehen um Hilfe nicht zu willfahren. Aber gerade darin liegt eine eigne Charakterlosigkeit der Araber, und wer sie, blofs auf jene Beweise von Gastfreiheit hin, für ein edelmüthiges Volk erklärt, täuscht sich eben so sehr, als wenn er sie nach solchen Proben von Eigennutz und Schlauheit, wie die vorhin erzählten, für aller grofsherzigen Gefühle unfähig halten wollte.

Von *Braiga* führte der Weg über ein hügeliges Land nach einem flachen Vorgebirge, auf welchem man Trümmer einer alten Veste sah. Die Araber nannten es *Tubilba*. Mehre griechische Inschriften konnten von den Reisenden, da die Jahreszeit ihnen kein langes Verweilen gestattete, leider nicht abgeschrieben werden. *Beechey* nimmt keinen Anstand, diese Stelle für die *Maritimae Stationes* des *Ptolemäus* zu erklären.

Weiter ostwärts, bei *Ain Agān*, zeigte sich eine Insel im Meere, von etwa einer Meile Länge, und sowohl östlich als westlich von derselben eine starke Brandung, aus der sich schliefsen liefs, dafs die Insel sich vormals weiter ausgedehnt habe. Da der arabische Name derselben, *Gara*, wenig von *Gaia*, einer Insel des

Ptolemäus in dieser Meeresgegend, verschieden ist, so glaubt *Beechey*, sie wirklich für die Letztere halten zu dürfen, obschon sie weiter nordöstlicher und näher an der Küste liegt, als es nach Ptolemäus seyn sollte.

Auf dem Wege nach *Rhut el Assud* sah man mehre Schafheerden, konnte aber nirgends die Eigenthümer bereden, ihnen auch nur ein einziges Stück abzulassen. Da unsere Reisenden über dieses Benehmen jetzt im höchsten Grade aufgebracht wurden, um so mehr, da kein triftiger Grund zu einer solchen Weigerung vorhanden war: so erklärten sie dem einen Hirten ganz ernsthaft, wenn er sich nicht billig finden lasse, so würden sie gegen ihn wie des Pascha's Leute verfahren und sich das Verlangte mit Gewalt nehmen, nur mit dem Unterschiede, daſs sie, die Engländer, den Werth der Schafe bezahlen wollten, welches er von Sr. Hoheit nicht zu erwarten habe. Allein der Araber, der augenscheinlich vom Dubbah hiezu verleitet war, blieb hartnäckig bei seiner Weigerung. Die Engländer glaubten jetzt schon zu weit gegangen zu seyn, als daſs sie, ohne ihrem Ansehen zu schaden, hätten zurücktreten können. Sie schritten zu Drohungen, und als auch diese nichts halfen, zur That, indem sie durch den sie begleitenden *Tschaus* des Pascha wirklich ein fettes Schaf aus der Heerde herausholen lieſsen, dem Eigenthümer aber zugleich das Geld dafür aufzählten. Er muſste der Sache ruhig zusehen, nahm aber das Geld doch nicht an. Da man aufhalten konnte, so sagte man ihm den Ort, wo man

lager aufschlagen wollte, und erwartete nun, dafs er dorthin kommen und sich seine Bezahlung abholen würde. Aber das Schaf war schon längst geschlachtet und grofsentheils aufgezehrt, ohne dafs der Araber sich hätte blicken lassen. Man dachte also, er werde wenigstens am nächsten Morgen, vor dem Aufbruch der Gesellschaft kommen, und legte sich ruhig schlafen.

Während der Nacht hörte *Murzuk*, der Hund, welchen die Engländer bei sich hatten, um Wache zu halten, nicht auf zu bellen, was dem alten *Scheich Mohammed*, dem dieses in seinen Augen unreine Thier ohnehin auf der ganzen Reise ein Gräuel gewesen war, nicht geringes Ärgernifs verursachte. Da indefs die ganze Gesellschaft zu ermüdet war, so achtete man nicht sonderlich auf das Bellen des Hundes, um so mehr, da man wufste, wie oft derselbe bisher blofs zu seiner Unterhaltung und ohne dafs triftige Ursachen dazu vorhanden gewesen, gebellt hatte. Man begnügte sich damit, ihm zuweilen einen derben Fluch oder auch wohl einen Stein nachzuwerfen, aber Niemand blieb wach, der alte *Dubbak* ausgenommen, welcher am folgenden Morgen — leider zu spät! — die Entdeckung machte, dafs *Murzuk* doch kein so unnützes und verächtliches Thier sei, als er bisher geglaubt hatte. Das Erste nämlich, was er beim Aufstehen entdeckte, war, dafs ihm drei Kameele fehlten. Er rief sogleich seine Leute zusammen und liefs überall in der Nachbarschaft herum suchen; aber man entdeckte blofs im Sand die Spuren der Thiere nebst den Fufsstapfen eines Mannes.

Sobald die Nachricht von diesem Vorfalle im Zelte anlangte, entstand ein allgemeiner Jubel, an welchem selbst die Araber der Schutzwache Theil nahmen. Man erkannte sogleich aus den Fufsstapfen, dafs der Dieb der nämliche Schafhirt gewesen sei, der für das entführte Schaf bis jetzt sein Geld noch nicht abgeholt und es, wie der Augenschein lehrte, vorgezogen hatte, sich lieber mit drei Kameelen dafür bezahlt zu machen. Wahrscheinlich hatte der Dieb geglaubt, dafs die Kameele den Engländern gehörten, oder es war ihm vielleicht auch überhaupt ganz gleichgiltig gewesen, wofern er nur Ersatz für sein Schaf bekäme. Wie dem aber auch seyn mochte — genug, der Anstifter des ganzen verdrieslichen Handels vom gestrigen Tage hatte mit seinen eigenen Kameelen die Zeche bezahlen müssen.

Da das Gepäck der Reisegesellschaft durch die Menge des bisher verzehrten Mundvorraths ziemlich vermindert worden war: so vermifste man die drei Kameele eben nicht sonderlich, und die gesammte Ladung konnte recht füglich auf die noch übrigen Thiere vertheilt werden. Auch liefsen sich die leeren Proviantkörbe, theils als Brennstoff theils als Futter für die Kameele selbst, benützen, da, wie *Beechey* versichert, ein alter Weidenkorb für ein hungriges Kameel gar kein übles Gericht ist. Es gerieth daher Niemand durch die gestohlnen Thiere in Verlegenheit und Ärgernifs, als der *Dubbah*, welcher sogleich seine alte Stute bestieg, und auf derselben, so weit sie nur laufen konnte, die

Spur des Diebes verfolgte, während die Reisenden ihren Weg weiter fortsetzten.

Man kam von *Rhut el Assud* über *Carcōra* nach *Ghimines* und sah auf dieser ganzen Strecke, indem die Küste sich hier fast gerade von Süden nach Norden wandte, eine Menge Ruinen alter befestigter Plätze. *Beechey* glaubt in den Trümmern bei *Ghimenes* die Überreste des *Diachersis Praesidium* des *Ptolemäus* zu finden; nirgends aber zeigte sich etwas, das man für die hier ebenfalls angezeigte *Turris Herculis* oder den *Portus Diarrhoea* dieses Erdbeschreibers halten könnte.

Unsere Britten waren noch eine Tagreise von *Bengazi*, dem ersten Ziel ihrer Reise entfernt, als das Wetter, das für diese Jahreszeit (Anfangs Januar) sehr schön gewesen, plötzlich in die Regenzeit überging. Wäre diese früher eingetreten, so hätten eine Menge Untersuchungen auf dem Wege durch die Syrte nicht angestellt werden können; denn man hätte nur eilen müssen, so geschwind als möglich *Bengazi* zu erreichen, da dieſs der einzige Platz zwischen *Mesurata* und *Derna* ist, welcher hinlängliche Sicherheit vor den Unbilden der Witterung darbietet. *Beechey* rühmt besonders die Dauerhaftigkeit der einheimischen Pferde, welche er auf dieser Reise sattsam zu erproben Gelegenheit hatte. Er versichert, daſs man bei den Strapazzen und Entbehrungen aller Art, die zu erdulden waren, kein europäisches Pferd glücklich bis *Bengazi* gebracht haben würde. Besonders auffallend war ein altes weiſses Pferd, welches von einem aus dem Gefolge

geritten wurde und viele Jahre lang einem Soldaten des Pascha von *Tripolis* gehört hatte. Alle Einwohner von Bengasi kannten es, da es sich gewöhnlich in der Begleitung der Soldaten befand, welche von Zeit zu Zeit hierher kommen, den Tribut für den Pascha einzutreiben. Dieses edle Thier konnte schon auf dem halben Wege kaum mehr auf den Füßen stehen; behielt aber dennoch seine angewohnte militärische Haltung, hob den Kopf und bäumte sich, sobald es nur den leisesten Spornstich fühlte. Auch beim gewöhnlichen Schritte schien es sich wie auf einer Parade zu bewegen, drehte den Kopf rechts und links, als wollte es mit seiner stattlichen Mähne prunken, und suchte sich, auch nach der größten Ermattung, noch immer so viel als möglich von einer vortheilhaften Seite darzustellen. Unglaublich war die geringe Nahrung, mit der sich diese Pferde begnügten. Wie sehr sie auch von Durst gequält werden mochten, so verschmähten sie doch allzu salziges Wasser, über welches selbst die Menschen begierig herfielen. Hatten sie lange Zeit Durst leiden müssen, so ließen sie auch das Futter stehen, und blieben auf diese Weise oft zwei Mal 24 Stunden ohne alle Nahrung. Denn in der Regel wurden sie überhaupt nur Ein Mal des Tages ordentlich gefüttert; was gewöhnlich des Abends, bei der Ankunft am Rastplatze geschah. Rührten sie bei dieser Gelegenheit nichts an, so war es mehr als wahrscheinlich, daß sie bis zum nächstfolgenden Abend aushalten würden. Diese Sitte, die Pferde nur Ein Mal binnen 24 Stunden zu füttern, ist überhaupt in Afrika allgemein. Unterdes-

nen waren einige Wochen Ruhe in *Bengazi* hinreichend, den ermatteten Rossen ihre Kräfte wiederzugeben, und sie machten nachher noch die ganze übrige Reise durch *Cyrenaica* mit.

Auch der zweibeinige Theil der Reisegesellschaft bedurfte nach einer so langwierigen, fast 2½ monatlichen, Wanderung durch die Wüsten Erquickung und Ruhe, welche ihm denn auch hinlänglich in Bengazi zu Theil wurde, wo man am 12. Januar 1822 ankam, und sich, um die Regenzeit vorüber zu lassen, einige Zeit aufhalten mußte. Unsere Engländer fanden bei dem brittischen Vice-Consul, *Rossoni*, der bereits vom Consul *Warrington* aus Tripolis die nöthigen Weisungen erhalten hatte, die beste Aufnahme. Sie bezogen das Haus eines arabischen Scheichs, das Rossoni für sie gemiethet, und machten sichs so bequem, als es die Umstände nur immer gestatten wollten.

Kurz nach ihrer Ankunft begann die Regenzeit und dauerte mit geringer Unterbrechung bis zum Anfange des März. Zugleich wehte der Wind heftig aus Nordost und Nordwest. Die Stadt Bengazi befand sich während dieser Zeit in einem elenden Zustande, indem nach und nach fast alle aus Erde gebauten Häuser aufweichten und einfielen. Die Straßen waren in förmliche Bäche verwandelt; der Marktplatz war ohne Vorräthe, da von keiner Seite her Vieh nach der Stadt getrieben werden konnte, und die Zahl der Schafe und Ziegen, welche in der Nähe von Bengazi durch die Witterung zu Grunde gingen, belief sich auf mehre Tausend.

Bengazi gleicht seiner Bauart nach den übrigen von Arabern bewohnten Städten dieser Länder; es besteht aus plumpen Häusern von rohen Steinen und Erde; selten sieht man ein wasserdichtes Dach, und die Sorglosigkeit des Mohammedaners in Betreff der Zukunft läfst ihn alle Vorsicht vernachlässigen, so dafs er nicht eher an seine jämmerliche Wohnung denkt, als bis sie einstürzt und Weiber und Kinder mit Heulen und Schreien, oft sogar schwer beschädigt, die Flucht ergreifen. Ein so eingestürztes Haus wird nicht mehr aufgebaut, sondern die Einwohner siedeln sich, eben so schlecht, auf dem nächsten besten Platze von neuem an. Der viele Koth und der übrige Schmutz in der Stadt begünstigen die Erzeugung einer ungeheuern Menge von Fliegen, welche nach *Beechey's* Versicherung nirgends auf dem Erdboden häufiger zu finden seyn können, als in Bengazi, und für Menschen und Thiere den ganzen Tag hindurch eine der schrecklichsten Plagen sind.

So schmutzig und schlecht aber auch die Stadt im Innern seyn mag, so ist doch ihre äufsere Lage sehr angenehm. Sie liegt an der Küste, dicht am Meere, am äufsersten Ende einer schönen und fruchtbaren Ebene, die sich von hier bis zum Fufs einer ungefähr 14 engl. Meilen nach Osten entfernten langen Gebirgskette ausdehnt. Der Markt wird in der guten Jahreszeit aus der fruchtbaren Umgebung im Überflufs mit Getraide, Gemüse, Rind- und Schöpsenfleisch versorgt. Der Hafen scheint vormals im Stande gewesen zu seyn, ansehnliche Fahrzeuge aufzunehmen;

aber gegenwärtig können nur kleine Schiffe hier einlaufen, da die Tiefe nicht über 7 oder 8 Fuſs geht. Risse und Klippen vertheidigen ihn hinlänglich und lassen nur eine schmale Einfahrt übrig, durch welche man bloſs mit Lootsen schiffen kann. Am Eingange des Hafens liegt das Schloſs des *Bey von Bengazi*. Es ist auf den Trümmern eines alterthümlichen Gebäudes errichtet, von welchem noch Manches wohl erhalten ist. Wie dauerhaft das neue Schloſs erbaut seyn möge, läſst sich daraus abnehmen, daſs der Bey, als Capitän *Smyth* mit dem Abenteuer vor diesem Hafen erschien, ihn ersuchen lieſs, er möchte doch das gewöhnliche Salutiren unterlassen, weil das Mauerwerk nicht die heftige Erschütterung ertragen würde.

Der damalige Bey, Namens *Halil*, war ein Georgier von Geburt und ein Schwiegersohn des Pascha von *Tripolis*, unter dessen Oberbefehl er stand. Bei der Audienz, die er den Britten gab und zu welcher sie vom Consul Rossoni eingeführt wurden, empfing er alle sehr artig und bezeigte sich auch sehr willfährig, die Zwecke der Reisenden innerhalb seines Gebiets auf alle mögliche Weise zu unterstützen. Freilich mochte er, wie auch seine Beamten und andere Einwohner der Stadt unverhohlen zu erkennen gaben, nicht aufrichtig an die Wahrheit des vorgegebenen Zweckes, nämlich bloſs Alterthümer aufzusuchen und bloſse Forschungen im Interesse der Wissenschaft anzustellen, glauben, wie denn überhaupt auch anderwärts in mohammedanischen Ländern alle Welt der Meinung ist, daſs die reisenden Europäer in den al-

ten Ruinen nur nach verborgnen Schätzen suchen. Wenn jedoch diese Araber die angedeutete Absicht unserer Engländer nicht für die *einzige* hielten, so hatten sie darin allerdings nicht ganz Unrecht. Denn ein Hauptzweck der vielen Reisen, die in der neusten Zeit von der brittischen Regierung veranstaltet werden, ist die Erforschung der bisher unbekannten Länder, in *politischer* und *statistischer* Hinsicht, und das Verlangen zu erfahren, was sich etwa für neue *Handelsverbindungen* mit den unbekannten Völkern möchten anknüpfen lassen.

Eine Anweisung auf 500 Piaster setzte den Bey, dessen Kasse, wie man später erfuhr, durch frühere Erpressungen seines Schwiegervaters schon sehr erschöpft worden war, in einige Verlegenheit; wenigstens mufsten sich die Reisenden gefallen lassen, den Betrag in mehren Terminen zu empfangen. Übrigens wurden die Britten, nach tripolitanischer Sitte, nicht mit Kaffeh, sondern mit Thee und Scherbet bewirthet. Über den *Scheich Mohammed el Dubbah* schien der Bey keine sonderliche Gewalt zu besitzen. Als man sich bei ihm über das schlechte Betragen desselben auf der Reise beschwerte, zuckte er die Achseln und sprach nach einem langen Schweigen nichts aus als das Wort: *Araber!* als wenn er sagen wollte: Was könnt ihr von einem solchen Anders erwarten? Da sie jedoch später ihre Klage in Tripolis beim Pascha angebracht hatten, so erfuhren sie auf ihrer Rückreise, in *Malta,* dafs dieser dem alten Schalk zur Strafe eine tüchtige Anzahl von Schafen und Kameelen habe wegnehmen lassen.

Bengazi war übrigens während der ganzen Regenzeit ein äufserst trauriger Aufenthalt für die Engländer, so sehr sie auch durch allerlei Beschäftigungen den gröfsten Theil des Tages vor langer Weile geschützt waren. Die Kaffehhäuser und Basars, die sonst in türkischen Städten einige Unterhaltung gewähren, befanden sich hier in einem Zustande, dafs man nicht versucht wurde, sie mehr als Ein Mal zu besuchen. Der einzige vernünftige Umgang, aufser mit dem Consul und seinen Leuten, war der mit *Scheich el Belad*, dem Hauswirthe der Britten. Von diesem verständigen und allgemein geachteten Manne erfuhren sie das Nöthige über den Zustand des Ortes und über die Fortsetzung ihrer Reise.

Bengazi hat etwa 2000 Einwohner, wovon ein grofser Theil aus Juden und Negersklaven besteht. Indessen ist diese Zahl manchen Veränderungen unterworfen, indem sich, wenn es nur immer das Wetter erlaubt, viele Einwohner aufs Land begeben und hier sich unter Zelten oder in Hütten aus Palmzweigen und Durra-Stängeln niederlassen. Die Juden sind die vornehmsten Kauf- und Handelsleute des Platzes, und leben, wie überall in den mohammedanischen Ländern, unter grofsem Druck. Ihre Wohnungen sind jedoch reinlicher und besser als die arabischen, und überall, wo die Engländer sie besuchten, fand man sie nützlich beschäftigt. Aufser den Juden giebt es auch einige nicht unbedeutende mohammedanische Kaufleute und den *Bey* kann man sogar als den ersten unter allen betrachten. Dessenungeachtet bietet der Basar

wenige andere Artikel dar, als die nothwendigsten Bedürfnisse der Beduinen. Die Erzeugnisse des innern Landes sind Getraide, Wolle und Manteca, mit welchen die fremden Schiffe befrachtet werden, die um des Handels willen nach Bengazi kommen. Aufserdem machen auch *Ochsen* einen grofsen Theil des hiesigen Handels aus. Sie werden nach *Malta* und andern Plätzen gebracht und bringen, wenn der Wind gut und die Fahrt überhaupt glücklich ist, reichen Gewinn. Das Stück kostet auf dem Lande 6 bis 8 Piaster und wird an den Schiffscapitän für 10 bis 13 verkauft, welcher es wieder für 18 absetzt.

Das gute Vernehmen der Engländer mit den Einwohnern wurde blofs Ein Mal gestört, bei einer Gelegenheit nämlich, wo der mohammedanische Pöbel einige Wolken am fernen Meereshorizonte für eine griechische oder englische Flotte hielt, welche in der Absicht komme, *Bengazi* anzugreifen und zu plündern. Die traurigen Nachrichten, welche damals von dem in Griechenland ausgebrochnen Kriege mit der Pforte nach der afrikanischen Küste kamen, liefsen die Einwohner befürchten, dafs auch sie über kurz oder lang würden angegriffen werden. Obwohl unsere Engländer feierlich versichert hatten, dafs ihre Regierung mit der Pforte in gutem Vernehmen stehe, so traute man ihnen, als Christen und folglich, ihrer Meinung nach, natürlichen Verbündeten der Griechen, doch nicht. Hierzu kam, dafs kurz vor der Ankunft der Reisenden, Capitän *Smyth* mit seinem Schiffe an der Küste von Bengazi erschienen war, wo man seit langer Zeit kein

fremdes Kriegsschiff gesehen hatte. Auch erregten die Nachforschungen *Beecheys* in der Stadt und deren Umgebung, so wie die Zeichnungen, die man überall vornehmen sah, ein nicht minder allgemeines Mifstrauen, um so mehr, da man ohnehin nicht an den vorgegebenen Zweck der Expedition glaubte. Der Aufstand des Pöbels wurde an dem erwähnten Tage so ernsthaft, dafs man die Engländer in ihrer Wohnung förmlich belagerte, und dafs diese schon einen Kampf auf Leben und Tod erwarteten. Selbst der brittische Consul und seine Familie schwebten in der gröfsten Besorgnifs. Als jedoch die Täuschung erkannt wurde, begab sich Alles wieder zur Ruhe und das vorige gute Vernehmen war bald wiederhergestellt. Besonders hatte der Wundarzt der Expedition, Hr. *Campbell*, mannichfache Gelegenheit, sich während der ganzen Zeit ihres hiesigen Aufenthalts die Einwohner höchlich zu verbinden. Dysenterie, Leberbeschwerden und Hautkrankheiten waren sehr gemein in Bengazi; aber es zeigten sich hier bei weitem nicht so viele Fälle von Ophthalmie (Augenentzündung) als in Tripolis und Mesurata.

Zur Charakteristik der Araber diene folgende Anekdote. Eines Tages, als das Gespräch mit mehren Männern des Ortes auf die Schönheit der englischen Frauenzimmer kam, deren Ruf auch bis hierher gedrungen war, zeigte einer von den Engländern das Miniaturbild eines sehr hübschen Mädchens vor, das er eben bei sich trug, und versicherte, dafs alle Mädchen in England so hübsch wären. Aber beim ersten Blicke, den die Araber auf

das Bild warfen, prallten alle vor Scham und Verwirrung zurück. Das Mädchen war nämlich unglücklicherweise in einem leichten Nachtgewand dargestellt, und das Gesicht nur von einigen dunkelbraunen Locken umschattet. Wer die mohammedanische Sitte kennt, für die schon Ein entblößtes Frauenauge anstößig ist, wird sich die Verlegenheit dieser Männer, als ihnen unerwartet ein ganz *nacktes* Gesicht (wie sie sich ausdrückten) vor die Augen trat, leicht erklären. Das Urtheil des Paris hätte nicht mehr Verwirrung hervorbringen können. Einer nach dem andern verhüllte das Gesicht und rief aus: »*w' Allah harám* (beim Allah! das ist sündlich!).« Es brauchte lange Zeit, bis sie sich wieder erholt hatten, und am Ende, als man sie hoch und theuer versicherte, daſs durchaus nichts an dem Bilde vorhanden wäre, was nicht der frömmste Mann betrachten könnte, gewann die Neugier die Oberhand und sie lieſsen nun das Bild der Reihe nach unter sich herumgehen. *Scheich Mohammed* bat sogar um die Erlaubniſs, es mit nach Hause nehmen zu dürfen, um, wie er vorgab, es seinen Frauen zu zeigen; es dauerte aber drei oder vier Tage, ehe er es zurückbrachte.

Bengazi liegt höchst wahrscheinlich an der Stelle des alten *Berenice* und der *Hesperis* der frühern Zeiten. Aber nur wenige Trümmer sind noch vorhanden, die den Bildhauer, Baumeister oder Alterthumsforscher anziehen könnten. Das Meiste ist von den Arabern zerstört und zum Baue ihrer eignen Wohnungen verwendet worden. Die herrliche und fruchtbare Gegend bei den

alten Steinbrüchen östlich von der Stadt, ist nach *Beechey* ohne Zweifel die wahre Stelle, wo die berühmten *Gärten der Hesperiden* gelegen haben müssen. Wir können die weitläuftigen gelehrten Untersuchungen *Beechey's* über diesen Punkt und alle übrigen Gegenstände seiner Reise, die sich auf das Alterthum beziehen, hier nicht mittheilen. Es ist zu wünschen, dafs dieses Werk bald von einem gründlichen Alterthumsforscher vollständig ins Teutsche übersetzt, und einer scharfen Prüfung unterworfen werden möge. Von der Mannichfaltigkeit köstlicher Früchte und Gewächse, die nach *Scylax*, u. A. das Eigenthum der Hesperiden-Gärten waren, sind freilich heut zu Tage nur noch Palmen und Feigenbäume vorhanden (und zwar nicht »*einige wenige*«, wie *Della Cella* sagt, sondern *sehr viele*); aber es liegt nur an der Sorglosigkeit der Einwohner und nicht am Boden, dafs gegenwärtig die Garten-Cultur nicht in höherer Blüthe steht.

Am 17. April verliefs die Expedition *Bengazi* und trat die Reise nach den Ruinen der alten Städte *Teuchira*, *Ptolemeta* und *Cyrene* an. Der Weg führte durch ein schönes und fruchtbares aber nur dem kleinsten Theile nach angebautes Land. Es war eine dicht mit Holz und blumigem Gesträuch bedeckte Ebene, die sich vom Meere bis zum Fufse der die Nordgränze von Cyrenaica bildenden Gebirgskette erstreckte und in dem Mafse, als man sich *Ptolemeta* näherte, immer schmaler wurde, indem das Gebirge immer näher ans Meer rückte. Von *Bengazi* ist dieses Gebirge noch 14 engl. Meilen entfernt; bei

Ptolemeta beträgt die Entfernung nur 1 oder 1½ Meile. Auch die Abhänge des Gebirges sind reich mit mancherlei Holzgattungen, namentlich Fichten bewachsen. Unter dem Strauchwerk zeichnet sich der in grofser Fülle vorkommende Wachholder aus. Sehr häufig wurde der Weg von Thälern durchschnitten, deren Richtung vom Gebirge nach dem Meere ging und die nicht minder reich mit Pflanzenwuchse bedeckt waren. Da es nirgends eine Brücke gibt, so müssen diese Vertiefungen zur Regenzeit gar nicht zu passiren seyn. Ohnehin sind sie blofs von den Gebirgswassern ausgewaschen worden und tragen überall Spuren von den gräulichen Verwüstungen derselben an sich. Zuweilen erblickt man offene Plätze in den Wäldern, zum Theil von beträchtlicher Ausdehnung. Wahrscheinlich waren sie ehemals angebaut; jetzt sind sie mit allerlei Gräsern bewachsen, unter welchen man eine Menge Hafer bemerkt, der hier dem Boden freiwillig entsprofst. Auch eine Gattung wilder Artischocken wird hier gefunden und von den Arabern roh gegessen. Auf der ganzen Ebene sieht man viele alte Thürme und in der Nähe des Sees *Zeiana* (oder *Aziana*) die Überreste einer alten Stadt, welche nach *Beechey* das zwischen *Berenice* und *Arsinoe* gelegene *Adriana* gewesen seyn mag.

Am Abende des zweiten Tages erreichte man *Birsis*, in dessen Umgebung es ebenfalls viele Ruinen und darunter solche giebt, welche auf eine alte Stadt hindeuten. Die Araber nennen sie *Mubny* oder *Mably*, was nach *Beechey* eine Verstümmelung des

griechischen *Neapolis* (Napli) ist und ihn veranlafst, dieser Stadt des Ptolemäus hier ihre Lage anzuweisen, obschon dieselbe mit der von diesem Geographen angegebenen keineswegs übereinstimmt. Vollständiger und erkennbarer sind die Überreste des alten *Teuchira*, sechs engl. Meilen hinter *Birsis*, erhalten. Es ist noch die das Ganze umgebende Stadtmauer, von ungewöhnlicher Festigkeit und Dicke vorhanden. Von Strecke zu Strecke hat sie viereckige Thürme und an der Ost- und Westseite zwei festgebaute Thore. Die Stadt liegt dicht am Meere, ungefähr 4 englische Meilen vom Fufse des Gebirges. Ein Theil liegt etwas höher als die übrige Stadt. Aufserhalb der Mauern erblickt man weitläuftige Steinbrüche, in welchen zugleich noch viele Spuren ehemaliger Gräber der Einwohner sichtbar sind. Es herrschte nämlich in diesem Theile von Afrika (so wie auch in den alten Städten Syriens, Kleinasiens etc.) der Gebrauch, in den benachbarten Steinbrüchen, aus welchen man den Stoff zur Erbauung der Häuser für die Lebenden holte, zugleich die Wohnungen der Todten anzulegen, wozu nichts weiter nöthig war, als dafs man der Vertiefung der ausgebrochnen Steine nach Erfordernifs jedes Leichnams oder jeder Familie eine mehr oder weniger regelmäfsige Gestalt gab. Der ursprüngliche Name dieser Stadt *Teuchira*, war unter den Ptolemäern in *Arsinoe*, und unter den römischen Kaisern in *Cleopatris* verwandelt worden; aber dennoch hat die alte Benennung die andern überlebt und die heutigen Araber nennen den Ort ebenfalls *Tauchira* oder auch abgekürzt *Tocra*. Die

Mauern sind erst unter dem Kaiser *Justinian* wieder neu erbaut worden. In den Überresten einer schönen Kirche sieht man noch die Spuren des ehemals hier verbreiteten Christenthums.

Von *Teuchira* bis *Ptolemeta* (jetzt *Dolmeita*) sind etwa 22 bis 23 engl. Meilen. Der Weg führt längs dem Meeresufer hin, welches sich allmählich dem Gebirge nähert. Der Boden ist vortrefflich und das Land gröfstentheils gut angebaut. Vor der Stadt liegen die Überreste eines grofsen und hohen in grofsartigem Styl errichteten Grabgebäudes, das, nach *Della Cella*, von *Euergetes dem Zweiten*, wahrscheinlich für ihn selbst, erbaut worden ist. *Beechey* hält es jedoch, um seiner Gröfse willen, für ein gemeinschaftliches oder Familien-Grabmahl. Man fand aber nirgends eine Inschrift, die darüber Auskunft gegeben hätte. Das Erste, was von den Überresten der Stadt selbst in die Augen fällt, ist ein einzeln stehendes Thor, welches sich jetzt wie ein Triumphbogen über das Ganze erhebt, ehemals aber mit den Mauern zusammenhing, die nicht mehr vollständig vorhanden sind. Von der Höhe, auf welcher dieses Thor steht, hat man den besten Überblick der ganzen Stadt, welche sich über die schöne Fläche vom Gebirge bis zum Meere ausbreitet und unter allen Ortschaften an diesem Theile der Küsten von *Cyrenaica* die herrlichste Lage hat. Sie scheint eine englische Geviertmeile Flächenraum eingenommen zu haben. Der Hafen hat gröfstentheils künstlich gebildet werden müssen, da er nur von Einer Seite natürlichen Schutz hatte. Jetzt ist er versandet. Unter den Ruinen der Stadt

sind ein Amphitheater und zwei andere Theater noch ziemlich erhalten, so wie man von einem Palaste noch den gepflasterten Hof und drei stehende Säulen erblickt etc. Östlich und westlich ist *Ptolemeta* durch Thäler begränzt, welche einen wilden, romantischen Charakter und zugleich, nach *Beechey's* Versicherung, viel Ähnliches mit den Thälern der *Schweiz* und *Savoyens* haben sollen. Unter den Bäumen, welche die Abhänge der Berge bedeckten, fand man mehre hübsche steinerne Sarkophage von griechischer und römischer Arbeit, die jedoch sämmtlich geöffnet waren.

Am 27. April verliefsen die Engländer *Ptolemeta* und begaben sich auf den Weg nach *Cyrene*, nachdem sie vorher von *Hadud*, Scheich von *Barka*, frische Kameele erhalten hatten, dessen Sohn *Abu Bukra* sie selbst überbrachte, um die Gesellschaft als Wegweiser zu begleiten. Der Weg führte durch *Merge* (*Merdsch*), eine grofse und fruchtbare Ebene, auf der Höhe des Gebirges südlich von Ptolemeta gelegen. Anfangs stieg man ein schönes, romantisches Thal aufwärts, dessen beide Seiten dicht mit Fichten, Öl- und Lorbeerbäumen bewachsen waren, zwischen welchen eine üppige Fülle von Geifsblatt den Boden bedeckte und nebst mehren andern in der Blüthe stehenden Gewächsen, wilden Rosen, Myrthen etc. die Luft mit Wohlgerüchen erfüllte. Selbst in Europa würde man eine solche Gegend mit Entzücken durchwandert haben; wie vielmehr mufste sie auf unsere Engländer

Eindruck machen, die seit so vielen Monaten nichts als dürre Wüsten gesehen hatten!

Nach einer Stunde erreichte man den Gipfel des ersten Berges und wurde von einem wildaussehenden Araber bewillkommt, der sie mit einer vollen Honigscheibe beschenkte. Eine Strecke weiter gelangte man zu einigen arabischen Zelten, die einzeln unter den Bäumen und Sträuchen aufgeschlagen waren, und wurde von ihren rauhen Bewohnern ebenfalls herzlich empfangen. So weit man auf dieser Hochebene sehen konnte, war der Boden mit Weide bedeckt oder angebaut. Auf der Weiterreise von hier gab es wieder Händel mit den Kameeltreibern, welche behaupteten, dafs sie von *Abu Bakru*, der gerade nicht zugegen war, nur bis hierher gemiethet worden wären. Als dieser zurückkam, zeigte es sich, dafs es wieder auf eine Erpressung abgesehen war, indem er 80 Piaster verlangte. Man bot ihm aber nur 30 und machte, da er nicht einwilligte, Anstalt, zwei Boten zu Pferde nach *Derna* zu schicken und sich von *Mohammed Bey* (dem Sohn des Pascha von Tripolis) Kameele zu erbitten. Dieses wirkte und man schlofs endlich den Handel zu 35 Piaster ab.

Die Hochebene von *Merge*, welche, da sie zu beiden Seiten wieder von Bergen eingeschlossen ist, auch als ein Thal betrachtet werden kann, liegt innerhalb der Gränzen des alten Gebietes von *Barca*. Die ältern arabischen Geschichtsschreiber und Geographen begriffen unter diesem Gebiet nicht allein die ganze *Cyrenaica*, sondern auch die ganze Länderstrecke zwischen *Mesurata*

und *Alexandria*, während der jetzige Bezirk Barca beim südlichen Ende der *Syrte* anfängt und sich bis *Derna* und zu der östlichen Gränze des dem Pascha von *Tripolis* unterwürfigen Gebietes erstreckt. Das *Barca* der Alten war indefs nur auf das von *Cyrenaica* westlich liegende Land beschränkt und dehnte sich in dieser Richtung nicht weiter als bis zur Ostgränze von *Hesperis* aus. Über die wahre Lage der alten Stadt Barca getraut sich *Beechey*, bei den sich widersprechenden Nachrichten der ältern Schriftsteller, nicht etwas Genaues zu bestimmen, glaubt jedoch, dafs sie in Merge gesucht werden dürfe.

Am 29. April wurde die Reise nach *Cyrene* fortgesetzt. Der Weg führte über einen rauhen und holperigen Berg, und es zeigten sich so viele Spuren von Wagengeleisen, dafs man sah, diese Strafse sei ehemals künstlich in den Felsen ausgehauen worden. Von diesem Berge ging es in ein schönes Thal hinab und dann wieder bergaufwärts, und so fort abwechselnd auf dem ganzen Wege. Überall sah man Fichten, Öl- und Lorbeerbäume, Cedern, Cypressen, Erdbeer- und Johannisbrod-Bäume, Myrthen u. dgl., welche sämmtlich in der herrlichsten Blüthe standen, und nebst einer Unzahl von Winden und Geifsblatt, rothen und weifsen Rosen, Farrenkräutern, Ringel-, Sammt- und andern Blumen die herrlichsten Wohlgerüche verbreiteten. Das Malerische der Landschaft wurde durch einzelne Ruinen alter Vesten, die sich auf den Gipfeln der Berge über die Wälder erhoben, noch ansehnlich erhöht. Bei *Margād* fand man ein arabisches

Lager, mit Schafheerden. Die Bewohner nahmen die Reisenden sehr gastfrei auf, ungeachtet die Begleiter vorher das Gegentheil versichert hatten. Die einzige Beschwerde auf der Reise war der schlechte steinige Weg, auf dem besonders die Pferde viel leiden mufsten. Auch von *Margad* bis *Grenna*, (so heifst jetzt Cyrene bei den Arabern) ist die Strafse von derselben gebirgigen Beschaffenheit; in der Nähe des letztern Ortes aber verliert sich die Waldung, die Thäler sind mit fruchtbaren Gerstenfeldern und die Höhen mit trefflichen Viehweiden bedeckt.

Nach der Abreise von Merge hatte man auf dem ganzen Wege bis hierher eine Pflanze gefunden, die etwa drei Fufs hoch und dem *Schierling*, oder noch besser, der *Wilden Möhre* (*Daucas*) sehr ähnlich war. Man sagte den Engländern, dafs diese Pflanze den Kameelen, die davon genössen, sehr schädlich sei, und dafs ihr Saft, wenn er die Haut an einer nur leicht verwundeten Stelle berührte, böse Geschwüre verursache. Diese Pflanze hat zugleich grofse Ähnlichkeit mit dem *Silphium* oder *Laserpitium* der Alten, so wie es auf den Cyrenischen Münzen dargestellt ist. Sie verschwand an manchen Stellen gänzlich, an andern, vorzüglich auf Weideplätzen, kam sie dagegen in Überflufs vor.

Ein wenig nordwestlich von *Margad* theilt sich die Strafse in zwei Arme, welche beide nach *Cyrene* führen. Die untere oder nördliche ist die eigentliche, alte Strafse. Überall sieht man längs derselben Trümmer alter Gebäude. Der Führer, *Abu*

Bukra, schlug den südlichen Arm ein. Als man der Stadt näher kam, wurde man, auf der Höhe über dem Thale (Wady) *Bukasaischita* eine fast unzählbare Menge von alten Grabmählern ansichtig, welche zu beiden Seiten der Strafse lagen und auch den ganzen Raum zwischen dieser und dem nördlichen Arme einnahmen. Bedenkt man das hohe Alter der Stadt *Cyrene* (sie soll nach *Plinius* im Jahr 143 nach der Erbauung Roms, oder 610 Jahr vor Christus Geburt gegründet worden seyn) und nimmt man an, dafs hier der Haupt-Begräbnifsplatz der Einwohner gewesen: so ist diese aufserordentliche Menge von Gräbern keinesweges auffallend. Sie waren theils in den Felsen gehauen, theils über der Erde errichtet, alle aber geöffnet und zerstört. Die Grabmähler der frühern Zeit erkennt man an ihrer einfachen und geschmackvollen Bauart, die der spätern Jahrhunderte an kleinlichen Verzierungen und andern Spuren eines verderbten Geschmacks. Dieselbe Verschiedenheit bemerkt man an den vielen Büsten und Bildsäulen, welche über die Fläche zerstreut liegen. Man unterscheidet sehr leicht die griechischen von den römischen, sowohl nach den Gesichtszügen als nach dem Styl, in welchem sie gearbeitet sind.

Das anziehendste Alterthum der Stadt war in dem Augenblicke, als unsere Reisegesellschaft, am Abende eines mühevollen Tages, hier eintraf, die ehemals dem *Apollo* geheiligte und mit einem Tempel überbaut gewesene Quelle, deren Wasser noch immer frisch und rein, wie vor 2400 Jahren, aus dem Felsen hervor-

bricht. Menschen und Thiere erquickten sich an derselben. Das Wasser kommt, wie ein Bach, aus einer in den Felsen gehauenen Grotte hervor, welche durch einen 4 Fufs hohen und 3 Fufs breiten Gang mit dem Innern des Gebirges in Verbindung steht, in das aber, wie der Tschaus aus Tripolis versicherte, noch Niemand vorgedrungen ist, da es von Zauberern und Geistern bewohnt wird. Oberhalb der Quelle sieht man noch Spuren einer Wasserleitung, die ehemals das Wasser nach der Stadt führte.

Etwas tiefer als die Quelle liegen die Ruinen eines Tempels, der, aus einer noch bruchstückweise vorhandenen Inschrift zu schliefsen, der Diana geheiligt gewesen ist. Auch fanden sich in der Nähe dieser Ruinen Stücke einer weiblichen Bildsäule, welche diese Göttinn vorgestellt zu haben schien. Eben so wurde ein herrliches Basrelief, und der Torso einer männlichen Figur in Lebensgröfse, Beides von weifsem Marmor, entdeckt, welche im besten Style griechischer Kunst gearbeitet waren.

Beechey besuchte das Innere vieler Grabmähler, worin sich mehre Überreste von Wandgemälden, in der Art ausgeführt, wie die in *Herculanum* und *Pompeji* vorfanden. Sie gehören sowohl in Hinsicht der Zeichnung als des Colorits unter das Beste, was von alter Malerei bis auf uns gekommen ist. Auch machte man hier die, neuerer Zeit schon zu Athen wahrgenommene, Entdeckung, dafs die alten Griechen, wie die Ägypter, ihre Gebäude *bemalten*, d. h. in der Art, dafs sie die architectonischen Bestandtheile derselben, die Capitäler, Gesimse etc. durch besondere Farben von

einander unterschieden. Es scheint, nach dem, was *Beechey* in Cyrene beobachten konnte, dafs hierin ein gewisses System geherrscht habe. Die nämlichen Theile z. B. waren überall mit der nämlichen Farbe bemalt.

Cyrene liegt am Rande einer Hügelreihe von etwa 800 engl. Fufs Höhe, stufenförmig abwärts, bis zu einer Ebene, die den obern Theil einer zweiten tiefern Hügelkette bildet, und mit Wald, Getraide und Gras bewachsen ist. Von Strecke zu Strecke wird sie von grünen Thälern durchschnitten, in welchen die Berggewässer dem Meere zueilen. Sie dehnt sich nach Osten und Westen, so weit das Auge sehen kann, aus, und geht nach Norden etwa 5 englische Meilen weit, wo sie plötzlich gegen das Meer abfällt. Auch diese untere Hügelreihe ist reich mit Wald bewachsen und von vielen romantischen Bergschluchten durchschnitten. Sie mag 1000 engl. Fufs hoch seyn, so dafs also Cyrene selbst 1800 Fufs über dem Meere liegen würde. Als die Reisenden in Cyrene anlangten, war die Küste mit einem dicken Nebel bedeckt, welcher bei seinem Verschwinden gleich einem weggezognen Vorhange die herrlichste Aussicht auf das ganze weite Meer eröffnete, deren Reize *Beechey* mit Wärme schildert. Die Absätze, in welchen das höhere Gebirge, an dessen Abhange die Stadt erbaut ist, sich niedersenkt, sind von den ehemaligen Bewohnern der Stadt zu ordentlichen Strafsen gestaltet worden, welche an einigen Stellen durch in den Felsen gehauene Treppen (Flights of steps) in Verbindung standen. Man sieht auf diesen

Strafsen noch die alten Wagengeleise. In den meist senkrechten Felsenwänden sind ebenfalls eine Menge Gräber ausgehauen, deren Eingang mit schönen Porticos geschmückt ist. Auch an den äufsern Seiten erblickt man überall noch schöne Sarkophage und Denkmähler.

Von zwei Theatern finden sich ebenfalls noch Überreste in Cyrene. Sie waren, gleich den übrigen Ruinen der Stadt, bei der Ankunft der Reisenden, so mit Pflanzen überwachsen, dafs man nur aus den halbkreisförmigen Gruppen derselben auf die Gestalt der davon bedeckten Trümmer schliefsen konnte. Erst einige Wochen später, als die Sommerhitze Alles ausgetrocknet und Kameele und Pferde das Meiste weggefressen hatten, war man im Stande, eine genauere Besichtigung der Gebäude vorzunehmen. Auf dem Boden lagen corinthische Säulen und verschiedene schön gearbeitete Standbilder, welche Porträts gewesen zu seyn schienen. Die Kapitäler so wie die Fufsgestelle der Säulen waren vom schönsten weifsen, die Schäfte aber von farbigem Marmor. Man konnte hieraus, so wie aus der Bekleidung der Statuen schliefsen, dafs das Theater ein römisches gewesen und wahrscheinlich unter *August* oder *Hadrian* erbaut worden sei. Die ganze Tiefe, mit Inbegriff der Sitze, des Orchesters und der Bühne scheint etwa 150 (engl.) Fufs gewesen zu seyn und die Länge des Schauplatzes eben so viel betragen zu haben. Die gewölbten Gänge (Portico's) an der Rückseite der Sitze sind 250 Fufs lang und der Raum zwischen ihnen und der Säulenreihe rückwärts vom Schau-

platze ist von gleicher Gröfse. Das ganze Gebäude scheint demnach ein Viereck von 250 Fufs jede Seite gebildet zu haben, ungerechnet die Tiefe des Portico's hinter den Sitzen, welche sich nicht mehr bestimmen läfst. Das Gebäude ist, wie man diefs auch bei vielen griechischen Theatern findet, am Abhange eines Berges errichtet worden, welcher zur Grundlage für die Sitze diente. Auch scheint der Eingang für die Zuschauer oben gewesen zu seyn, von wo man nach den untern Sitzen herabstieg.

Das zweite Theater ist wesentlich von dem vorigen verschieden. Es ist im Ganzen viel kleiner und die Tiefe des Orchesters ist im Verhältnifs zur Breite weit geringer als dort, während der Raum für die Sitze, mit der Gröfse des ganzen Gebäudes verglichen, viel gröfser ist. Für die Zuschauer sind an den Seiten fünf besondere Eingänge (*Vomitoria*) angebracht gewesen. Die Bruchstücke von Säulen zeigen, dafs sie zur Dorischen Ordnung gehört haben. Auf der Ostseite dieses Theaters liegen die Ruinen vieler andern grofsen Gebäude, welche an dasselbe angebaut gewesen zu seyn, öffentliche Spaziergänge eingeschlossen und grofse Säulenhallen und hohe Mauern gehabt zu haben scheinen. Auch findet man in der Nachbarschaft dieses Theaters noch viele Bildsäulen von trefflicher Arbeit, in weifsem Marmor und von mehr als Lebensgröfse ausgeführt. *Beechey* hält die eine für einen der *Ptolemäer*, eine andere für eine *Cleopatra*, oder *Berenice*. Überhaupt läfst sich aus der Menge Bruchstücke von andern Bildsäulen, die überall herum liegen, schlie-

fsen, dafs alle Theile der Stadt sowohl als der Umgebungen ungemein reich daran gewesen seyn müssen. *Beechey* vermuthet daher nicht mit Unrecht, dafs wenn man hier sorgfältig nachgraben wollte, die darauf verwandte Mühe und Kosten durch manches herrliche Werk der alten Kunst reichlich belohnt werden würden.

Von dem oben erwähnten *Amphitheater*, welches sich aufserhalb der Mauern, westlich von der Stadt, befindet, sind noch ansehnliche Überreste vorhanden. Es ist am Abhange eines Berges nach dem Meere zu errichtet gewesen und mufs von diesem aus sehr deutlich zu sehen gewesen seyn. Auch hat es in dieser Lage den freien Genufs des Nordwindes gehabt, welcher überall in Afrika so angenehm ist. Von den hintern Sitzen ist eine grofse Masse mit dem Felsen zugleich herabgestürzt. Nur etwa 40 Sitzreihen sind noch erhalten. Der Durchmesser der Arena ist schwer auszumitteln, scheint aber mehr als 100 Fufs betragen zu haben und die Arena selbst völlig kreisrund gewesen zu seyn. Wahrscheinlich war der Eingang oben am Berge.

Die Nordseite der Stadt scheint, nach dem gegenwärtigen Aussehen zu schliefsen, keine starke Bevölkerung gehabt zu haben. Man bemerkt nur wenige Trümmer von Wohngebäuden. Was indefs von Bauwerken noch vorhanden ist, verdient Aufmerksamkeit und Nachgrabungen würden hier ebenfalls sehr lohnend seyn. Man sieht hier Überreste ansehnlicher Tempel, so wie eines Stadiums. Der gröfste von den Tempeln hat, ohne den Raum, wel-

chen die äufsern Säulen eingenommen haben, 169 (engl.) Fufs Länge und 61 Breite. Bei einem andern kleinern beträgt die Länge 111, und die Breite 50 Fufs. Östlich vom gröfsern Tempel liegt das Stadium, von dem ein Theil im Felsen ausgehauen ist. Die Länge ist etwas über 700 und die Breite ungefähr 250 Fufs. Die Rennbahn war so hoch mit Erde und Pflanzenwuchs bedeckt, dafs sich nichts Näheres an ihr beobachten liefs. Auch alles Übrige war sehr verfallen. Die Mauern der Stadt sind theilweise noch ziemlich gut erhalten. An mehren Punkten derselben, die jedoch nicht in gleicher Entfernung von einander liegen, sind viereckige Thürme angebracht gewesen. Der südöstliche Theil der Stadt scheint die stärkste Bevölkerung gehabt zu haben, wenigstens sind hier die meisten Ruinen kleiner Gebäude zusammengedrängt. Die interessantesten Ruinen liegen in der Mitte der Stadt, zwischen den Theatern und der Wasserleitung.

Die Reisegesellschaft war ungefähr drei Wochen in Cyrene mit Aufnahme von Grundrissen, Abbildungen von Gebäuden und Copirungen von Inschriften beschäftigt gewesen, als die Nachricht vom englischen Vice-Consul in *Derna* (dem alten *Darnis*) einlief, dafs das königliche Schiff »das Abenteuer« daselbst eingetroffen sei. Da man sehr wünschte, mit dem Capitän *Smyth* zu sprechen, so überliefs man dem Wundarzte Hrn. *Campbell*, die Aufsicht über die Zelte und die Übrigen machten sich auf den Weg nach *Derna*. Die Strafse führte durch hügeliges, nur zum Theil angebautes und hier und da mit Trümmern alter Bau-

werke bedecktes Land, und endigte sich vor Derna mit einem steilen, felsigen Abhange, über den es kaum möglich war, ohne Halsbrechen hinabzukommen. Man fand den Capitän auf der Rhede von Derna vor Anker, und erfuhr von ihm, dafs er von Alexandrien zurückkommen sei und die ganze Küstenlinie zwischen diesem Ort und Derna aufgenommen habe.

Derna liegt am Ausgange eines breiten Thales und auf einer niedrigen Landspitze, die vom Fufse einer unfruchtbaren, etwa eine engl. Meile von der Küste entfernten Bergkette ausläuft. Von der alten Stadt *Darnis*, wenn sie wirklich hier gestanden hat, sind kaum noch einige bemerkenswerthe Ruinen übrig. Ein grofser Vortheil der Lage des heutigen Derna ist, dafs es Überflufs an gutem Wasser hat. Die Bauart der Häuser ist besser als in *Bengazi*. Sie sind mit Gärten voll Trauben, Melonen, Feigen, Bananen, Orangen, und anderer Früchte umgeben und die Menge von Dattelpalmen, welche man aufserdem noch erblickt, machen Derna, durch den Schatten, den sie gewähren, zu einem höchst angenehmen und gesunden Aufenthalte. Ein herrlicher Bergstrom nimmt seinen Lauf herab in die Stadt, verbreitet sich durch mehre Strafsen und bewässert nicht blofs die Gärten, sondern auch die Getraidefelder in der Nachbarschaft. Aus den hier erzeugten Trauben soll man einen sehr guten Wein gewinnen, welchen die Einwohner dem Verbote des Propheten zum Trotz, gröfstentheils selbst trinken.

Mitten in der Stadt erhebt sich eine grofse und hübsche Moschee, welche ein ehemaliger Bey, ein geborner Ägypter, hat bauen lassen. Die Strafsen sind meistens schmal und unregelmäfsig, auch nicht frei von Unrath. Die Stadt ist übrigens ganz unbefestigt und könnte durch eine Brigg erobert werden. Auf einem Berge hinter derselben sieht man zwar noch Überreste eines Schlosses (*Castle*), welches einige Jahre vor der Ankunft unserer Engländer von Amerikanern errichtet worden; aber die Kanonen sind umgeworfen, und das Schlofs selbst ist wenig mehr als ein Trümmerhaufen. Einige grofse Bausteine und Bruchstücke von Säulen, die zu den Mauern arabischer Häuser verbraucht waren, nebst einigen Gräbern, oberhalb der Stadt, im Felsen, waren Alles, was sich vom alten *Darnis* noch auffinden liefs. Der sogenannte Hafen gewährt blofs kleinen Fahrzeugen gegen die Nordwest-Winde einigen Schutz. Indessen gehen dennoch während der guten Jahreszeit manche Fahrzeuge hier vor Anker und laden Korn, Wolle und Manteca, die Erzeugnisse des innern Landes, ein.

Aus der grofsen Zahl verlafsner Häuser sah man, welche Verheerungen die Pest hier angerichtet hatte. Sie war das Jahr zuvor von *Alexandrien* hierher gebracht worden. Blofs den kräftigen Mafsregeln des Bey und der gesunden Lage des Ortes hatte man es zu verdanken gehabt, dafs die Verwüstungen nicht noch gröfser geworden waren. Das einzige Mittel, welches man bei Pestkranken hier anwendet, besteht darin, dafs man die Beu-

len mit glühendem Eisen brennt; es soll sich in vielen Fällen als sehr heilsam bewiesen haben.

Derna ist der Sitz des *Bey Mohammed*, ältesten Sohnes des Pascha von Tripolis, welcher den ganzen District von der Westgränze *Ägyptens* bis *Sidi Arafi*, eine kleine Tagreise westlich von *Grenna* (Cyrene), unter seinem Befehl hat. Er hat sich durch seinen unternehmenden und unruhigen Geist, so wie durch die Empörung gegen seinen Vater, die ihn einst zur Flucht nach Ägypten zwang, bekannt gemacht. Seinen kräftigen Unternehmungen verdankt das Land die Bezähmung der räuberischen Beduinen-Stämme, welche überall Schrecken verbreiteten und von den friedlichen Städtebewohnern Geld erpreſsten. Indessen lieſs er sich bei diesen und andern Gelegenheiten so viele Handlungen der Grausamkeit zu Schulden kommen, daſs er seinen Ruf dadurch in hohem Grade befleckte. Er war bei der Ankunft unserer Reisenden gerade abwesend, um Tribut einzutreiben, hatte aber zu ihrer Aufnahme solche Verfügungen getroffen, daſs sie sehr damit zufrieden waren. Sie wohnten beim brittischen Vice-Consul *Regiguani*, einem Israeliten, der übrigens als solcher, trotz seiner Würde, in dem mohammedanischen *Derna* einen schlimmen Stand hatte.

Am 2. Juni verlieſsen unsere Britten diese Stadt und traten ihren Rückweg nach Westen längs der Küste an, um über *Apollonia* wieder nach *Cyrene* zu gehen. Der Weg ging über *El Hyera* und das herrliche, fruchtbare und wasserreiche Thal (*Wa-*

dy) *Elthrun*, in dessen benachbarten wenigen und sehr schlecht erhaltenen Ruinen *Beechey* das *Erythron* des Ptolemäus wiederzufinden glaubte. Von hier gelangte man über das Vorgebirge (*Ras*) *El Hilal* nach *Marsa Suza*, ehemals *Apollonia*, dem Hafen von *Cyrene*. Dieses Vorgebirge bildet nebst *Budschebāra* in Südosten, mit dem *Cap Rasat* in Nordwesten eine weite Bay, wo nahe bei deren Mittelpunkte das genannte *Marsa Suza*, (auch *Suza Hammam* genannt), dicht am Meere liegt. Es nimmt eine schmale Erhöhung, am äufsersten Ende einer fruchtbaren Fläche ein, welche sich in einer Breite von 1½ engl. Meile zwischen der Küste und der Gebirgskette von Osten nach Westen ausdehnt. Die Länge der Stadt kann nahe an 3000 engl. Fufs und die Breite etwa 500 betragen. Sie ist ringsum von einer sehr starken Mauer umgeben gewesen, welche an drei Seiten viereckige, und an der vierten, (der westlichen) gröfsere runde Thürme gehabt hat, die ungefähr 80 Yards von einander entfernt gewesen sind. Zwei runde Thürme an der nordwestlichen Ecke der Mauer haben sich besonders dauerhaft erwiesen; denn obwohl sie seit so vielen Jahrhunderten von den Meereswellen bespült worden, so haben sie doch keine wesentliche Beschädigung erlitten. Desto beträchtlicher sind diese an der nördlichen und nordöstlichen Seite der Mauer gewesen, wo nur noch wenige Überreste derselben vorhanden sind. Das östliche Ende von *Apollonia* scheint die Citadelle gewesen zu seyn, zu welcher es auch seine erhöhte Lage besonders geeignet hat. Der Felsen, auf dem die Citadelle lag, erhebt sich

senkrecht über den tiefern Theil der Stadt, und konnte nur auf einem schmalen Pfade und durch ein Thor in der äufsern Mauer erstiegen werden. Diese ist hier verdoppelt und erhebt sich noch, obwohl schon sehr verfallen, zu einer Höhe von 30 bis 40 Fufs. Aufserdem haben auch die Ausgrabungen des Felsens rings umher, welche als Gräben dienten, zur Befestigung der Stadt wesentlich beigetragen. Alle Eingänge in die Stadt sind sehr schmal, indem selbst das weiteste Thor nicht mehr als 5 Fufs Breite hat; auch ihre Lage in den Winkeln, welche die Mauer mit den Thürmen gebildet hat, war mit Rücksicht auf die Sicherheit der Stadt sehr wohl ausgedacht. Es scheinen sieben Thore an der Südseite der Stadt, mit Inbegriff des zur Citadelle gehörigen, und noch eines nahe bei der Mitte, an der westlichen Seite, vorhanden gewesen zu seyn; wenigstens liefsen sich von andern keine Spuren auffinden. Dem gröfsten Thore an der Südseite gegenüber liegt ein grofser halbkreisförmiger ausgegrabner Raum, dessen beide Seitenwände senkrecht ziemlich hoch empor steigen und eine Art von Weg zu diesem Thore gebildet haben mögen. Nahe dabei liegt ein bemerkenswerthes starkes Fort, mit abhängigen Seiten, von der Art, wie mehre in Cyrenaica und der Syrte vorkommen. Hier sieht man auch die Überreste einer Wasserleitung, welche ehemals die Stadt mit dem herrlichsten Wasser einer Quelle versorgte, die 4 engl. Meilen weit am äufsersten Ende eines schönen Thales lag.

Das Meer hat bereits starke Einbrüche in die Ruinen von Apollonia gemacht, und es ist schwer zu sagen, wodurch dieser Hafen ehemals beschützt worden seyn mag. Die Küste ist zu wenig eingeschnitten, als dafs sie sichere Ankerplätze gewähren könnte. Wahrscheinlich bestand in einer kleinen Insel nördlich von der Stadt, und in einem Felsenriff, ein wenig südwestlich von derselben, der ganze Schutz des Hafens. Bei alle dem fällt es auf, dafs ältere Schriftsteller, wie *Scylax*, den Hafen von *Apollonia* als gegen jede Witterung gesichert beschreiben, während ihre Nachricht von jener kleinen Insel und Klippe ganz mit dem heutigen Zustande derselben übereinstimmt. *Beechey* glaubte Anfangs, dafs zwischen der Insel und dem Riff ehemals eine Verbindung Statt gehabt habe; es zeigte sich aber bald, dafs das Wasser an dieser Stelle zu tief sei, als dafs dergleichen hätte ausgeführt werden können. Die hohe See, welche hier bei stürmischem Wetter herrscht, würde jedes Bauwerk weggerissen haben, das weniger stark als das *Breakwater* bei *Plymouth* gewesen wäre. Vielleicht legten sich Schiffe hier nur auf der vom Winde abgewandten Seite der Insel vor Anker, und wenn dieſs nicht thunlich war, wurden sie an den Strand gezogen. Da übrigens die ehemaligen Bewohner des Ortes so viel für die Befestigung der Stadt gethan haben, so läfst sich wohl auch erwarten, dafs sie denselben Aufwand auch für die Sicherheit des Hafens gemacht haben werden. Man sieht noch weitläuftige Überreste von Bauwerken, dem Anscheine nach die Grundlagen eines Kais, welche sich

einige Fufs unter dem Wasser vom Strande ins Meer hinaus erstrecken. Auch einige Steinbrüche, die nordöstlich von der Stadt angelegt worden, liegen jetzt unter dem Wasser, und ein einzeln stehendes Grabmahl ist jetzt, wenn der Wind stark von Norden weht, ganz vom Meere umgeben. Auch andere Gräber an der Küste werden in diesem Falle mit Wasser angefüllt; eben so einige Cisternen, nordöstlich von der Stadt, welche wahrscheinlich zur Bequemlichkeit der in den Hafen eingelaufnen Schiffe angelegt worden sind. Mittelst der vorhin erwähnten Wasserleitung konnten sie mit dem herrlichsten Quellwasser gefüllt werden.

Das Wachsen des Meeres an der Küste von Nordafrika, welches man an so vielen Stellen von *Algier* bis *Bengazi* bemerkt, zeigt sich auch bei *Apollonia* sehr deutlich. Mehre Strecken des erhöhten Bodens, auf welchem die Vorderseite der Stadt erbaut worden, stürzen durch das immer weiter gehende Vorrücken des Meeres fortwährend ein. Der Schauplatz des Haupttheaters, welches aufserhalb der Stadtmauern, östlich von der Stadt, liegt, ist von den Wellen fast schon weggeschwemmt worden, obschon der vorliegende Steinbruch etwas Ansehnliches beigetragen haben mufs, die Gewalt der Wogen an dieser Stelle zu brechen.

Wie man aus dem Plane sieht, war ein Theil dieses Theaters an die Mauer der Citadelle, und ein anderer an die Anhöhe hinter den Bänken, angebaut. Wahrscheinlich befand sich also der Eingang an der obern Seite, oder man kam von der obern Ebene aus der Stadt zum Theater, und da die meisten Bänke

noch ziemlich gut erhalten sind, so stellt sich das ganze Gebäude dem Auge plötzlich wie eine ungeheure, prachtvolle Treppe dar, welche nach der Tiefe hinab führt. Innere Verbindungen und Eingänge scheinen nicht vorhanden gewesen zu seyn. Die Strafse zum Theater hat allem Anscheine nach über die Steinbrüche, im Südosten der Stadt, und aus den beiden Thoren östlich von der Wasserleitung, heraus geführt.

Innerhalb der Mauern scheint, im südlichen Theile der Stadt, ein kleines kreisrundes Gebäude gestanden zu haben, das aber jetzt viel tiefer als der es umgebende Boden liegt. Man sieht noch Spuren von mehren Sitzreihen, welche vielleicht zu einem kleinern Theater, etwa zu einem Odeum, gehört haben. Das Ganze war aber dergestalt mit Erde und damals, als die Engländer hier waren, auch mit Pflanzenwuchs bedeckt, dafs man, ohne Ausgrabungen vorzunehmen, zu denen es an Zeit fehlte, nichts Genaueres ausmitteln konnte. Man sieht jedoch aus dem Plane, dafs sich der Grundrifs vieler Gebäude in *Apollonia* noch mit leidlicher Bestimmtheit hat aufnehmen lassen. Besonders sind die Ruinen der christlichen Kirchen deutlich zu unterscheiden; eben so die Trümmer eines grofsartigen Gebäudes, von ähnlicher Gestalt, am westlichen Ende der Stadt. Die schönen Marmorsäulen, deren Bruchstücke jetzt die Gebäude bedecken, welche sie einst zu schmücken bestimmt waren, beweisen ohne Widerrede, dafs bei der Errichtung derselben keine Kosten gespart worden. Der Stein, aus welchem man die Schäfte gearbeitet hat, ist nirgends an die-

sem Theile der afrikanischen Küste zu finden und hat folglich aus grofser Entfernung, wahrscheinlich von den Ufern des Rothen Meeres, wo man eine grofse Menge farbiger Marmorarten antrifft, herbeigeschafft werden müssen. Mitten auf dem Schafte einiger Säulen findet man das Bild eines grofsen Kreuzes eingegraben. Alle haben ursprünglich aus Einem Stücke bestanden, und manche, die noch ganz vorhanden sind, würde man recht gut zum Bau einer Kirche verwenden können. Die Wahrnehmung so herrlicher Denkmähler des Christenthums in einem Lande, das jetzt unter dem Joche der Unwissenheit und des Aberglaubens schmachtet, kann übrigens nur Gefühle der Wehmuth erwecken.

Ein anderes grofses Gebäude ist, so viel man aus den Trümmern abnehmen kann, wahrscheinlich eine *Basilica* gewesen. Auch zwei ansehnliche Wohngebäude lassen sich noch erkennen. An der Südseite der Stadt, aber aufserhalb der Mauern, erblickt man eine grofse Ruine, welche ein festes Schlofs gewesen und Soldaten-Quartiere enthalten zu haben scheint.

Auch auf den beiden Inseln vor dem Hafen sieht man Ausgrabungen und Überreste von Gebäuden. Da es aber keine Fahrzeuge in der Nähe gab, so konnten keine Untersuchungen darüber angestellt werden.

Alles zeigt übrigens, dafs der jetzige Verfall aller Ruinen von *Apollonia* nicht blofs ein Werk der Zeit gewesen seyn könne, sondern dafs diese Stadt absichtlich so zerstört worden seyn müsse. Nachgrabungen würden auch hier, so wie überhaupt in

der ganzen *Pentapolis*, nach *Beecheys* Meinung, nicht unbelohnend seyn.

Über die Naturbeschaffenheit dieser Gegenden bemerkt *Beechey* Folgendes: »Die Hitze des nördlichen Afrika ist im Allgemeinen nicht so drückend, als man sie in andern heifsen Klimaten zu finden pflegt, wenigstens ist sie der Gesundheit nicht so nachtheilig, wie in den Gegenden, wo zugleich grofse Feuchtigkeit in der Atmosphäre herrscht. Indessen mufs man sich, wenn man bei hellem Himmel viel im Freien zubringt, den Kopf wohl bedecken, um keinen Sonnenstich zu bekommen. Durch die Gewohnheit lernt auch der Europäer mit der Zeit einen ungewöhnlich hohen Grad von Hitze ertragen. Obschon wir, um unserer Geschäfte willen, den ganzen Tag im Freien zuzubringen genöthigt waren, so fühlten wir doch nicht mehr als die bei heifsem Wetter gewöhnliche Unbehaglichkeit. Am empfindlichsten war für unsere Augen und Lippen, die Zurückstrahlung sowohl des Lichts als der Wärme von dem weifsen Gestein der Ruinen, unter denen wir unaufhörlich herumklettern mufsten. Hier war es von 10 oder 11 Uhr Vormittags bis zu Sonnenuntergang so heifs wie vor einem Backofen. Ein sehr langes Verweilen hier würde wahrscheinlich gefährliche Augenkrankheiten zur Folge haben. Übrigens versteht es sich von selbst, dafs unter solchen Umständen eine strenge Lebensweise beobachtet werden mufs.«

»Wir fanden nur wenige *Schlangen* und *Skorpione* in der *Pentapolis*, selbst unter den Ruinen, wo sie gewöhnlich am häu-

figsten versteckt gefunden werden. Dagegen wimmelt das Weideland, besonders bei *Cyrene*, von dunkelfarbigen *Vielfüßen* (*Julus*), welche schwarz sind und rothe Fühlhörner und Beine haben. Wir fanden ihrer gewöhnlich beim Aufheben der Decken in unsern Zelten, ein halbes Dutzend und hatten grofse Mühe, sie zu tödten. Jedes Stück des Thieres, und hätten wir es in zwanzig zertheilt, lief herum, als ob nichts geschehen wäre und als ob es die andern suchte. Blofs wenn man den Kopf zerquetschte, hörte das Leben auch in dem übrigen Körper augenblicklich auf.«

Briefe aus England, die man über *Bengazi* erhielt, und worunter sich eine Depesche der Regierung befand, nöthigten unsere Reisenden, alle weitern Unternehmungen aufzugeben. Sie kehrten nach *Bengazi* und von da, am 25. Juli, über *Malta* in ihr Vaterland zurück.

Wir geben als Anhang noch eine kurze Übersicht der vornehmsten geographisch bestimmten Punkte, so wie der Abweichungen der Magnetnadel. (Barometer- und Thermometer-Beobachtungen sind der englischen Urschrift nicht beigefügt.)

Orte.	*Breite.*	*Länge.* (östl. von Greenwich.)	*Abweichung.* (westlich.)
Tripolis . . .	32° 54′ —	13° 10′ 27″	17° 7′ 40″
Mersa Zeliten	32° 30′ 20″	14° 33′ 18″	16° 43′ 52″
Cap Mesurata .	32° 25′ 1″	15° 10′ 19″	17° 4′ 48″
Mersa Zaffran	31° 12′ 48″	16° 41′ 29″	16° 39′ 4″

Orte.	*Breite.*	*Länge.* (östl. von Greenwich.)	*Abweichung.* (westlich.)
Busaida . .	30° 59′ 39″	17° 39′ 15″	. . . . .
Muktar . . .	30° 17′ 43″	18° 59′ 18″	. . . . .
Sachrin . . . (der südlichste Punkt der Syrtenküste)	30° 16′ —″	19° 18′ 33″	. . . . .
Braiga . . .	30° 23′ 39″	19° 39′ 45″	14° 25′ 6″
Ain Agan . .	30° 33′ 57″	19° 50′ 42″	. . . . .
Carcora . . .	31° 26′ 23″	20° 2′ 50″	. . . . .
Bengazi . .	32° 6′ 54″	. . . . .	14° 56′ 18″
Teuchira . .	32° 31′ 44″	20° 33′ 23″	. . . . .
Ptolemeta . .	32° 42′ 12″	20° 55′ 8″	. . . . .
Cyrene . . .	32° 49′ 38″	21° 49′ 5″	. . . . .
Apollonia . .	32° 54′ 53″	21° 55′ 57″	14° 25′ 25″
Derna . . .	32° 46′ 18″	22° 40′ 48″	14° 30′ 10″

IV.

Die Gebirgs-Lappländer in Finmarken. *)

Die Fortschritte der Civilisation und die immer mehr zunehmende Ausbreitung des Ackerbaues und der Verbesserungen haben die Rechte und Freiheiten der *Lappländer* im Allgemeinen, als eines ursprünglichen Hirtenvolkes, wesentlich beeinträch-

*) *A Winter in Lapland and Sweden*, with various Observations relating to *Finmark* and its Inhabitants; made during a Residence at *Hammerfest*, near the *North Cape*. By *Arthur dpell Brooke*, M. A. F. B. S. etc. London, 1827. 4. (M len Steintafeln, Vignetten und einer Karte der Skandina

tigt. Ehedem durchstreiften sie unbeschränkt einen grofsen Theil der Skandinavischen Halbinsel; heut zu Tage wird ihr Gebiet immer mehr eingeengt und sie vermischen sich allmählich mit der übrigen Bevölkerung. Man kann jetzt den Lappländer, welcher unter diesem Einfluſs der Gesittung steht, als ein Mischlingsgeschöpf betrachten, dessen vormalige Lebensart, Gesichtskreis und Naturbeschaffenheit durch seine Verbindung mit den Ansiedlern wesentlich verändert worden sind.

Diefs ist jedoch keineswegs der Fall mit den Lappländern in *Finmarken*. Die natürliche Unfruchtbarkeit ihrer Felsen wird sie für immer vor ähnlichen Angriffen auf ihre Freiheit bewahren. Die wüste Beschaffenheit ihrer Gebirge bietet weder Anreiz noch Hoffnung dar, daſs sich jemals der Ackerbau bis hierher erstrecken werde, und nach Jahrhunderten dürfte der Fin-

---

Halbinsel.) Man kann dieses Werk als den zweiten Theil der von demselben Verfasser 1823 erschienenen *Travels through Sweden, Norway and Finmark to the North Cape, in the Summer of* 1820 betrachten. Es enthält, wie dieses, neben manchem Bekannten, so viel Neues, daſs die Durchlesung desselben grofses Interesse gewährt, und ich nur bedauern muſs, aus Mangel an Raum hier nichts mehr als die Beobachtungen über die Gebirgslappländer mittheilen zu können. Im künftigen Jahrgange gedenke ich noch Einiges nachzuholen.

D. H.

lappe noch dasselbe seyn, was er jetzt ist, ein rohes, ungebildetes Wesen, mit natürlichem Widerwillen gegen den Zwang der Gesittung und jenem Gefühle der Freiheit erfüllt, welches seine Gebirgswildnisse ihm von Jugend auf eingeflößt haben. Es giebt in allen Theilen des *Schwedischen* und *Russischen* Lapplands eine zahlreiche Klasse armer Lappländer, *Waldlappen* (*Skogslappar*) genannt, welche fast immer in den waldigen Bezirken des Innern umherstreifen, aber zu wenige Rennthiere haben, als daſs sie ganz davon leben könnten. Den Sommer bringen sie unter Zelten zu; aber bei Annäherung des Winters bauen sie sich dauerhaftere Wohnungen aus Rasenstücken und machen sich also während dieser Jahreszeit seſshaft, indem sie theils von dem Ertrag ihrer kleinen Heerden, theils von anderm Wildpret leben, woran das Land sehr reich ist und dessen fortwährende Verfolgung sie zu vorzüglich guten Schützen bildet.

Diese Art von Lappen ist im *Norwegischen* Lappland unbekannt, da das Land durchaus gebirgig ist und bei seiner hohen Breite, innerhalb des Polarkreises, nur in den Thälern einige Waldung aufweisen kann. Die Finlappen lassen sich bloſs in zwei Abtheilungen bringen: *Fisch*- oder *Küstenlappen*, und *Rennthier*- oder *Gebirgslappen*.

Die Letztern streifen Sommer und Winter herum, haben kein anderes Obdach als ihre Zelte und bieten in ihrem Äuſsern und ihrer Lebensweise ein treues Gemälde ihres Stammes dar. Aber das Leben, das sie im Sommer führen, ist in Beziehung

auf Nahrung, Kleidung und andere Gegenstände ganz von dem des Winters verschieden. Auf der *Wälfisch-Insel* (*Whale Island*), wo *Brooke* sich längere Zeit aufhielt, findet man jeden Sommer drei oder vier Familien Gebirgslappen (Field-finner) mit ihren Rennthier-Heerden. Die Gründe, welche sie zu dieser Wanderung nach der Küste haben, sind sehr triftig. Das Innere des Landes ist nämlich, wie man auch aus den Berichten anderer Reisenden weifs, im Sommer so voll Mücken und anderer Insekten, dafs kein Thier ihren unaufhörlichen Verfolgungen ausweichen kann. Sowohl die Rennthiere als die Menschen, wie sehr sie sich auch mit Theer bestreichen mögen, sind diesen Peinigern preisgegeben. Vorzüglich wird das Rennthier von einer eignen Bremsengattung (*Östrus tarandi*, die *Rennthier-Bremse*) gequält, welche ihm nicht nur durch seine Stiche, sondern auch dadurch, dafs sie ihre Eier in die Wunde legt, ungeheuer lästig und selbst so gefährlich wird, dafs die meisten Thiere, wenn man in den Monaten Juni, Juli und August im Innern bleiben wollte, entweder durch Krankheit zu Grunde gehen, oder sich von selbst in die höchsten Gebirge flüchten würden. An der Küste dagegen findet man der kühlen Winde und ihrer hohen Lage wegen, nur wenige dergleichen lästige Insekten, welche überhaupt nie die Thäler verlassen.

Ein anderer wichtiger Grund, warum der Gebirgslappe im Sommer nach der Küste wandert, ist folgender. Er hat im Winter einen Vorrath Häute und Geweihe von den Thieren seiner

Heerde gesammelt, die er zum Behuf seines Lebensunterhalts tödten mufste. Vielleicht hat er auch einen oder zwei Bären, einige Füchse, Vielfrafse, Marder etc. erlegt. Auch die Federn gefangener oder geschossener Vögel hat er aufgehoben. Alle diese Dinge sind für ihn kostbare Handels-Artikel, und er tauscht dafür seine Winterbedürfnisse, namentlich grobes Tuch, Mehl, Schiefspulver und Tabak ein.

Aufserdem versichert der Lappländer, dafs es zum Leben des Rennthieres schlechterdings nothwendig sei, ein Mal im Sommer Salzwasser zu trinken. Von der Wahrheit dieser seltsamen Behauptung konnte sich *Brooke* zwar nicht durch den Augenschein überzeugen; aber alle betheuerten einmüthig, dafs sobald die Thiere zuerst des Meeres ansichtig würden, sie alle zugleich auf dasselbe losstürzten und mit gröfster Begierde von dem Wasser tränken. Doch bemerkte man niemals, dafs diefs in der Folge des Sommers, so lange sie hier blieben, wieder geschehe. Man schreibt diesem Trinken des Salzwassers die Zerstörung der Bremsenlarven zu, und die Thiere würden also instinctmäfsig dazu angetrieben.

Der Lappländer beginnt seine jährliche Sommerwanderung zeitig im Juni. Der Schnee ist in der Regel um diese Zeit weg, und man bedarf daher keiner Schlitten mehr. Diese werden nebst allen übrigen Wintergeräthschaften zurückgelassen und in dem Vorrathshause aufgestapelt, das fast jeder Gebirgs-Lappländer in der Nähe der Kirche besitzt, bei der er gewöhnlich im Winter

seine Wohnung aufschlägt. Bei der Aufsuchung einer schicklichen Stelle an der Küste für die Sommerwohnung, sind die Gesundheit und die Sicherheit seiner Heerde das Wesentlichste, worauf der Lappländer sieht. Den Vorzug erhalten gewöhnlich die zahlreichen Inseln an der norwegischen und lappländischen Küste, sowohl wegen der hier herrschenden Kühle als wegen der Sicherheit vor Bären und Wölfen. Wenn auch einzelne von diesen Raubthieren, durch die Witterung der Heerden angelockt, zuweilen vom Festlande herüberschwimmen, so werden sie doch von der Wachsamkeit der Eigenthümer gleich entdeckt und entweder verscheucht oder getödtet. Obschon dieser Aufenthalt auf den Inseln das Beschwerliche hat, dafs die Rennthiere oft zwei englische Meilen weit von der Küste aus das Meer durchschwimmen müssen; so macht sich doch der Lappländer wenig daraus. Übrigens wird bei der Wahl dieses Sommeraufenthalts auch sein eigner Vortheil nicht vergessen. Die Lage der Inseln ist der Fischerei sehr vortheilhaft. Die deshalb hierher kommenden fremden Kaufleute gehen daher in den vielen und guten Häfen derselben oder der nächsten Küste des Festlandes gern vor Anker, wodurch der Verkehr zwischen ihnen und den Lappländern sehr erleichtert wird. Der Heerdenbesitzer sucht so bald als möglich eine solche Fischer-Station auf, und wenn ein Trunk Salzwasser zur Gesundheit seines Thieres unentbehrlich ist, so hält er einen Schluck Branntwein zu seinem eignen Wohlbefinden für nicht minder nothwendig. So oft es sich nur thun läfst, besucht er die Bude des Kaufmanns und die Begierde nach

geistigen Getränken nimmt bei manchen Lappländern so überhand, dafs sie ihre mitgebrachten Artikel oft gänzlich für Branntwein hingeben, so dafs, wenn die Zeit der Rückkehr ans Festland heranrückt, sie genöthigt sind, sich von einigen ihrer Thiere zu trennen, um nur noch die dringendsten Bedürfnisse für den Winter einkaufen zu können.

Der Geschäftskreis und das häusliche Leben des Gebirgs-Lappländers sind im höchsten Grade einfach. Wenn er sein Zelt aufschlagen will, so sucht er sich eine möglichst passende Stelle dazu, nahe bei den Ufern irgend eines Sees auf, wo er nicht nur hinlängliches Wasser, sondern auch in den Felsen, welche dergleichen Gebirgsseen umgeben, Schutz für seine gebrechliche Wohnung findet, welche die heftigen Stürme dieser Gegend sonst bald über den Haufen werfen würden.

Das Zelt (*Lawo*) selbst ist im buchstäblichen Sinne wenig mehr als ein grofser Lappen von einer Art groben Zeuges, welches in diesen Ländern unter dem Namen *Wadmal* bekannt ist, hauptsächlich in *Schweden* und *Norwegen* verfertigt wird, und den vornehmsten Handelsartikel mit den Lappländern ausmacht. Auch die Fischlappen beschäftigen sich zum Theil mit der Weberei dieses Zeuges, um dafür Rennthierhäute einzutauschen, aus denen sie sich Kleider und Lagerdecken bereiten. Dieser Lappen macht nun, über einige Birkenpfähle ausgebreitet, die einzige Wohnung des Berg-Lappländers aus und er bringt darunter einen langen und schrecklichen Winter hin, wo das Fahrenheitsche Ther-

mometer selten bis zum Nullpunkte steigt und der eiskalte Wind ohne Schwierigkeit durch das gebrechliche Dach eindringt. Die Höhe des Zeltes mag 6 Fuſs und der ganze innere Umfang selten mehr als 15 bis 18 betragen. In diesem engen Raume wohnt nicht nur der Hausvater mit Weib und Kindern, sondern auch oft noch eine zweite Familie, die seines Mitbesitzers der Heerde, welche sich ebenfalls einzudrängen sucht. Dessenungeachtet ist in den Winkeln noch Platz für einiges Hausgeräthe, als Näpfe, eiserne Töpfe, Löffel, hölzerne Kasten u. dgl. Sollte sich ja noch eine leere Stelle finden, so wird sie von den Hunden eingenommen, diesen getreuen Wächtern der Heerden, von welchen *Brooke* versichert, daſs er oft bis *zwanzig* in einem Zelte gefunden habe, die sich zum Theil auf die Leiber ihrer Herren gelegt hatten. In der Mitte ist die von einigen groſsen Steinen umgebene Feuerstelle, von welcher sich eine Menge Rauchwolken durch das ganze Zelt verbreiten, die auf das Auge des nicht daran gewöhnten Fremden einen lästigern Eindruck machen, als die höchste Kälte in der freien Luft. Indessen wird diese Unannehmlichkeit von dem ohnehin daran gewöhnten Lappländer um so geduldiger ertragen, als durch das Feuer verbunden mit der zusammengedrängten Bevölkerung der Hütte, ein hinlänglicher Wärmegrad verbreitet wird, der ihm die Strenge des Winters vergessen macht. Freilich ist aber auch im Sommer die dadurch hervorgebrachte Hitze so furchtbar, daſs sie ebenfalls nur der von Kindheit auf dagegen abgehärtete Lappländer ertragen kann.

Dicht beim Rauchloche an der Spitze des Zeltes und folglich gerade über dem Feuer ist eine Art von Rost (Rack) aufgehängt, auf welches die Käse gelegt werden, damit sie bald trocknen. Der Fufsboden des Zeltes wird mit dünnen Birken-Reisern bestreut, an denen die Blätter noch sitzen, und über dieselben breitet man weiche Rennthierfelle aus, welche dem Lappländer das ganze Jahr als Bett dienen. Den einzigen Eingang bildet eine schmale Öffnung, mit einer Art von herabhangender Klappe, welche, wenn sie aufgehoben worden, von selbst wieder herunterfällt, so dafs die Luft nicht eindringen kann. Bei den Gebirgszelten, welche *Brooke* besuchte, fand er stets ein kleines Vorrathszelt in der Nähe, welches eben so einfach als das Hauptzelt gebaut ist. Es dient vorzüglich zur Aufbewahrung der Käse.

Die finnischen Gebirgslappen sind sowohl im Äufsern als im Betragen, wild und roh. Sie zeigen einen Grad von stolzer Unabhängigkeit, der bei den Bewohnern des Russischen Lapplandes oder der Nordküsten nicht gefunden wird. Gewöhnlich sind sie mürrisch und grob, so lange sie nicht durch ein Geschenk erweicht werden. Gastfreundschaft, sonst eine so häufige Erscheinung unter ungebildeten Völkern, scheint Anfangs keine Tugend des Lappländers zu seyn. Ein Fremder, der ohne Dolmetsch und irgend ein Geschenk, plötzlich auf ihn stöfst, wird nicht nur keine günstige Aufnahme finden, sondern sogar in einen gewissen Grad von Gefahr gerathen. Man bekämpfe aber sein, ihm durch seine Lage und den Selbsterhaltungstrieb natürlich gewordenes Mifstrau-

en, man überzeuge ihn, dafs er nichts zu befürchten habe, man mache ihm die Ursachen begreiflich, warum man seine Wildnisse besucht, man besiegele endlich alle diese Versicherungen durch ein Glas Branntwein oder ein wenig Tabak; und der Lappländer wird der dienstfertigste Mensch werden.

Die Kleidung der Gebirgslappen ist von der der andern in Lappland herumziehenden Stämme nicht wesentlich verschieden. Im Winter sind sie durchaus in Rennthierfelle gekleidet. In den Monaten Juli bis September aber tragen sie der Hitze wegen einen runden Rock von weifsem oder dunkelfarbigem *Wadmal*. Dieser wird um den Leib durch einen Gürtel zusammengehalten, an welchem ein Messer hangt. Er reicht bis unter die Knie, und die Beine sind mit Pantalons bedeckt, die aus den Fellen der jungen Rennthiere gemacht werden. Diese gehen bis an die Knöchel und sind hier durch ein langes, schmales und wollnes Band an die ledernen Fufssocken oder Schuhe, wenn man sie so nennen will, befestigt. Auf dem Kopfe trägt man eine kleine, niedrige Tuchkappe, welche ringsum mit schönem Rennthierpelz verbrämt ist. Hemden trägt man nicht, denn Leinwand ist ein in Lappland ganz unbekannter Artikel. Auch von Strümpfen weifs man nichts; die Schuhe werden blofs mit weichem Heu ausgestopft.

Was bei der lappländischen Kleidung auffällt, aber auch bei den Eskimohs und andern Völkern des hohen Nordens gefunden wird, ist der Gebrauch von Hosen oder vielmehr Pantalons beim

weiblichen Geschlecht. Unstreitig sind sie dem Klima und den Beschäftigungen der Lappländerinnen sehr angemessen.

Es ist bekannt, dafs die Lappländer, wie alle Polarvölker, von kleinem Wuchse sind. Die Natur, welche hier, wie Hr. *v. Buch* sagt, Birken und Fichten verkrüppeln läfst, behandelt auch den Menschen stiefmütterlich. Indessen sind die Finlappen keineswegs so klein und schwächlich, wie die andern Lappen der südlichern Gegenden in Schweden und Rufsland oder auch wie die Fischlappen. Wahrscheinlich ist die freie und reine Bergluft, welche die norwegischen Lappen den gröfsten Theil des Jahres hindurch genieſsen, die Ursache ihrer gröfsern körperlichen Entwickelung. Die Mittelstatur der Gebirgslappen kann zu 5 Fufs bis 5 Fufs 2 Zoll (engl.) angenommen werden. Man trifft auch nicht selten Leute von 5 Fufs 5 bis 6 Zoll, aber höchst selten, vielleicht gar nicht anzutreffen, sind solche von noch gröfserer Länge, und es liefse sich bei diesen vielleicht vermuthen, dafs finländisches oder norwegisches Blut sich eingeschlichen habe.

Die charakteristischen Züge der Gebirgslappen sind lange aber schmale Augen, hohe Backenknochen, ein weiter Mund und ein spitziges Kinn mit wenig oder keinem Bart. Das Haar ist im Allgemeinen braun oder dunkelfarbig, da hingegen die Fischlappen meistens lichte Haare haben. Der Körper ist mager, aber von so starken Knochen und kräftigen Muskeln, als man ihnen, bei dem kleinen Wuchse, nicht zutrauen sollte. Ihre Lebensweise macht sie thätig, abgehärtet und unglaublicher Anstrengungen fä-

hig. Was jedoch die aufserordentliche Behendigkeit (Agility) anlangt, die sie nach manchen Reisenden besitzen sollen, so gesteht *Brooke*, dafs ihm davon kein Beispiel zu Gesicht gekommen sei. Hände und Füfse sind sehr klein. Die Stimme ist dünn, schwach und quäkend. *)

Die dunkle, schwarzbraune Hautfarbe, welche Manche den Lappländern zuschreiben, ist blofs eine Folge der Unreinlichkeit, des Hüttenrauchs und des beständigen Aufenthalts in der freien Luft. *Brooke* sah nach seinem langen Aufenthalte unter diesem Volke nicht minder schwarzbraun aus und erlangte erst in Stockholm seine natürliche Farbe wieder.

Der Gebirgslappe hangt von seinen Rennthieren ab, und seine Lebensweise richtet sich grofsentheils nach der ihrigen. Wer 3 bis 500 besitzt, ist ein wohlhabender Mann. Mit 200 Stück kann er auch noch sammt Familie recht gut leben, aber mit 100 Stück geht es schon knapp her. Hat er gar nur 50, so kann er keine eigne Wirthschaft führen; er übergiebt dann die kleine Heerde einem reichern Lappländer und macht bei diesem den Hirten und Wärter, wofür er mit den Seinigen von ihm erhalten wird. Schmilzt jedoch die Heerde durch Krankheit oder andere Unfälle

*) Dasselbe bemerkte man auch an dem Eskimoh, welchen im Sommer 1825 ein amerikanischer Schiffskapitän hier in Prag für Geld sehen liefs. D. H.

auf eine noch kleinere Zahl zusammen, so übergiebt er für einige Zeit dieses Wenige einem Nachbar, geht an die Küste und wird Taglöhner bei einem norwegischen Ansiedler oder verwandelt sich in einen Fischlappen. Ist er hier wieder etwas auf die Beine gekommen, so erwacht bei Manchem die natürliche Liebe zu seinem Gebirge aufs neue in der Brust. Er geht in die Heimath zurück, übernimmt den kleinen Rest seines Viehstandes wieder, vergröfsert ihn durch sein an der Küste erspartes Vermögen und ist nun abermals Rennthier-Lappe. Häufiger aber geschieht es, bei der Gedankenlosigkeit und dem Mangel an Sorge für die Zukunft, die allen rohen Völkern eigen ist, dafs der zum Fischlappen Gewordene sich in seinem neuen Zustande gefällt und an der Küste fortlebt und stirbt. Lappländer, die 1000 Stück Rennthiere besitzen, sind reich; es giebt sogar einige, die 1500 bis 2000 im Vermögen haben.

Das Leben der Gebirgslappen ist stetem Wechsel unterworfen. Bald ist er anhaltend thätig, bald eben so müfsig. Jetzt leidet er Noth, später schwelgt er im Überfluſs. Wenn er es haben kann, ist er gefräfsig wie ein Raubthier. Er kann aber auch nachher, wenn es seyn mufs, mehre Tage hungern.

Seine Haushaltung ist übrigens äufserst einfach. Während des Sommers ist seine Kost schmal und mager; er versagt sich sein Lieblingsgericht, Rennthierfleisch, welches zum Luxus des Winters gehört. Seine Gedanken sind jetzt blofs auf die Vervollkommnung und Vergröfserung der Heerde gerichtet, und er begnügt sich mit Quark und Molken. Selbst Milch genieſst er

nur selten, da die Menge, die jedes Thier giebt, nur gering ist und zur Bereitung des Käses verwendet werden mufs, welcher ihm als Wintervorrath und für Nothfälle dient, wenn seiner Heerde Unglück widerfahren sollte. Da die Rennthiere nur im Sommer gemolken werden, so hebt man, wenn dieser zu Ende geht, einen Theil der Milch auf, um ihn gefrieren zu lassen. Diese gefrorne Milch dient dann im Winter nicht blofs zum eignen Gebrauch, sondern bildet auch, wegen ihres äufserst köstlichen Geschmacks, einen sehr einträglichen Handels-Artikel, indem sich die Kaufleute der Küste dann ins Innere des Landes begeben und die Milch um jeden Preis kaufen.

Bei dem unfreundlichen Wesen der Gebirgslappen und dem hohen Werthe, den sie auf ihre Rennthiermilch legen, hält es äufserst schwer, sie dahin zu bringen, dafs sie etwas, sei es auch noch so wenig, davon ablassen. *Brooke* war blofs nach langer Bekanntschaft mit ihnen und in Folge einiger zur rechten Zeit angebrachten Geschenke so glücklich, bisweilen Rennthiermilch zu frühstücken, versichert aber, sie sei so köstlich, dafs ein müfsiger Epicuräer nicht übel thun würde, blofs dieser Milch wegen ein Mal nach Finmarken zu reisen. Der höchst aromatische Geschmack derselben ist hauptsächlich den Kräutern zuzuschreiben, die die Thiere den Sommer über geniefsen. An Farbe und Dicke gleicht sie einem sehr guten Rahm, daher sie auch, wegen ihrer Nahrhaftigkeit nur in sehr geringer Menge genossen werden kann. Auffallen mufs es aber dabei, dafs der aus Rennthier-

milch bereitete Käse äufserst schlecht ist. Er schmeckt unangenehm, ist weifs und hart und wird blofs von den Lappländern gegessen. Wahrscheinlich liegt es nach *Brooke* an der natürlichen Beschaffenheit der Milch und nicht an der Zubereitung des Käses. Man setzt die Milch in einem grofsen eisernen Topfe über das Feuer und thut Lab hinzu, worauf sie schnell sauer wird. Der Quark wird dann gepreſst und nach Absonderung der Molken in kleine flache Formen gedrückt. Gewöhnlich haben die Käse die Gestalt kleiner Kuchen von wenig mehr als einem halben Zoll Dicke. Vielleicht ist diese Dünne Ursache von der Härte der Käse, indem sie dadurch zu viel Rinde bekommen. So schlecht dieser Käse ist, so finden ihn die Lappländer dennoch vortrefflich und essen ihn sowohl roh als geröstet. Im letztern Zustande kommt er auch auf die Tafeln der fremden Kaufleute und ist etwas schmackhafter. Ungeachtet seiner Härte und Trokkenheit flieſst dennoch, wenn er an das Feuer gebracht wird, ein gutes, reines Öl heraus, welches von grofsem Nutzen gegen alle Frostschäden ist, in den Fällen, wo man das Reiben der Glieder mit Schnee vernachläſsigt hat. Sobald man die erfrorne Stelle des Körpers mit solchem Käseöl einreibt, wird sie wieder hergestellt. *Brooke* nahm aus Neugier einige Rennthierkäse mit nach England, um zu sehen, wie sie sich erhalten würden. Er sagt, daſs das Alter nichts an Geschmack und Härte derselben geändert habe, sondern, daſs sich blofs eine Menge Milben darin erzeugten.

Butter wird selten oder gar nicht aus Rennthiermilch gemacht, indem die Lappländer kein Brod haben, zu dem sie die Butter genieſsen könnten, und der Käse ihnen weit mehr gilt. Bloſs die finländischen Ansiedler in Lappland bereiten dergleichen Butter. Sie soll von vorzüglich weiſser Farbe seyn.

Zuweilen bringen mancherlei wilde Beeren, besonders Heidelbeeren mit gekochten Molken, eine Abwechslung in den Küchenzettel der Lappländer. *Brooke* sah das letztere Gericht in erstaunlicher Menge und mit dem gröſsten Wohlbehagen verzehren. Eben so sind sie groſse Freunde von der Angelica-Wurzel, welche einen sehr angenehmen Geschmack hat, auch ein bewährtes Heilmittel gegen den Scharbock seyn soll. Gleiche Eigenschaften schreiben sie dem Rennthierblute zu, welches sie daher beim Schlachten eines Rennthieres sorgfältig sammeln und aufbewahren, um allerlei Speisen davon zuzubereiten. Daſs die Heilkraft des Rennthierblutes gegen den Scorbut keine Einbildung sei, beweist die bekannte Überwinterung der *Holländer* unter *Hemskirk* auf *Nowaja Semlja* (Nova Zembla). Mehre starben an dieser Krankheit und die Überlebenden konnten nur durch vieles Trinken von Rennthierblut genesen.

Man beschuldigt die Lappländer in der Regel des Geizes; daſs er nur Reichthümer aufzuhäufen suche und sie sogar vergrabe. *Brooke* glaubt jedoch, daſs wenn der Lappländer dieſs thue, er andere Beweggründe dabei habe als Geiz. Es ist allerdings wahr, daſs er groſse Liebe zu Silbergeld hat, und daſs nichts so sehr

im Stande ist, ihm eine Gunstbezeigung abzugewinnen, als der Anblick einer Silbermünze. Auf norwegisches Kupfergeld legt er weniger Werth; eben so wenig auf die kleinen, aus schlechtem Metall gemachten und nur platirten Schillingstücke. Das Papiergeld, welches in Finmarken hauptsächlich in Thalernoten besteht, hat so geringes Ansehen beim Gebirgslappen, dafs man ihn selten überreden kann, es anzunehmen. Bei allen Geschäften mit Kaufleuten macht er es zur Bedingung, in Silber bezahlt zu werden, und zwar entweder in Reichsthalern oder Orts, welche aber beide in Finmarken sehr selten sind. Dieſs bringt eine nicht geringe Hemmung in den Verkehr zwischen den Lappländern und Ansiedlern, welche gleichwohl überwunden werden mufs, da die Erstern im Besitz einiger Dinge sind, die die Letztern unumgänglich nöthig haben, hauptsächlich frisches Rennthierfleisch, welches der meistens von Fischen lebende Ansiedler an der Küste sich um jeden Preis zu verschaffen sucht. Der Lappländer sammelt sich auf diese Art eine Menge Thaler ein, die er in der vollen Überzeugung ihres unveränderlichen Werths, welchen das Papiergeld nicht hat, nur um so höher schätzt. Er ist aber auch zugleich mäfsiger und sparsamer als der Fischlappe. Da er nur einige Monate lang mit den Küsten-Ansiedlern in Berührung kommt, so werden seine Bedürfnisse nicht so künstlich vervielfältigt als die des Fischlappen, welcher das ganze Jahr hindurch mit diesen Leuten umgeht. Da er also von dem erworbnen Silbergeld nur wenig auszugeben braucht, so häuft sich sein Vor-

rath davon nach und nach zu einer sehr beträchtlichen Summe an. Um sie nun gut aufzubewahren, weifs er natürlich nichts Besseres zu thun, als dafs er sie nicht weit von seiner Hütte in die Erde vergräbt. Denn bei dem herumschweifenden Leben, welches er führt, würde es ihm sehr lästig fallen, die Menge Thaler überall mit sich herumzutragen, und in seinem Zelte ist auch kein sicherer Platz dafür vorhanden. Freilich tritt zuweilen der Fall ein, dafs er die Stelle, wo das Geld vergraben liegt, nach einer langen Abwesenheit vergessen hat, und dieses ist nun für immer verloren. Die Seltenheit des Silbergeldes im Nordlande ist natürlich grofsentheils diesem Ansammeln und Verscharren desselben zuzuschreiben.

Es läfst sich daher auch denken, dafs das Einkommen der Regierung aus diesen Gegenden nicht von grofser Bedeutung seyn wird. Jeder Lappländer, er wohne im Gebirge oder an der Küste, bezahlt, wenn er sich selbst unterhalten kann, eine jährliche Steuer von 24 Schilling *), welche aber blofs als eine Anerkennung der schwedischen Oberherrschaft zu betrachten ist. Aufserdem mufs der besteuerbare Gebirgslappe noch jährlich an den *Sorenskriver* oder Richter seines Bezirkes einen Rennthierschinken und eine Zunge, und an den Geistlichen ein halbes Rennthier,

*) Der schwedische *Reichsthaler* hat 48 *Schillinge* und gilt in Conv. Münze 2 fl. 12 kr., folglich sind 24 Schillinge 1 fl. 6 kr. C. M.
D. H.

mit Ausnahme des Bruststückes, ein Paar Handschuhe von Rennthierfell, 9 Pfund Talg und einen Käse, welches Geschenk *Ritterbil* heifst, entrichten. Der Fischlappe bezahlt eine ähnliche Abgabe in Fischen.

Selten ist ein Lappländer Vater einer zahlreichen Familie; gewöhnlich hat er nicht über drei bis vier Kinder. Dieser Einfluss des Polar-Klimas auf die Fruchtbarkeit, welcher übrigens im dortigen *Thierreiche* nicht bemerkt wird, äufsert sich auch bei den norwegischen und finnischen Ansiedlern; sie haben gleichfalls wenig Kinder. Die lappländischen Weiber bedürfen zum Gebären, bei ihrer guten Gesundheit, nur in seltenen Fällen des Beistandes einer Hebamme. Nach zwei oder drei Tagen verlassen sie schon das Zelt und setzen sich nebst dem neugebornen Kinde den Unbilden der Witterung und den Beschwerden aus, welche die Abwartung der Rennthiere verursacht. Ältere Schriftsteller behaupten, dafs die Kinder gleich nach der Geburt mit Schnee abgerieben würden. *Brooke* sah kein Beispiel dieser Art und setzt diese Behauptung unter die Klasse so vieler andern Mährchen, welche in Beziehung auf die Lappländer erzählt werden.

Unter den wenigen Geräthschaften, die zur Kinderpflege gehören, verdient die Wiege wegen ihrer Bequemlichkeit und Sicherheit besondere Erwähnung. Sie sieht fast aus wie ein kleiner Schlitten. Der untere Theil ist offen, der obere hat eine Art von gewölbtem Dach, welche den Kopf des Kindes schützt und aus

Leder gemacht ist. Das Übrige ist von Holz und mit Leder überzogen. Das Innere wird entweder mit Rennthier- oder Sumpfmoos (Sphagnum palustre) ausgefüttert, über welches man zuweilen noch ein weiches Kalbfell ausbreitet. Diese Wiege vereinigt den Vortheil der Sicherheit mit dem der Tragbarkeit. Will die Mutter das Kind mit sich nehmen, so bindet sie sich die Wiege auf den Rücken, so dafs der Kopf des Kindes über ihre Schultern emporragt. Die Last ist so gering, dafs sie gar nicht davon beschwert wird; die Hände bleiben ihr frei und sie kann jede Arbeit verrichten. Mufs sie sich auf einige Zeit vom Zelte entfernen, ohne das Kind mitnehmen zu können, so wird der Kopf zugedeckt, um es vor der Sonne und den Mücken zu schützen, und die Wiege nicht selten an einem Baumzweige aufgehängt, wo sie der Wind hin und her schwingt und das Kind in den Schlaf wiegt.*)

So wie das Laub von den Bäumen zu fallen beginnt, brechen die Lappländer ihre Sommerhütten an der Küste ab und machen Anstalt zur Rückreise ins Gebirge. Die Beweggründe hiezu sind so dringend als die, welche sie zur Reise an die Küste nöthigen. Hauptsächlich ist es das zur Erhaltung der Heerde im Winter

---

*) *Franklin* sah auch bei den nordamerikanischen Indiern solche Wiegen.

D. H.

unentbehrliche Rennthiermoos, welches nur im Innern des Landes reichlich wächst, an der Küste und auf den Inseln aber selten ist. Auch ist der Lappländer mit seiner Heerde im Innern mehr als an der Küste gegen die Winterstürme geschützt, und kann sich dort die nöthige Feuerung leichter verschaffen.

Gewöhnlich ist der Anfang des Septembers, noch ehe der Schnee fällt, der Zeitpunkt, wo die Küste verlassen wird. Doch hangt diefs auch mit von der Entfernung der Winterheimath, und wie sich sonst die Jahreszeit anläfst, ab. Manche haben einen Weg von mehr als 40 teutschen Meilen zu machen. Nachdem das Zelt abgebrochen worden, packt man es nebst den Stangen, einem Rennthiere auf. Die Käse, das für den Winter eingekaufte Mehl und das Hausgeräthe wird in einen länglichen Weidenkorb gepackt, den man mit Leder oder Birkenrinde bedeckt und zuschnürt. Auf jeder Seite des Thieres hangt dann ein solcher Korb, oder an der Stelle des einen auch die Wiege mit dem Kinde. Sind zwei kleine Kinder vorhanden, so werden sie zu beiden Seiten des Thieres vertheilt. Die übrige Familie geht zu Fufs, und zwar ein Theil voraus, um auf die Lastthiere Acht zu haben; dann folgt die Heerde und den Nachtrab bilden die Übrigen nebst den Hunden.

Die von den Inseln heimkehrenden Rennthiere müssen, so wie bei ihrer Ankunft, über das Meer schwimmen, was ein sehr unterhaltendes Schauspiel gewährt, besonders wenn die Heerde sehr stark ist. Der Lappländer miethet zuerst mehre Boote, entweder von den Ansiedlern oder von den Küsten-Lappländern. Auf

diese werden die Kälber gebracht und dann am Hintertheile die kränklichen Thiere der Heerde angebunden, die man sich selbst nicht überlassen kann. Sobald diese Fahrzeuge vom Lande abstoßen, so werden die übrigen Thiere, mittelst der Hunde und lauten Geschreies ebenfalls ins Wasser gejagt. Übrigens schwimmt kein vierfüßiges Thier so leicht und mit solcher Ausdauer, als das Rennthier, selbst mehre englische Meilen weit und gegen ein tobendes Meer. Ist Alles wohlbehalten am Festlande angekommen, so tritt man die Landreise an, macht aber selten mehr als 6 oder 7 englische Meilen des Tages; auch bleibt man, wenn sich schickliche Plätze finden und das Wetter es erlaubt, zuweilen ein paar Tage liegen. —

Brooke giebt in einem der folgenden Capitel seines Werkes einige Bemerkungen über den Charakter der Lappländer im Allgemeinen, welcher nach den wenigen und in vielen Fällen unvollkommenen Berichten über dieses Land häufig unrichtig dargestellt worden ist.

Möge es Folge der körperlichen Beschaffenheit oder Wirkung des Klimas seyn: das Gemüth der Lappländer befindet sich in einem ruhigen und geordneten Zustande, ungestört von jenen Aufwallungen, welchen viele andere, theils auf höhern, theils auf niedrigen Bildungsstufen stehende Völker preisgegeben sind. Die Liebe, welche, in wärmern Himmelsstrichen durch bloße Vorstellungen erregt, schnell auflodert und sich im eignen Brande ver-

zehrt, erscheint hier unter dem Schnee der Polarzone mit erfrornen Schwingen und erstarrt unter der eiskalten Umarmung eines fast immerwährenden Winters. Es läfst sich sogar in Zweifel ziehen, ob diese Leidenschaft, im eigentlichen Sinne, jemals und irgendwo unter den Lappländern angetroffen werde. Was davon vorhanden ist, dürfte wenig mehr als ein matt glimmender Funke seyn, der eben hinreicht, die Zwecke der Natur zu erfüllen. Alle Lappländer sind daher in hohem Grade keusch und ein Pfarrer, mit dem *Brooke* darüber sprach, sagte ihm, dafs in den zwanzig Jahren seiner Amtsführung ihm nur ein einziges uneheliches Kind zur Taufe gebracht worden, und dafs überhaupt ein unerlaubter Umgang zwischen beiden Geschlechtern in Finmarken fast etwas gänzlich Unbekanntes sei.

Manche Reisende haben gesagt, dafs die eheliche Treue unter den Lappländern sehr gering geachtet werde. Nach allen Erkundigungen, die *Brooke* sowohl bei Kaufleuten als bei Geistlichen darüber einzog, ist diese Behauptung falsch; der Ehebruch ist im Gegentheil ein fast ganz unbekanntes Vergehen, und die Weiber werden, anstatt ihnen freien Umgang mit den Fremden zu erlauben, wie ebenfalls erzählt wird, vielmehr mit eifersüchtigen Augen beobachtet (wozu aber die Männer Gründe haben müssen und was folglich mit *Brookes* Behauptung im Widerspruch steht).

Eben so war während eines Zeitraums von 20 Jahren in Finmarken ein einziger Mord verübt worden. Da die Leiden-

schaften, welche zu diesem Verbrechen führen, dem Lappländer fremd sind, so bewahrt er auch seine Hand vor Befleckung mit Menschenblut. Bloſs der allen Menschen gemeinschaftliche Selbsterhaltungstrieb kann zuweilen *Anreiz* zum Mord herbeiführen, wenn nämlich der Gegenstand ein Fremder ist, dessen Absichten, warum er in seinem Schneegebirge erscheint, der Lappländer nicht durchschauen oder begreifen kann und den er daher für seinen Feind ansieht. Eben so ist auch der Diebstahl, sowohl unter den Lappländern als den Norwegern, ein fast unerhörtes Vergehen, daher auch Schlösser und Riegel eine sehr seltene Erscheinung sind. Man läſst das Zelt beim Weggehen offen und findet häufig allerlei Sachen im Freien liegen, ohne daſs sich Jemand daran vergreift. Indessen sind die Lappländer in Beziehung auf die Fremden von Natur miſstrauisch und vorsichtig; besonders zeigen sie bei ihren Handelsgeschäften einen gewissen Grad von Schlauheit, den man bei einem dem Anscheine nach so beschränkten Volke nicht erwarten sollte.

Es leidet gar keinen Zweifel, daſs bei den Lappländern im Ganzen noch viel alter Aberglaube vorhanden ist. Aber die Abschaffung des Heidenthums und die Einführung des Christenthums hat viel zur Aufklärung dieses Volkes beigetragen und *Brooke* hält den heutigen Lappländer für weit weniger abergläubisch als den gemeinen Irrländer, obschon er wieder in gewissem Grade sehr leichtgläubig ist, besonders in Beziehung auf das,

was ihm Neues erzählt wird, wie albern und widersinnig es auch seyn möge.

Obschon die christlichen Missionäre und bereits die vorigen dänischen Behörden Alles, was an das Heidenthum erinnern könnte, zerstört haben, so findet man doch immer noch in den Wäldern und Gebirgen einzelne alte Opferaltäre. Aber äufserst schwer hält es jetzt, eine lappländische Zaubertrommel (*Runc bomme*) zu erhalten. Wahrscheinlich ist unter den Lappländern selbst keine mehr vorhanden. *Brooke* sah blofs eine im Besitz eines Sammlers von Alterthümern.

Die Bande älterlicher und kindlicher Liebe sind nach dem, was *Brooke* von dem obenerwähnten Pfarrer erfuhr, unter den Lappländern sehr schwach. Sobald das Kind erwachsen ist und für sich selbst sorgen kann, hören zwischen ihm und seinen Ältern alle Gefühle gegenseitiger Zuneigung auf.

Alle frühern Schriftsteller und Reisende haben die Lappländer als ein feiges Volk dargestellt. *Brooke* behauptet dagegen, dafs sie verhältnifsmäfsig so viel Muth besitzen als andere Nationen, nur haben sie bei ihren eingeschränkten und einfachen Lebensverhältnissen weniger Gelegenheit, ihn zu zeigen. Ihr Phlegma darf man daher nicht für Feigheit ansehen. In Folge dieser ruhigen Gemüthsstimmung giebt es auch wenige Zänkereien unter ihnen. Gerathen democh ein Paar Lappländer an einander, so läuft es höchstens auf ein blofses Ringen hinaus, indem einer den andern, worin sie sehr geschickt sind, niederzuwerfen, ihn

zu kratzen oder die Haare auszuraufen sucht u. dgl. Schwere körperliche Beschädigungen werden sogar bestraft, und ein Beweis, wie wenig sie sich vom Zorn zu Ausschweifungen hinreifsen lassen, ist der, dafs sie bei solchen Gelegenheiten niemals von ihren Messern, die sie doch stets bei sich führen, Gebrauch machen. Das folgende Beispiel, welches *Brooke* von ihrer Friedfertigkeit anführt, scheint jedoch seiner Behauptung von dem Muthe der Lappländer sehr zu widersprechen und wirklich Feigkeit zu beweisen. Ein betrunkener *Norweger*, erzählt *Brooke*, welcher sich mitten unter einem Haufen Lappländer befand, gerieth mit ihnen in Streit und schlug den einen heftig ins Gesicht. Weit entfernt, den Schlag zurückzugeben, begnügte sich der arme Lappe blofs damit, in laute Klagen auszubrechen und auch seine Kameraden machten nicht den mindesten Versuch, diese Beschimpfung zu rächen. Dieses Betragen, setzt *Brooke* hinzu, ist theils eine Folge ihrer natürlichen ruhigen Stimmung, theils ihrer angebornen Achtung vor den Norwegern, welche sie für weit mehr halten als sich selbst; eine Vorstellung, die ihnen die Ansiedler keinesweges zu benehmen suchen, weil sie Vortheil davon ziehen.

Die Lappländer erfreuen sich, wie alle Polarvölker, eines hohen Grades von Gesundheit. Es ist diefs, bei der Unmöglichkeit, in ihren von der gesitteten Welt so entfernten Wohnplätzen ärztliche Hilfe zu erlangen, eine der gröfsten Wohlthaten, die sie der Güte des Schöpfers zu verdanken haben. Wenn sie von

Rheumatismen oder sonst einem heftigen Gliederschmerz befallen werden, so bedienen sie sich, sonderbar genug, desselben Mittels, welches man in einem von Lappland sehr entlegenen Theile der Welt, in *Japan*, gegen diese Übel anwendet, nämlich des Feuers. Man legt ein Stück glühenden Schwamm auf die schmerzhafte Stelle und läfst es, wie weh es auch thun möge, ganz ausbrennen. Es soll jederzeit die gewünschte Hilfe bringen. Ein anderes Mittel besteht darin, dafs man den leidenden Theil mit einem Bande oder Tuche sehr fest umbindet. Oder man saugt so heftig daran, dafs es blutet. Das letztere Mittel wird besonders häufig angewandt und *Brooke* sah eine Menge Lappländer mit rothen Flecken im Gesicht, die auf diese Weise entstanden waren.

Bei gewöhnlichen Unpäfslichkeiten ist ihre Hauptarznei Branntwein mit Pfeffer. Auch wird statt dessen und, wie man behauptet, mit gutem Erfolg, Schiefspulver angewendet.

Erkältungskrankheiten sind, wie sich bei dem fast beständigen Aufenthalte der Lappländer in freier Luft schon von selbst denken läfst, fast ganz unbekannt. Besonders abgehärtet sind die Bewohner mancher Gegenden, z. B. in *Enontekis*, welche in der strengsten Kälte Hals und Brust bloſs tragen.

Einige Jahre vor *Brooke's* Ankunft hatten die Pocken grofse Verheerungen unter der ohnehin dünnen Bevölkerung Lapplands angerichtet. Seitdem ist aber durch die Regierung die Kuhpocken-Impfung eingeführt worden und hat dem Übel ein Ziel

gesetzt. Da es bei einem so herumstreifenden Volke schwer hält, sich von der überall vollzogenen Impfung zu überzeugen, so ist die Einrichtung getroffen, daß kein Kind confirmirt und Niemand getraut werden darf, der nicht ein Impfungszeugniß aufweisen kann.

Auch Fieber sind selten unter den Lappländern. Zuweilen sollen sie von Hautkrankheiten, besonders von einer Art Aussatz, befallen werden. Aber alle sind, wie die Grönländer und andere Polarvölker, in Folge des Schneeglanzes und des Hüttenrauches, schwachsichtig und triefäugig. Auch findet man viele Blinde.

Von der Liebe zum Branntwein und zu andern berauschenden Getränken war schon oben die Rede. Obwohl die Lappländer bereits seit längerer Zeit zum Christenthume bekehrt worden sind, so ist es doch noch nicht gelungen, sie von der Trunksucht zu entwöhnen. Diese Leidenschaft wird vielmehr durch den in neuern Zeiten immer mehr zugenommenen Verkehr mit fremden Ansiedlern und Kaufleuten noch gesteigert, indem diese um ihres Vortheils willen den Absatz des Branntweins auf alle mögliche Weise zu befördern trachten. Was der Lappländer nicht bezahlen kann, das wird ihm geborgt, und je tiefer er in Schulden geräth, desto besser ist es für den Handelsmann. Noch schlimmer ist in dieser Hinsicht der Fischlappe daran, da er das ganze Jahr hindurch mit den Fremden umgeht. Der Geistliche ist außer Stande etwas zur Versittlichung seiner Gemeinde beizutragen, da er nicht mit den Leuten reden kann. Denn — sollte man es

glauben? — *in ganz Finmarken ist nicht ein einziger Geistlicher, welcher Lappisch sprechen, oder wenigstens den Gottesdienst in dieser Sprache verrichten könnte!* Sie verstehen nichts weiter als Norwegisch, dessen nur wenige Lappländer mächtig sind. Es befindet sich daher in jeder Kirche ein Dolmetscher, welcher sogleich während der Predigt die Worte des Pfarrers ins Lappische übersetzt. Während die fremden Ansiedler und Kaufleute, um ihres Handels, also des *leiblichen* Vortheils willen, es für unumgänglich nöthig halten, die Sprache der Lappländer zu erlernen, betrachten die Pfarrer, welche für das *Seelenheil* ihrer Heerde zu sorgen haben, diese Kenntnifs als etwas Überflüfsiges, ungeachtet sie als Missionäre deßhalb hergeschickt werden und diese in allen andern Ländern der Erde zuerst beflissen sind, sich mit der Sprache des Volkes, das sie unterrichten wollen, bekannt zu machen. Wie schlecht überhaupt noch für das Kirchenwesen der Lappen gesorgt ist, beweist folgende Übersicht desselben, welche *Brooke* mittheilt.

Finmarken steht in kirchlicher Hinsicht unter dem Bischof von *Nordland* und *Finmarken*, welche beide Sprengel vereinigt sind. Früher gehörte auch *Drontheim* dazu, welches aber jetzt eine besondere Diöces bildet, da man gefunden hat, dafs Ein Bischof alle drei Sprengel nicht füglich verwalten könne. Aber dessenungeachtet erstreckt sich die Diöces von Nordland und Finmarken noch immer über mehr als sechs Breitengrade, und der Sitz des Bischofs ist von Finmarken selbst an 120 teutsche Meilen

entfernt. In ganz Finmarken befanden sich, als *Brooke* dort war, nur *fünf Geistliche*, vier in West- und einer in Ost-Finmarken, welche zusammen zwölf *Kirchen und Kapellen* zu versehen hatten. Unter dem *Prost* (Dechant) zu *Hammerfest* standen die Kirchen von *Hammerfest*, *Maasöe* und *Qualsund*, unter dem Pfarrer von *Hasvig* die von *Loppen* und *Hasvig*, unter dem Prost von *Vadsöe* die von *Vadsöe* und *Vardöe*; vier Kirchen, *Koutokeino*, *Kistrand*, *Afiovara* und *Kielvig*, wurden von einem Pfarrer versehen, der im Sommer in *Kielvig*, im Winter in *Koutokeino* wohnte, und blofs die Kirche in *Talvig* hatte einen Geistlichen (Prost) für sich allein. Seit dieser Zeit hat sich aber diese kleine Zahl von Geistlichen noch vermindert; der Prost von *Hammerfest* wurde weiter nach Süden versetzt, und seine drei Kirchen standen länger als ein Jahr leer. Die Stelle des verstorbenen Prost von *Talvig*, so wie die von *Kilvig*, wurde nicht wieder besetzt, so dafs dadurch fünf Kirchen ohne Geistliche blieben. Dasselbe ist mit den Kirchen von *Vardöe* und *Vadsöe* geschehen, indem ihr Prost zu einer bessern Stelle im Süden des Landes befördert wurde. Es war also, als *Brooke* dieses schrieb, nur noch *Ein* Geistlicher in ganz Finmarken, nämlich der in *Hasvig*, vorhanden. Übrigens waren die meisten der hier angeführten Kirchen selbst in einem höchst baufälligen Zustande. *Brooke* zeigt, dafs, so lange die Regierung nicht besser für die äufsere Lage der Geistlichkeit sorgt, die allerdings höchst traurig ist, es noch für eine lange Zeit um das lappländische Christenthum sehr schlecht stehen werde.

Die Lappländer sind gute Schützen und bedienen sich zur Jagd gezogener Büchsen von sehr einfachem Bau und kleinem Caliber. Ihr Pulver ist von der gröbsten und schlechtesten Gattung, und kommt aus Schweden oder Norwegen, oder wird gelegentlich von Bremer oder Flensburger Schiffern gekauft, die die lappländische Küste besuchen. Gleichwohl mufs es theuer genug bezahlt werden und ist oft gar nicht zu haben. Der Schütze mufs daher so viel als möglich mit dem kleinen Pulvervorrathe haushalten; der Lauf seines Gewehres ist folglich eng und die Kugel nicht viel gröfser als eine Erbse, so dafs er ein Fünftel von dem Pulver braucht, das zu einer englischen Vogelflinte nöthig ist. Gewöhnlich trägt der Lappländer zwei Pulverhörner von verschiedener Gröfse bei sich. Das gröfste enthält das grobe Pulver, mit dem er das Gewehr ladet. In dem kleinern aber befindet sich ein wenig von einer feinern Sorte, das er äufserst werth hält und nur als Zündkraut gebraucht. Nicht minder selten als Schiefspulver sind auch in Finmarken die Flintensteine. Da also der Lappländer ebenfalls wirthschaftlich damit umgehen mufs, so ist der Hahn seiner Büchse so eingerichtet, dafs man nur sehr kleine Steine braucht. Sie sind von einer durchsichtigen Art, eigentlich eine Gattung Agat; echte Feuersteine soll man im Lande nicht finden. Beim Schiefsen geht der Lappländer, ebenfalls um das Pulver zu schonen, höchst vorsichtig zu Werke. Er sucht dem Gegenstande so nahe als möglich zu kommen und drückt nicht eher ab, als bis er des Schusses gewifs ist. Er

fehlt auch wirklich äufserst selten, und man mufs bei der Kleinheit seiner Kugeln und der Beschaffenheit seines Gewehres die Geschicklichkeit bewundern, mit welcher er selbst den kleinsten Gegenstand trifft.

In einigen Theilen von Lappland bedient man sich noch der Armbrust (*Cross-bow*), hauptsächlich bei der Jagd der grauen Eichhörnchen.

Bei dem Angriffe gröfserer Thiere, besonders der Bären, zeigt der Lappländer viel Geschicklichkeit und Unerschrockenheit. Er mufs dem Bären nahe auf den Leib gehen, und glückt es ihm nicht, ihn sogleich zu erlegen, so dreht sich das verwundete Thier nach seinem Gegner um. Wenn man bedenkt, dafs der Schufs nur mit einer erbsengrofsen Kugel geschieht, so begreift man leicht, dafs dergleichen Fälle sehr oft eintreten müssen. Es bleibt dem Schützen dann gewöhnlich nichts weiter übrig, als sich auf den nächsten besten Baum zu flüchten. Diese Gefährlichkeit der Bärenjagd, so wie das dazu nöthige Geschick, machen, in Verbindung mit der verhältnifsmäfsigen Seltenheit der Bären in Finmarken, die Erlegung eines derselben zu einer ausgezeichneten That, die den Schützen in der Achtung seiner Nachbarn sehr hoch stellt. Hierzu kommt noch, dafs die Lappländer von der Feinheit und Scharfsinnigkeit des Bären sehr überspannte Begriffe haben und ihn daher mit einer gewissen Scheu und gleichsam Ehrfurcht behandeln, die sie gegen andere Thiere nicht empfinden. Es ist eine gemeine Sage unter ihnen, dafs ein Bär so

stark ist wie zwölf, und so gescheit wie zehn Menschen, und sie bilden sich in vollem Ernste ein, dafs er Alles, was Menschen reden, versteht. Daher ist es gar nichts Ungewöhnliches, sich mit dem Bären, wenn man auf ihn stöfst, in ein förmliches Gespräch einzulassen. *Brooke* erzählt einen Fall dieser Art aus der Umgebung von *Kaafiord*. Ein Lappländer, der mit seiner Büchse ein wildes Rennthier verfolgte, traf plötzlich mit einem Bären zusammen. Da das Gewehr versagte, so rief er dem Bären zu: »Ihr schlechter Kerl! Schämt ihr euch nicht, einen einzelnen Mann anzufallen? Wartet, bis ich frisches Pulver aufgeschüttet habe; dann wollen wir weiter mit einander reden!« Der Bär hielt es aber nicht für rathsam, dieſs abzuwarten, sondern zog sich ohne Verweilen zurück.

Im Winter bei tiefem Schnee bedient sich der auf die Jagd oder sonst auf die Wanderung ausgehende Lappländer der Schlitt- oder Schneeschuhe (*Skies*). Diese sind in Lappland und Norwegen beträchtlich von denen verschieden, welche man bei den Eingebornen des nördlichen Festlands von *Amerika* antrifft. Sie sind oft mehr als sieben Fufs lang, äufserst schmal, und für beide Füfse von gleicher Gröfse. Am meisten bedient man sich in *Finmarken* der Schneeschuhe, wegen der gebirgigen Beschaffenheit dieses Landes, und die Bewohner desselben führten vor alter Zeit von ihrer Geschicklichkeit im Schneeschuhlaufen die Namen *Skridfinni* oder *Skridfinni* (Schneeschuh-Finnen), und das Land

selbst hiefs, wie man noch auf alten Landkarten sehen kann, *Skidfinnia*, *Scricfinnia*, oder *Scridfinnia*.

Sobald der erste Schnee fällt, sucht der Lappländer seine Schneeschuhe hervor, obwohl er erst, wenn die Oberfläche des Schnees eine gewisse Festigkeit erlangt hat, davon Gebrauch machen kann. In den Nordländern gefriert der Schnee schon nach einigen Tagen so zusammen, dafs er einen Menschen zu tragen vermag. Die Oberfläche wird so hart und glatt, dafs der Lappländer seinen Weg durch das Land nach jeder beliebigen Richtung antreten und selbst Gegenden befahren kann, die vorher gar nicht zu passiren waren. Nichts ist im Stande, ihn aufzuhalten, und er fährt mit gleicher Leichtigkeit und Schnelle über Land, Flüsse und Seen weg. Die meiste Geschicklichkeit zeigt er jedoch, wenn es einen steilen Berg hinab geht. Man sollte glauben, die Länge seiner Schlittschuhe müfste ihm dabei sehr hinderlich seyn; aber diefs ist bei der Leichtigkeit des Stoffes, aus welchem sie gemacht sind, keineswegs der Fall. Am schwersten ist es freilich, damit bergauf zu steigen. Sie werden dann gewöhnlich mit Rennthier- oder Seehundsfell so umwickelt, dafs die Haare auswärts kommen und man folglich nicht ausglitschen und wieder zurückrutschen kann. Aber auch ohne diese Umwicklung ist der Lappländer im Stande mit seinen Schneeschuhen einen Berg hinaufzukommen. Er geht dann im Zicksack und kümmert sich übrigens nicht viel um die Zeit, welche er zur Fahrt braucht. Beim Hinabfahren in eine Tiefe kauert sich der Lappländer ein wenig nieder und

biegt sich mit dem Oberleibe rückwärts, um desto besser das Gleichgewicht zu behalten. Aufserdem hält er in der einen Hand einen Stock, mit dem er sich auf den Schnee stützt und zugleich die allzugrofse Schnelle mäfsigt. Kommt er einem hervorragenden Felsenstück oder einem andern Hinderniſs nahe, so macht er schon einige Ellen vorher eine geschickte Seitenwendung, und so grofs ist die Geschwindigkeit, mit der er, wie ein Pfeil, den Berg hinabschieſst, dafs er eine ganze grofse Wolke Schnee vor sich hertreibt.

Man hat oft behauptet, der Lappländer sei mit Hilfe seiner Schlittschuhe im Stande, ein wildes Thier einzuholen. Dieſs ist jedoch nur dann möglich, wenn frischer Schnee gefallen und derselbe noch nicht fest gefroren ist, oder auch bei Thauwetter, in welchen beiden Fällen gröfseres Wild, besonders das Rennthier, welches schwerer ist als der Mensch, in den Schnee einsinkt und seinem Verfolger zur Beute wird. Bei hinlänglich festem Schnee kann ein guter Schneeschuhläufer in einem Tage an fünf finmärkische (oder ungefähr 10 teutsche) Meilen zurücklegen.

Brooke macht im Verfolge seines Werkes auf die Verwechselung aufmerksam, welche in vielen Reisebeschreibungen rücksichtlich der *Lappländer* und der *Finnen* Statt findet, indem Beide oft für einerlei Volk gehalten werden, ungeachtet sie in Absicht auf Sprache, Kleidung, Äufseres und Alles Übrige sehr verschieden sind. Besonders haben englische Reisende viel Rüh-

mens von den dichterischen und musikalischen Talenten der Lappen gemacht, welche aber nur den Finnen zukommen. Selbst die *Schweden* und *Norweger* machen sich dieser Verwechslung beider Völker schuldig und die *Stockholmer* nennen Alles, was aus dem Norden kommt, *Lapper* (Lappländer). Selbst *Brooke* und seine Begleiter, ungeachtet sie zu fünf verschiedenen Nationen gehörten, mufsten sich diese Benennung gefallen lassen.

Die Lappländer haben mehre Arten von Schlitten. Die erste Art ist der *Bulke*, dessen sich die Handelsleute und andere Reisende bedienen. Er sieht fast aus wie ein Boot, ist 7 Fufs lang, etwa 16 Zoll breit und 8 Zoll tief, das Hintertheil hat 16 Zoll. Das Vordertheil läuft in eine aufwärts gebogene Spitze aus; das Hintertheil ist flach und der Boden oder Kiel zugerundet. Oben hat der Schlitten eine gewölbte Halbdecke, mit Seehundsfell überzogen. Die Rennthiere werden mit zwei Jahren eingespannt und sind keineswegs so gelehrig und folgsam, als manche Reisende behaupten. Der Lappländer weifs sie indefs bald zu bändigen, besonders damit, dafs er sie durch tiefen und weichen Schnee treibt und tüchtig abmattet.

Die zweite Art Schlitten ist der *Kjörs Aoksun*, oder der *Offene Schlitten*, welcher in Allem mit dem Bulke übereinkommt, nur dafs er, wie der Name lehrt, keine Bedeckung hat. Er wird eben so wie jener von Birkenrinde gemacht, ist aber nicht so sorgfältig gebaut.

Die dritte Art ist der *Raid Achian* oder der *Gepäck-Schlitten*. Er ist ebenfalls unbedeckt und von derselben Gestalt wie die beiden vorigen, aber, da er zum Fortschaffen der Waaren und anderer Sachen gebraucht wird, viel gröfser.

Jeder von diesen Schlitten wird nur von Einem Rennthier gezogen. Gewöhnlich fährt ein Lappländer in einem offenen Schlitten voraus, an dessen Hintertheil das Rennthier des ihm folgenden Gepäck-Schlittens befestigt wird, welcher hinten wieder ein anderes Thier mit seinem Schlitten angebunden hat. Fünf solche an einander befestigte Schlitten heifsen ein *Raid* und werden von einem einzigen Lappländer geführt.

Das Geschirr des Rennthieres ist äufserst einfach, aber zweckmäfsig und dauerhaft. Um den Hals trägt es ein Kummet von Rennthier-Pelz. Am untern Ende desselben gehen zwei kleine cirunde Stücke Leder zwischen den Vorderfüfsen des Thieres herab, an welchen der aus festem und starkem Leder gemachte Zugriemen befestigt, und hierauf unter dem Bauche und den Füfsen durchgehend, am Vordertheile des Schlittens, der keine Deichsel hat, mittelst eines Querholzes und eines eisernen Ringes angemacht wird. Aufserdem hängt am Halse des Thieres an einem Bande von buntem Leder, eine Glocke, deren Geläute dazu dient, die Thiere beisammen zu halten. Rings um den Leib des Thieres geht ein breiter Bauchgurt und durch den Untertheil desselben auch der Zugriemen, der dadurch eine gleichförmige Richtung bekommt und verhindert wird, zu beiden Seiten

an die Füße des Thieres anzuschlagen. Das Kopfgestell des Zaumes, welcher aus einem Streifen Seehundsfell besteht, wird blofs rund um den Kopf geschlungen und, ohne durch den Mund zu gehen, unter dem linken Ohre zusammengebunden, wo man auch den, gleichfalls aus Seehundsfell gemachten Leitriemen befestigt. Dafs nur Ein Zugriemen gebraucht wird, geht aus der Beschaffenheit des Schlittens hervor, der im Grunde nichts weiter als ein grofser Schlittschuh, mit Seitenwänden, Verdeck und Hintertheil ist. Wäre er so eingerichtet, dafs man zwei Zugriemen haben müfste, so würden diese nothwendig zu beiden Seiten des Thieres hergehen und in dem dicken Gebüsch alle Augenblicke hangen bleiben. Allerdings sitzt man in einem solchen Schlitten sehr unbequem, findet aber bald, dafs kein anderer zu einer Reise durch Lappland so geeignet ist.

Sobald der Lappländer sich im Schlitten ordentlich zurecht gesetzt hat, beginnt das Rennthier seinen Lauf; der Leitriemen wird in der rechten Hand gehalten und entweder mit einer Schlinge am Handgelenk befestigt oder blofs einige Male umgewunden. Die Hauptgeschicklichkeit des Fahrens besteht bei diesen, so wenig Grundfläche habenden Schlitten darin, nicht umzuwerfen, was aber auf glattem oder unebenem Grunde, auf steilen Bergabhängen, und bei dem schnellen Laufe des Thieres dennoch zuweilen geschieht, besonders wenn der Führer noch keine rechte Übung hat. Indessen ist bei der Niedrigkeit des Schlittens keine Gefahr mit dem Umwerfen verbunden und es gewährt

dem Lappländer, besonders da oft mehre in Gesellschaft reisen, eine recht angenehme Unterhaltung. Wirkliche Gefahren aber entstehen, wenn man den Weg verliert oder von Schneestürmen überfallen wird. So lange der Lappländer die benachbarten Berge noch sehen kann, die ihm als Wegweiser dienen, ist nichts zu besorgen, noch weniger wenn er mit einem eingefahrnen Thiere reist, welches den Weg schon mehre Male gemacht hat. Findet man es bei dickem Nebel oder Schneesturm ganz unmöglich, seine Fahrt fortzusetzen, so werden die Zelte aufgeschlagen, und man wartet, bis das Wetter sich ändert. Bei heiterm Himmel kommt dem Lappländer in der langen Winternacht auch seine Kenntnifs der Astronomie zu Statten, die sich freilich nicht viel über den Grofsen und Kleinen Bären, den Orion und einige wenige andere ins Auge fallende Sternbilder hinaus erstreckt.

Der Anblick einer lappländischen Schlitten-Karavane gewährt ein ganz eigenes Schauspiel. *Brooke* beschreibt es in folgender Stelle seines Tagebuches. »Alles war (am 6. Dezember) zu unserer Reise (durchs Innere von Finmarken nach Schweden) fertig. Die Schlitten waren gepackt, die Thiere angeschirrt und mein schwedischer Bedienter *Lundsted* von den Lappländern in seinen Balke gepackt, wo er so eingeschnürt lag, wie ein Kind in der Wiege. Ich hatte ihm ein Schaffell geliehen, damit er sich desselben bei unsern künftigen Bivouacs zum Schutze gegen die Kälte bedienen möge, und da dieses zu dicht für ihn war, so mufste der arme Bursche darunter fast erstiken, und sah überhaupt sehr possierlich

in seinem Behältnifs sitz, dafs wir uns des Lachens nicht enthalten konnten, ungeachtet wir selbst in unserer Reisetracht eine nicht minder lächerliche Figur machten. Nichts war in der That belustigender als der Anblick dieser Menge von vier- und zweifüfsigen, über und über mit Pelz bekleideten Wesen. Man konnte uns selbst nur dadurch von den Rennthieren unterscheiden, dafs wir zwei Füfse hatten und aufrecht gingen, und selbst in Beziehung auf den letztern Punkt hätte man uns eher für tanzende Bären als für Menschen halten können. Hierzu denke man sich die grofsen und dicken, wahrhaft riesenmäfsigen Gestalten der uns begleitenden Kaufleute, welche zu den kleinen Lappländern den vollkommensten Gegensatz bildeten.«

Von der Lage eines Pfarrers im innern Lappland giebt folgende Stelle aus *Brooke's* Reisebeschreibung einen Begriff.

»Das Pfarrhaus« (in *Koutokeino*) »von welchem wir ohne viele Umstände Besitz nahmen, stand ganz leer, da der Pfarrer sich nach einer andern entferntern Kirche begeben hatte. Es konnte als Muster einer lappländischen Pfarrwohnung dienen, indem es nichts weiter als eine Balkenhütte war, die nur ein Stockwerk mit einer kleinen Stube, einer Küche und einem kleinen Gemache hatte, worin ein Bett stand. Aufser denselben sah man noch einen Ofen, einen Tisch und eine oder zwei hölzerne Bänke. Wir hatten (nach unserer mühvollen Reise und bei der

elenden Beschaffenheit des Ortes, der nur aus einigen noch elendern Balkenhütten bestand) eben nicht Ursache, besonders eigensinnig zu seyn, und wie sehr wir auch die Abwesenheit des Eigenthümers bedauern mochten, so war es im Grunde ein Glück, dafs er nicht zu Hause war; denn auch nur Eine Person mehr würde im buchstäblichen Sinne keinen Platz gefunden haben. Wir selbst konnten uns in diesem engen Raume fast nicht bewegen.«

Nach einer sehr unbequem hingebrachten Nacht, während welcher *Brooke* mehr gefroren zu haben versichert, als auf der Reise beim Bivouakiren, stand er früher als seine Gefährten auf: »Die Kälte im Zimmer« — sagt er — »war so grofs, dafs das (Fahrenheitsche) Thermometer 3 Grad unter Null zeigte« (also 15⅞ Grad Reaum.), obgleich es nur ein paar Ellen vom Ofen entfernt war. Jede Flüssigkeit im Innern war gefroren. . . . Eine Hauptursache der Kälte, welche wir ausstanden, war die gebrechliche Beschaffenheit der Wohnung des guten Pfarrers, welche, da sie überall der Luft freien Zutritt gestattete, eher für einen warmen Himmelsstrich als für Lappland tauglich war. Ich hatte während meiner ganzen Reise durch die Länder überall die Bauart der Häuser mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtet. . . . Die Wohnungen der Bauern in den südlichern Gegenden, vornehmlich in *Hedemarken* und *Guldbrandsdalen*, schienen mir sehr gut gebaut und dem Klima sehr angemessen. Sie bestehen nicht nur aus grofsen und starken Balken, sondern haben auch eine dop-

palte Vorderseite, in welcher die Fenster tief innen liegen, und die Thüren sind äuſserst sorgfältig gemacht, so daſs sie völlig luftdicht schlieſsen. In dem Maſse aber, als ich weiter nordwärts kam, fand ich die Bauart der Häuser immer schlechter. Die Ursache davon ist aber nicht bloſs der Mangel an Bauholz, welcher im Norden mit jedem Breitengrade zunimmt, sondern hauptsächlich auch die Seltenheit guter Zimmerleute. « . . . . .

»Der Sprengel des Pfarrers von *Koutokeino* umfaſst einen Flächenraum von ungefähr 3800 englischen (etwa 150 geographischen) Geviertmeilen. Bedenkt man, daſs die Seelsorger-Geschäfte eines so groſsen Sprengels einem einzigen Manne obliegen, und erwägt man die Härte des Klimas und die Beschaffenheit der nordischen Wildnisse: so kann man sich ungefähr eine Vorstellung von dem mühseligen Leben eines lappländischen Pfarrers machen.«

»Der Pfarrer von *Koutokeino* bewohnt im Winter das Haus, welches wir jetzt inne hatten. Um diese Zeit verlassen die Lappländer mit ihren Heerden die Küsten und siedeln sich in einem Umkreise von 10, 20 bis 30 englischen Meilen rund um die Kirche her an, welche sie jeden Sonntag regelmäſsig auf ihren Schlitten zu besuchen pflegen. Gewöhnlich geschieht diese Rückkunft der Lappländer um die Mitte des Dezembers, und eher findet sich auch der Pfarrer nicht ein. So wie aber der Sommer näher rückt, verlassen ihn allmählich die *Quäns* oder *finnländischen* Ansiedler, welche die wenigen Bewohner des Dorfes (*Koutokeino*) ausmachen, indem sie sich, um der Fischerei willen, nach den zahl-

reichen Seen des umliegenden Landes begeben, und die Lappländer ziehen wieder nach der Küste, wohin ihnen zuletzt auch der Pfarrer folgt, indem er den Sommer über seine Wohnung in *Kielvig* aufschlägt. «

Die Kirche in *Koutokeino*, welche wir am Morgen nach unserer Ankunft besuchten, ist ein einfaches hölzernes Gebäude, und wie die meisten finmarkischen Kirchen, in ziemlich schlechtem Zustande, indem die Wände aus Bretern bestehen, die sich im heifsen Sommer werfen und dann so viele Spalten darbieten, dafs es im Winter überall hineinschneit. Der Kirchhof rings herum war hübsch bepflanzt und mag im Sommer mit dem einfachen Gebäude sich gar nicht übel ausnehmen. Auch mufs die Aussicht, welche man von hier über das umgebende hügelige und bewaldete Land, so wie auf den sich hindurch schlängelnden Flufs (*Alten*) geniefst, recht freundlich seyn. Selbst jetzt im Winter, wo Alles mit Schnee bedeckt war, aus dessen blendender Weifse hier und da einzelne schwarze Birkengruppen emporragten, war sie nicht ohne Reiz. Wir sahen in der Kirche, beim Predigtstuhl, auch den Sitz des *Tolk* oder Dolmetschers, eines Mannes von grofser Wichtigkeit, indem sein Geschäft darin besteht, den Zuhörern die Predigt des Pfarrers ins Lappländische zu übersetzen. (!) Am Eingange des Kirchhofes steht der von der Kirche abgesonderte Glockenthurm (*Belfry*) mit der Todtenkammer. Da der Pfarrer oft lange abwesend ist, so werden im Winter die Todten unterdessen hier beigesetzt, bis man sie nach seiner Rückkunft begra-

ben kann. Im Sommer aber werden sie sogleich begraben und der Pfarrer verrichtet die Begräbnifsfeierlichkeiten über dem Grabe erst, wenn er zurückkommt. Auch wenn der Pfarrer anwesend ist, können die Leichen im Winter nicht immer sogleich begraben werden, weil nämlich der Erdboden so fest gefroren ist, dafs sich kein Grab machen läfst. In diesem Falle wird die Leiche ebenfalls in der Todtenkammer beigesetzt, bis der Frühling kommt oder Thauwetter eintritt. ‹

V.

Hammerfest und sein Handel. *)

Es ist nicht leicht, von dem abgesonderten Erdwinkel, wo die kleine Niederlassung *Hammerfest* sich vor der übrigen Welt versteckt hat, eine genügende Beschreibung zu geben. Unabhängig von seiner geographischen Lage im höchsten Norden von Europa (unter 70° 38′ 34″ Breite) wird es auch durch seine natürlichen Umgebungen so verdeckt, dafs ein Seeschiff mehre Male ganz nahe vorüber segeln kann, ohne dafs die Mannschaft den Ort gewahr würde. Selbst diejenigen Schiffe, welche von Eng-

*) Nach *Brooke's: A Winter in Lapland and Sweden* etc. etc. Man sehe die Anmerkung zum Anfange des vorigen Artikels.
D. H.

land aus eigens nach Hammerfest unter Segel gingen, waren bei ihrer ersten Fahrt nicht selten in grofser Verlegenheit, den Ort ihrer Bestimmung ausfindig zu machen. Es ist überhaupt noch nicht lange her, dafs man ihn auf den englischen Karten verzeichnet findet, und doch verdient dieser jetzt so rasch aufblühende Ort allgemein bekannt zu seyn.

Hammerfest liegt auf *Qualöen*, einer der vielen Inseln, mit welchen die ganze nordwestliche und nördliche Küste *Norwegens* bis zum Nord-Cap hin eingefafst ist. *Qualöen*, (d. h. die *Walfisch - Insel*) ist unter denen, welche der Küste von *Finmarken* insbesondere als Vormauer gegen die Anfälle des Eismeeres dienen, eine der ansehnlichsten, aber gebirgig und ganz unfruchtbar, einige Zwergbirken und Gesträuche ausgenommen. Sie liegt zwischen dem Festlande, der grofsen Insel *Soröe*, von welcher sie gegen Westen, und den *Seyländischen* Inseln, von denen sie auf der Südwestseite geschützt wird. *Hammerfest*, auf der südwestlichen Seite der Insel, am Eingange einer Bucht, ist etwa 40 englische Meilen in nordöstlicher Richtung von *Hasvig*, 50 in nordnordöstlicher von *Alten*, und 60 in südwestlicher vom *Nord-Cap* entfernt.

Qualöen hat seinen Namen von der Menge Walfische, die seine Küsten besuchen; es sind hauptsächlich *Finfische* (Balaena physalus). Die wenigen Bewohner der Insel sind auf einen schmalen Raum längs dem Gestade beschränkt. Vor sich haben sie das Meer und dicht hinter sich hohe und fast unersteigliche Berge.

» Herumgehen « ist daher in Qualöen ein fast unbekanntes Wort und *Hammerfest* hat in dieser Hinsicht, wie sehr man auch über die Vergleichung lachen möge, Ähnlichkeit mit *Venedig*. Will man sich nach einem andern Theile der Insel begeben, so kann dieſs nur zu Wasser geschehen. Selbst die unbedeutendsten Wegstrecken werden auf diesem Element zurückgelegt und die Einwohner sind in Folge dessen so vertraut damit, dafs man sie Amphibien nennen könnte. Auf einen Berg steigen ist in ihren Augen eine Beschäftigung, die kein vernünftiger Mensch, wenigstens nicht um des Vergnügens willen, unternehmen wird. Sie sind daher auch so wenig mit dem Innern ihres Wohnortes, der für viele selbst der Geburtsort ist, bekannt, als wenn sie Meilen weit davon entfernt lebten. Allerdings kann auch die Aussicht, selbst von den höchsten Punkten des Landes, nichts darbieten, was einem Norweger, der ohnehin selten ein schwärmerischer Bewunderer von Naturschönheiten ist, die Mühe des Hinaufsteigens belohnte. Die hohe nördliche Breite und die gewaltige Einwirkung des Oceans, welche den Baumwuchs unterdrücken, haben *Qualöen* so wie alle übrige finmarkische Inseln, einer der ersten Schönheiten beraubt, welche die Zierde einer Landschaft ausmachen. Die Oberfläche der Insel ist seltsam durchschnitten und in den zahllosen Vertiefungen entstehen beim Schmelzen des Schnees eben so viele kleine Seen, die das Land nach allen Richtungen bedecken. Das wenige Holz besteht in *Zwergbirken* (Betula nana), welche in geschützten Thälern ungefähr Mannsgröfse erreichen. Unter

den tiefern Ästen, die am Boden hinkriechen, nisten im Sommer die *Ptarmigans*. Wie in andern Ländern der nördlichen kalten Zone findet man auch auf *Qualöen* und den übrigen Inseln dieser Küste, unter der Oberfläche Überreste von Bäumen, welche die jetzt vorhandenen an Größe weit übertreffen haben müssen. Es deutet dieser Umstand, wie manche andere, auf eine Verschlimmerung des Klimas hin. Übrigens wird der Mangel an Brennholz von den Einwohnern *Hammerfests* schmerzlich gefühlt, indem der Bedarf desselben größtentheils von dem 60 engl. Meilen entfernten *Alten* herbeigeführt werden muß.

Die Berge auf *Qualöen* erreichen eine Höhe von 2 bis 3000 engl. Fuß. Der *Tyvefield*, hinter *Hammerfest*, mißt nach *Leop. v. Buch* 1251 Fuß. Auf der gegenüberliegenden Küste der Bay, hinter dem Vorgebirge *Fuglenäs*, sind die Berge noch niedriger. Die Bay ist geräumig genug, die ganze brittische Seemacht zu fassen, und durch die umliegenden Berge vor den Winden geschützt, die von Südsüdwest und Westsüdwest ausgenommen. Aber auch, wenn diese herrschen, liegen die Schiffe an der Küste von *Fuglenäs* sicher vor Anker. Die Tiefe wechselt von 5 zu 20 Klafter. Noch sicherer ist der eigentliche *Hafen* von Hammerfest, da er überall vom Lande eingeschlossen und dadurch jedem Winde, selbst wenn es weiter hinaus am heftigsten stürmt, unzugänglich wird. Freilich ist er klein und kann nicht über 10 bis 15 größere Fahrzeuge aufnehmen. Aber der Ankergrund ist vortrefflich, 3 bis 5 Klafter tief. Als *Brooke* zuletzt hier war,

lagen folgende Schiffe theils im Hafen, theils auf der Bay vor Anker: 4 aus *Bremen* und *Flensburg*, 3 aus *Drontheim* und *Nordland*, wenigstens 150 *russische* Fahrzeuge, vom *Weißen Meere* und den benachbarten Gegenden, und zwei schöne englische *Briggs*, jede zu 180 Tonnen. Kurz vor seiner Ankunft waren 5 englische Handelsschiffe abgesegelt.

Hammerfest wurde gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts gegründet und war Anfangs, so lange die dänische Regierung das Monopol des Handels nach diesen Küsten besafs, nichts weiter als die Niederlassung eines einzelnen Kaufmannes. Durch eine Verordnung Königs *Christian VII.* wurde das Monopol aufgegeben, und *Hammerfest*, nebst *Tromsöe* und *Vardöe*, zu dem Range von Städten erhoben, mit Verleihung gewisser Vorrechte und Freiheiten, um Ansiedler herbeizulocken. Das vornehmste dieser Privilegien bestand in einer zwanzigjährigen Befreiung von allen Arten Steuern und Zöllen, mit Ausnahme der gewöhnlichen städtischen Abgaben und des Branntweins. Durch diese Maßregel wollte die dänische Regierung den finmarkischen Handel emporbringen und besonders den dortigen armen Fischern einen bequemen Markt für ihre Waaren öffnen, welche sie bisher nach *Bergen*, das fast 1000 englische Meilen weiter südwärts liegt, zu schaffen genöthigt gewesen waren.

Aber die Verluste, mit welchen die Kaufleute von *Bergen* durch diese neuen Verfügungen bedroht wurden, waren auch Ursache, daſs sie sich dem Aufkommen der jungen Niederlassungen

im Norden auf mancherlei Weise widersetzten. Erst seit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts hat sich *Hammerfest* emporzuarbeiten angefangen. Wir können hier jedoch nicht ins Einzelne gehen, sondern müssen den Leser, welchem daran liegt, auf das *Brooke*'sche Reisewerk selbst verweisen, von dem das sich über die Geschichte dieser Niederlassungen, so wie des gesammten finmarkischen Handels, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, verbreitende achte Kapitel S. 230 bis 268, einen der interessantesten Abschnitte ausmacht.

Als *Leop. v. Buch* im Jahr 1808 *Hammerfest* besuchte, hatte dieser Ort nicht mehr als 40 Einwohner. Aber im Jahr 1810 war diese Zahl schon zu 75 angewachsen, und 1822 belief sich die Bevölkerung auf weit mehr als 200 Seelen.

Der Handel von *Hammerfest*, so wie überhaupt des ganzen nördlichen Norwegens, ist von zweierlei Art; zuerst der mit den *Fremden*, welche auswärtige Manufacturwaaren und verschiedene Colonial-Erzeugnisse bringen und dafür Fische und Thran entgegen nehmen; dann der *einheimische* Handel, zwischen den angesiedelten Kaufleuten und den Landeseingebornen, welche Letztern die Erzeugnisse ihrer Gewerbe (Fischerei und Rennthierzucht) gegen Mehl, Tuch, Branntwein und andere Bedürfnisse an die Erstern absetzen. Dieser einheimische Handel ist für die Kaufleute von Hammerfest sehr einträglich, obschon nicht mehr in dem Grade, wie ehemals, indem die Concurrenz, welche durch das Zunehmen der Ansiedler entstanden ist, die Preise gegen

sonst, wo die armen Lappen von einem oder zwei Kaufleuten abhingen, sehr herabgedrückt hat.

Aber dennoch ist der ganze Handel der *Hammerfester* Kaufleute an sich, im Ganzen genommen, wenn er mit dem verglichen wird, den die *Russen* hier treiben, sehr unbedeutend. Obschon noch in der Kindheit, so verdient doch dieser russische Handel, wegen seiner raschen Zunahme und seiner Wichtigkeit, eine besondere Erwähnung.

Die Russen, welche Finmarken besuchen, kommen vornehmlich von *Kola* und den Küsten des *Weifsen Meeres*. Nur sehr wenige sind Einwohner von *Archangel*. Die meisten sind vielmehr gemeines Volk von der ärmsten und niedrigsten Klasse, in Ansehung deren die russische Regierung eine Ausnahme von ihren Handelsgesetzen gemacht hat, denen zu Folge nur Kaufleute der ersten Klasse auswärtigen Handel treiben dürfen. Dieser finmarkische Handel wird blofs mittelst kleiner dreimastiger Fahrzeuge (*Lodsches* genannt) betrieben. Sie sind den Russen eigenthümlich und halten 30 bis 100 Tonnen. Jährlich kommen 3 bis 500 solcher Fahrzeuge um das *Nordkap* herum und zerstreuen sich dann längs der Küsten von *Finmarken* und *Nordland*. Diese Zahl hangt von den Ausrüstungsmitteln der Schiffer und den Getraidevorräthen in *Archangel* ab, welche sich nicht immer gleich sind, da alle Ausfuhr-Artikel dieses Platzes, Theer, Pech und Tannenbreter ausgenommen, im Frühlinge von *Wologda* her gebracht werden, was aber nur bei günstigem hohem Wasserstan-

de geschehen kann. Die russischen Lodsthen erscheinen um die Mitte des July an den finmarkischen Küsten, und versorgen bis zur Mitte des August die Gebirge- und Küsten-Lappländer mit Roggenmehl, Grütze, Hanf, Fische, Segeltuch und Tabaksmark für die Fischerboote u. dgl. m., wofür sie rohe Fische als Bezahlung nehmen, welche der warmen Witterung wegen, damit sie nicht verderben, sogleich in grofsen Massen, nach einer den Russen eignen Methode, eingesalzen und für die russischen Märkte eingeladen werden. Aufser diesen zwei Monaten müssen die Russen ihren Fischbedarf vom Kaufmann einhandeln, mit dem sich die Lappländer ausgleichen. Das *Vog* *) Fische kommt auf 40 engl. Schilling zu stehen. Aber die wenigsten Geschäfte werden mit Geld gemacht, sondern der Handel ist grofsentheils ein Tauschhandel.

Dieser Zweig des Hammerfester Handels (mit den *Russen* nämlich) hat sich in den letzten Jahren, durch die von den beiderseitigen Regierungen erhaltenen Begünstigungen, sehr gehoben und ist bei der grofsen Menge Fische, die überall in Rufsland verzehrt werden, noch einer weit gröfsern Zunahme fähig. Vieles trug zur Belebung desselben der brittische Kaufmann *Crowe* bei, welcher sich im Jahr 1819 in *Hammerfest* niederliefs. Er war der erste Engländer, der sich hier ansiedelte, und hatte früher in

*) Das russische *Vog* hat 30, das norwegische 36 Pfund.

D. H.

Dienstan der russischen Marine gestanden. Nachdem er aber dieselben verlassen, widmete er sich dem Handel und richtete, wohl bekannt mit der Sprache der nordischen Völker, so wie mit dem Zustande des russisch-norwegischen Handels, sein Augenmerk auf *Qualoen*, wo er jetzt das erste Haus macht.

Die Wichtigkeit des russisch-finmarkischen Handels läfst sich daraus abnehmen, dafs jährlich durch denselben nicht weniger als 100,000 *Vage* Fische (hauptsächlich *Köhlerfische*, (*Gadus carbonarius*), *Schollen* (*Pleuronectes platessa* und *hippoglossus*) und *Kabeljau*) aus dem finmarkischen Meere nach Rufsland gehen. Für die Bewohner Finmarkens ist dieser Verkehr besonders dadurch von der äufsersten Bedeutung, dafs sie für ihre Erzeugnisse Mehl und Getraide erhalten, zwei für sie unentbehrlich gewordene Lebensbedürfnisse, welche sie von den norwegischen Häfen gar nicht oder nur zu sehr hohen Preisen bekommen könnten. *Brooke* glaubt, dafs wenn der Verkehr zwischen Finmarken und Rufsland plötzlich aufhören sollte, die Bewohner des Erstern in die gröfste Noth gerathen würden. Es sind schon Fälle eingetreten, wo selbst die *südlichen* Provinzen Norwegens mittelst des finmarkisch-russischen Handels vor Hungersnoth geschützt worden sind. Die Menge russischen Getraides, welche durch den Handel von *Hammerfest* jährlich aus *Archangel* nach *Drontheim* geht, ist sehr beträchtlich; selbst *Kopenhagen* versorgt sich zuweilen auf diesem Wege mit seinem Bedarf.

Sobald die russischen Lodschen ihre Einkäufe vollendet haben, trachten sie die Küsten von Finmarken so schnell als möglich zu verlassen, um noch vor dem Eintritte der Herbststürme, denen ihre schwachen Fahrzeuge nicht gewachsen sind, die Heimath zu erreichen. Im nächstfolgenden Winter werden dann die Produkte des Eismeeres von den nämlichen Leuten, die sie zu Schiffe geholt haben, auf Schlitten geladen und nach *St. Petersburg*, *Moskwa* und andern Märkten des innern Rußlands geschafft, von wo sie noch weiter, selbst, wie z. B. die Stockfische, bis nach *China* gehen.

Die Lage von Hammerfest begünstigt auch in hohem Grade den *Walfisch*-Fang, nicht blos in Hinsicht seiner eigenen Küsten, sondern auch wegen der geringen Entfernung von Spitzbergen. Man kann hier mit sehr geringen Kosten Schiffe ausrüsten und jährlich zwei Reisen nach jenen Gegenden unternehmen, während man von andern Orten aus kaum Eine machen kann. Es sind schon einige Fahrten dieser Art mit Erfolg, obschon wegen beschränkter Mittel und Erfahrung, nur im Kleinen versucht worden. Sie haben die Nützlichkeit solcher Unternehmungen bewiesen, und wenn man sie mit Ausdauer fortsetzte, so würden dadurch die Mittel für diesen Zweig der Schiffahrt vermehrt und die dazu erfoderlichen, noch abgängigen Kenntnisse erworben werden. In frühern Zeiten hat man den Walfischfang an diesen Küsten von Finmarken, besonders von Seiten der Holländer, sehr eifrig betrieben, und die dänische Regierung suchte ihn durch ansehnliche

Prämien zu heben. Heut zu Tage weifs man in Hammerfest kaum noch etwas davon. Welche Umstände den Verfall des Walfischfanges herbeigeführt haben, sagt *Brooke* nicht.

Nach einer Übersicht vom Jahre 1823, welche der Kaufmann *Crowe* dem brittischen Consul in *Christiania* mittheilte, wurde der Hafen und die Bay von Hammerfest von 177 Schiffen (5 englischen, 1 hannöverischen, 6 norwegischen, 1 flensburgischen, 1 hamburgischen, 2 bremischen, 160 russischen, und 1 niederländischen) zusammen 10,285 Tonnen haltend, besucht. Die Einfuhr belief sich auf 11,012, die Ausfuhr auf 21,700 Pfund Sterling.

Das Leben in Hammerfest ist äufserst gesellig und fröhlich. Man unterhält sich besonders an den langen Winterabenden, mit Trinken, Tabakrauchen und Musik. Die Hauptgetränke sind gebrannte Wasser (Spirits) und Punsch. Wein kennt man fast gar nicht in Finmarken; nur selten finden einige Flaschen schlechtes Gesöff dieser Art ihren Weg von *Bremen* oder *Flensburg* hierher. Selbst beim Essen wird Punsch getrunken. Während *Brooke* hier war, gab es fast jeden Abend einen Ball. Das einzige in Hammerfest gebräuchliche Instrument ist die Violine; in jedem Hause findet man jemanden, der sie spielen kann. Die Tänze sind der *Walzer*, der National-Tanz *Polsk* und der *Hopska*. Die Trinkgelage werden mit Gesundheiten auf *Gammel Norge* (Alt-Norwegen) eröffnet, welchen einige zu Ehren der etwa anwesenden fremden Gäste nachfolgen. Späterhin folgt das allbeliebte, vom Bischof *Nordahl Bruun* in *Bergen* gedichtete Volkslied:

Boer jeg paa det høie Field (Sollt' ich wohnen auf dem hohen Gebirge), welches von Allen mit dem feurigsten Enthusiasmus gesungen wird. Die Frauen sind nur bei Theegesellschaften, Mahlzeiten und Bällen zugegen. Nach dem Essen entfernen sie sich, der Tisch wird abgedeckt, die Pfeife angezündet und der Humpen gefüllt. Die Seele aller Festlichkeiten während *Brooke's* Anwesenheit war der *Foged* (Vogt). *Brooke* nennt ihn, was Trinken und Rauchen betrifft, »einen Riesen, mit dem sich Niemand in Finmarken messen konnte« (a giant, with powers unrivalled in Finmark).

Die Frauen in Hammerfest sind hübsch und gar nicht ungebildet. Besonders rühmt *Brooke* ihr schönes blondes Haar und ihre Art sich zu kleiden, wodurch sie seltsam gegen ihre Männer abstechen. *England* und *Bremen* versorgen sie mit Stoffen und neuen Moden, nicht selten zum grofsen Verdrufs der Männer, welche ihre Fische und ihren Thran, den sauern Erwerb ihres Fleifses, sich in Gold und kostbare Zeuche verwandeln sehen.

Druckfehler und Verbesserungen.

Seite 13 Z. 14 v. o. statt *Spenat* lese man *Spinat.*

„ 19 „ 5 „ „ ist *und* zu streichen.

„ 179 „ 3 v. u. statt *begünstigt* lese man *begünstigen.*

„ 203 „ 3 v. o. „ *Austiu's* „ „ *Austin's*

„ 318 „ 2 „ „ „ *Auf der* „ „ Auf *Qualöen, d. h.*

„ 338 „ 2 v. u. „ *Irrländer* „ „ *Ireländer.*

„ 340 „ 8 v. o. „ *Feigkeit* „ „ *Feigheit.*